JO VAN
AMMERS-KÜLLER
DIE FRAUEN DER
COORNVELTS

JO VAN AMMERS-KÜLLER

DIE FRAUEN DER COORNVELTS

EINZIG BERECHTIGTE ÜBERSETZUNG
VON FRANZ DÜLBERG

CARL SCHÜNEMANN / VERLAG / BREMEN

EINUNDACHTZIGSTES BIS NEUNZIGSTES TAUSEND
(111.—120. TAUSEND DER GESAMTAUFLAGE)

BUCHAUSSTATTUNG VON ERIKA HANSEN IN STUTTGART
SÄMTLICHE RECHTE, AUCH DAS DER ÜBERSETZUNG, VORBEHALTEN / COPYRIGHT 1926 BY GRETHLEIN & CO., LEIPZIG
GEDRUCKT BEI CARL SCHÜNEMANN, BREMEN

ERSTES BUCH 1846

ERSTES KAPITEL

DIE ANKUNFT

An einem kalten Novembernachmittag des Jahres 1840 stapfte Hendrik Coornvelt, Kandidat der Heiligen Schrift und Sohn des Wollwebereibesitzers Ludwig Coornvelt, durch die leeren windigen und feuchtschmutzigen Straßen seiner Heimatstadt Leiden nach der Witte Poort, in der Absicht, vor dem Gasthaus ‚Wapen van Amsterdam' auf die vom Haag kommende Halb-vier-Uhr-Post zu warten, auf den seiner Schnelligkeit wegen weit und breit berühmten Wagen der Firma van Gent & Loos, der die Entfernung von der Residenzstadt nach der Gelehrtenstadt in der unglaublich kurzen Zeit von einunddreiviertel Stunden zu bewältigen imstande war.

Der junge Pfarramtskandidat trug über seinem engen dicht zugeknöpften Rock aus schwarzem Tuch einen sehr glänzenden und sehr hohen Hut und eine breite schwarze geschlungene Halsbinde, die seine weit auseinanderstrebenden Vatermörder nur zum Teil zu bändigen vermochte; in seinen schwarz-behandschuhten Händen hielt er den mit rundem Elfenbeinknopf gezierten Stock, ein Sinnbild männlicher Würde, ohne welches kein junger Mensch aus gutem Hause auf die Straße zu gehen pflegte.

Obgleich ein verräterischer Wind von Nordost her blies und er vor einigen Wochen eine unangenehme Entzündung am rechten Ohr durchzumachen gehabt hatte, war er ohne Mantel

ausgegangen. Beim Weggehen war er nicht ohne Mühe der Besorgtheit seiner Mutter und dem Spott seiner Schwestern entronnen, als diese ihm den dicken rauhen Schanzläufer aufgedrungen hatten. Obgleich Hendrik Coornvelt wußte, daß er als Führer und Seelenhirt seiner Gemeinde über allen Eitelkeiten der Welt stehen müsse, hatte er sich heute mittag bedeutend länger vor dem Spiegel in seinem Schlafzimmer aufgehalten, als strenggenommen sich mit einem rechtgläubigen Gewissen vereinigen ließ.

Sein Gang nach der windumwehten Witte Poort hatte den ernsten Zweck, eine junge Dame von der Post abzuholen: ein Bäschen, die er noch nicht kannte, das einzige Kind der verstorbenen Schwester seines Vaters, das die weite Reise von Paris nach dem Haag unter dem Schutz eines Freundes der Familie gemacht hatte, nachdem sie monatelang auf eine passende Reisegesellschaft hatte warten müssen. Während Hendrik über die Breestraat daherging und mit gehemmter Flottheit seinen Spazierstock schwang, dachte er nicht ohne Lächeln an den jugendlich erregten Brief, den dasselbe Bäschen vor ein paar Monaten an seinen Vater geschrieben hatte und in welchem sie mit ebensoviel junger Unbesonnenheit wie Übermut sich zu dem Plan bekannte, allein und ohne Geleit nach Holland zu kommen.

Was für ein abscheulicher Zugwind blies doch durch das Noordeinde! Wie vom Fieber geschüttelt zog er die Schultern zusammen. Die Möglichkeit einer neuen Erkältung, die die gerechte Strafe für seine Eitelkeit sein würde, stand plötzlich drohend vor seinen Augen, und schuldbewußt hörte er auf, mit seinem Stock zu wippen, als er hinter dem Spiegelfenster eines der großen Häuser den weißen Schimmer eines weiblichen Gesichts unterscheiden zu können glaubte: was mußte sich Kobetje, die Tochter seines Lehrers und Leiters Dominus

Dermout, wohl denken, wenn sie ihn in so weltlicher Art einherwandeln sah!

Aber die stattliche Wirtin zur ‚Beurs van Amsterdam', die ihre Leute kannte und ihn mit einem ehrerbietigen „der Herr Pfarrer wird es kalt haben" an den warmen Kamin in ihrem Gastzimmer nötigte, ein Täßchen duftenden Kaffees einschenkte und ihn mit allen städtischen Neuigkeiten überschüttete, die ihr noch besser als dem Barbier und der ‚Wasser- und Feuerfrau' zu Gebote standen, half ihm, seiner bedrückten Stimmung Herr zu werden. Zufrieden sah er, den Rücken dem angenehm wärmenden Feuer zugewandt, seine schlanke vorschriftsmäßige dunkle Erscheinung, sein ernstes, beinahe finsteres Gesicht in dem großen abgenutzten Spiegel und gewann so allmählich sein ruhiges Selbstbewußtsein und die angenehme Sicherheit wieder, daß er ein tüchtiger junger Herr aus gutem Hause war, zu dem man in demütiger Ehrerbietung aufblicken mußte, einer, der berufen war, um seine Leidensgenossen im irdischen Jammertal auf den Pfad der Tugend und den Weg zum Himmel zu leiten.

Und siehe da, gerade wie er den letzten Schluck seines Kaffees in seinen Mund gleiten ließ, donnerte die große schwankende Kutsche über die Rundsteine der Witte Poort, der Postillion blies ins Horn, daß es gegen die stillen ansehnlichen Giebel der Häuser losschlug, die Herbergsleute stürzten hinaus, und die dicke Wirtin pflanzte sich in der Türöffnung auf. Hunde kläfften, Straßenjungen erhoben ein Geschrei, arme Kerle klapperten auf ihren Holzschuhen aus kleinen Seitenstraßen und Sackgassen herbei, in der Hoffnung, für den einen oder anderen schwerbeladenen Reisenden einen Koffer schleppen zu dürfen. Bettler schoben sich aus den dunkeln Ecken des Torgebäudes ins Licht, der Diener stellte sich auf der Schwelle gegenüber in Positur, während vor all den eben noch

stumm und tot gelegenen Fenstern neugierige Gesichter von Hausjungfern und Dienstmädchen erschienen. Alles lebte nur von dem einen großen Augenblick, in dem die Straße aus ihrer toten Schläfrigkeit zu lustigem Gewimmel erwachte und ‚der Wagen' einfuhr: der Wagen, der die Verbindung mit der weiten Welt unterhielt, der grau aussah von dem Staub der Residenzstadt oder braun von der fetten Erde des Exerzierplatzes, und der in seinem bauchigen dunklen Innern außer der Briefpost und dem ‚Haager Tageblatt' Gott weiß welche merkwürdige und unbekannte Gesichte bergen konnte.

Diesmal kamen die Neugierigen auf ihre Kosten, der Diener, die Straßenjungen, die Mädchen und die Hausjungfern. In allen Häusern der Breestraat und Rapenburg wußte man es noch denselben Abend: des alten Coornvelt Erstgeborener hatte eine junge Dame von der Post abgeholt, ein ganz fremdes Wesen, ein verwaistes Schwesterkind seines Vaters. Die verstaubte, aber keineswegs vergessene Geschichte wurde an allen Teetischen eifrig wieder aufgewärmt: wie die Mutter besagten Mädchens, die jüngste Tochter des ehrbaren Coornvelt seligen Angedenkens, sich vor zweiundzwanzig Jahren von einem französischen Musiklehrer hatte entführen lassen, wie sie im fernen und sittenlosen Paris in sündigem Schuldbewußtsein gelebt haben mochte und wie sie im vorigen Winter als arme Witwe dort gestorben war. Und den jungen Mädchen, die mit hochroten Wangen über ihren Strickstrümpfen zuhörten — denn es war wirklich keine Alltäglichkeit, daß man in Leidener guten Stuben von Entführungen und väterlichen Bannflüchen hörte — wurde eine doppelte Lehre dieser erschröcklichen Geschichte zum nächtlichen Nachdenken mitgegeben, zum ersten, daß französische Musiklehrer sittenlose und ehrvergessene Geschöpfe sind, und zum zweiten, daß Mädchen,

die gleich weiland Anna Coornvelt der väterlichen Oberhoheit zu trotzen wagen, zur Schande, Armut und Gewissensqual verdammt sind.

Aber nicht weniger als der tragische Roman Anna Coornvelts interessierte die jungen Damen die Tatsache, daß deren Tochter offenbar die Reise von Paris in einem weiten Rock aus schottischer Seide gemacht hatte an Stelle eines stimmungsvollen Trauerkleides, das man von einer Verwaisten erwartet hätte, und daß sie — doch nur das Kind eines Musiklehrers — nicht nur einen feingeblümten Schal trug, sondern außerdem noch einen Pelzmuff, der an einem Seidenband ihr um den Hals hing.

Gewiß war es die Schuld obgemeldeten schottisch seidenen Rockes, daß Empfang und Begrüßung ganz anders ausfielen, als Hendrik Coornvelt sich vorgestellt hatte. Er hielt Ausschau nach einer jungen Dame in Trauerschleiern und dumpfschwarzem Kleid, bereit, ihr die Hand zu reichen und ihr beim Aussteigen über die steilen Leiterstufen zu helfen, wobei dann die vorher sorgfältig ausgewählten Sätze von christlicher Gottergebenheit ihren guten Platz gefunden hätten. Kaum nahm er das kleine lebhafte Ding im hellfarbigen Rock, Palmenschal und großen Pelzmuff wahr, das gewandt und schnell aus dem Wagen sprang, die hilfsbereite Hand eines Mitreisenden verschmähte und mit einer sprudelnden Wortflut Koffer und Schachteln der Obhut eines der Postknechte anvertraute. Seines Irrtums wurde er sich erst bewußt, als er hinter ihrem grünsamtenen ausgeschwungenen Hut plötzlich das Wort „Coornvelt" hörte, das ihre hohe sanggeübte Stimme mit einem fremden Beiklang deutlich und befehlend aussprach.

„Das junge Fräulein Sylvain?"

Jetzt wandte der grüne ausgeschwungene Hut sich sofort ihm zu, und ein kleines dunkles Mädchengesicht mit einem

heftig roten lachenden Mund und großen glänzend schwarzen Augen erschien dicht vor dem seinigen: „Ah! mon cousin Coornvelt, enchantée de vous voir!“

Der junge Mann hatte seinen Hut abgenommen und hielt ihn vor die Brust gepreßt, wobei er mit einer Verbeugung „Hendrik Coornvelt, zu dienen“ versicherte. Auf das französische Bäschen machte die Feierlichkeit dieser Begrüßung starken Eindruck: ihr lachendes Gesicht wurde ernst, die beiden grünbeschuhten Hände hoben den schottischen Rock, und es kam eine ‚Reverenz‘ zustande, so anmutig und so tief, wie er sie noch nie von einem Mädchen gesehen hatte. Da er nun ein wohlgeratener Sohn seines Landes und seiner Zeit war, dachte er sofort an die Wagenknechte, die Wirtin, den Diener und die Nachbarn, die alle diese gänzlich unholländische Zeremonie sehen mußten und nicht verfehlen würden, ganz Leiden davon zu erzählen. Verlegen suchte er nach einer Haltung und fuhr einen alten Kerl, der mit einem Handwagen wartete, barsch an: „Schnell die Koffer und die Schachteln aufgeladen, ich stehe hier schon lange genug in der Kälte!“

Hierauf reichte er dem Mädchen, das fröstelnd die Hände in der Unendlichkeit des Muffs verborgen hatte, den Arm. Aber ohne seine Gebärde zu beachten, griff sie nach einem großen viereckigen und in einem grünen rauhen Stoff verpackten Gegenstand, den einer der Postknechte gerade dem alten Kärrner übergeben wollte. „Das tragen wir selber,“ rief sie schnell, und ehe er wußte, was mit ihm geschah, hatte sie es Hendrik Coornvelt in die Hand gestopft.

„Es ist nämlich mein Vögelchen,“ erklärte sie mit ihrer lieben sanghaften Stimme. Wieder war ihr Gesicht, vom anmutigsten Lächeln erhellt, dicht vor dem seinigen.

„Schönen Dank, lieber Vetter: das ist recht, daß du es für mich tragen willst.“

Und so schritt der ehrbare Kandidat Hendrik Coornvelt zur Seite seiner Base durch das windige und lehmfeuchte Noordeinde fürbaß. In seinem verlegenheitsroten Kopf bohrte die Gewißheit, daß hinter den halbverhangenen Fenstern zahlreiche spöttische weibliche Augen auf ihn niederblickten. Denn ein zukünftiger Pfarrer, der mit einer sehr weltlich gekleideten jungen Dame auf der Straße ging und dabei einen Vogelkäfig unter einem grünen rauhen Tuch schleppte, entsprach wenig der gemessenen Würde seines Amtes

„Denk' dir, die Brücke kenne ich schon! Das ist der Turm von der Peterskirche und das ist gewiß der Bäckerladen an der Ecke."

Vor Freude klatschte Marie Elisabeth Sylvain in die Hände, so daß der Muff an seinen Seidenbändchen ins Tanzen geriet. „Mutter hatte ein Album mit allerhand Aquarellzeichnungen, die sie in ihrer Mädchenzeit gemacht hatte, und sie hat mir wohl hundertmal von Leiden erzählt!"

Der Kandidat, der also wohl oder übel mit seinem Vogelkäfig auf der Rapenburgbrücke stehenbleiben mußte, erinnerte sich an die schönen Worte von der christlichen Ergebenheit, die er immer noch nicht angebracht hatte. Jetzt schien wieder ein passender Augenblick zu kommen, da ihre Stimme mit einem Male trauriger und dumpfer klang. Aber wo blieb seine gewohnte Sicherheit, als er ihren Augen begegnete, den großen braunen Augen, die von ungeweinten Tränen glänzten und doch mit freimütiger Ruhe sich auf ihn richteten! Mit einem Stoß fuhr ihm das Blut heiß ins Gesicht. War er denn ein Schuljunge, daß ihn ein Paar hübsche Augen aus dem Text bringen konnten? Mußte er sich als Diener des Herrn nicht schämen, daß die Lockungen des Fleisches solche Macht über ihn zu gewinnen begannen?

Es ziemte sich ganz und gar nicht für eine junge Dame, einem jungen Manne, den sie doch kaum kannte, so geradeaus

ins Gesicht zu sehen. Mit seinem würdigsten Stirnrunzeln trieb er zur Eile: „Es ist viel zu kalt zum Stehenbleiben."

Aber gerade, wie sie über die Brücke gingen, donnerte aus der Breestraat ein offener Vierspänner in brausender Fahrt und tollem Lärm über das Pflaster. Vollbeladen mit jungen Männern, die zum Teil über die Brüstung hingen und auf dem Bock saßen, die schrien, sangen und mit Mützen, Stöcken und Flaschen herumfuchtelten. Ein wildes ‚Hurra' übertönte plötzlich das Rasseln der Räder, als sie am Brückengeländer das junge Mädchen entdeckten, das in lachendem Staunen das wilde Heer an sich vorbeirasen ließ, ein Hurra, das zu Hendriks gewaltigem Schrecken durch eine grüßende Handgebärde des Bäschens beantwortet wurde!

„Wer war das?" erkundigte sich das Mädchen. Gespannt sah sie dem Wagen nach. Die Antwort des Vetters „Studenten" lautete so mürrisch, daß sie erschrocken alle weiteren Fragen unterdrückte. Der Kandidat aber erwog in seinem Herzen, sein erster Auftrag an seine Schwester solle der sein, daß sie dem fremden Kinde einschärfen müsse, ein junges Mädchen gehe in diesem Lande und in dieser Stadt nie anders als mit niedergeschlagenen Augen über die Straße. Er empfand auch keine rechte Lust, als sie beim Universitätsgebäude vorbeikamen, seine Begleiterin, wie er sich doch fest vorgenommen hatte, über die hohe und wichtige Bestimmung dieses Hauses aufzuklären. Ein paar Schritte weiter konnte er ihr schon das Haus mit der breiten blanken Freitreppe zeigen, das in Zukunft auch das ihrige sein würde: ein großes breites Haus, nach dem Zeitgeschmack gelbweiß gestrichen, an Wänden und Fenstern ebenso fleckenfrei wie spiegelglänzend an der dunkelgrün gemalten Tür und den Windfenstern. Ein gediegen vornehmes ‚Herrenhaus' mit zwei hohen schmalen Fenstern zu beiden Seiten des Haupteingangs und zweimal fünf niedrigen

und breiteren Fenstern darüber; schwarzlackierte Ketten und Pfähle, deren Spitzen ihnen das Ansehen von Folterwerkzeugen gaben, umrahmten die Freitreppe aus Sandstein, auf der man kein Stäubchen sehen konnte.

Hendrik Coornvelt zog den dicken metallenen Löwenkopf neben der Tür, und ein ganzes tolles Meer von Klängen tobte durch das hohle Hausinnere. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, ehe von drinnen eine Kette rasselte und eine Klinke abgedreht wurde, eine Ewigkeit, während deren er bemerkte, daß er trotz des rauhen Windes und des zu Hause gelassenen Mantels in Schweiß geraten war — während sie feststellte, daß das kleine Kapital von Mut, das sie während der Reise so sorgsam in ihrem einsamen Herzelein bewahrt hatte, auf dem Wege durch die graue stille Stadt zu seiten dieses steif gemessenen jungen Herrn sich ganz und gar in ihre nassen und verschmutzten Schuhe verflüchtigt hatte.

„Wollet nur eintreten, Base." Hendrik Coornvelt trat zur Seite; still und befangen schritt das Mädchen über die Schwelle. Der überlange geradlinige Gang mit seinen stumpfweißen Wänden und dem mit blau und weißen Kacheln belegten Boden, die vielen starr verschlossenen braunen Türen zu beiden Seiten, der kühle feuchte Kalkgeruch und vor allem die feierliche Stille legten sich ihr schwer aufs Herz. Gewiß hatte in ihrer Kinderzeit die Mutter ihr von den schönen großen palastartigen Häusern in Holland erzählt ... aber das war doch ganz anders, als sie es sich vorgestellt hatte, dieses Haus glich einer Kirche, einem Stift ... nein, jetzt wußte sie's: einem Kloster!

„Das ist das junge Fräulein Sylvain," meldete der Kandidat laut und herablassend einem Wesen, das die Tür geöffnet hatte und nun ganz und gar hinter ihr verschwand; erst nach und nach entdeckte das Mädchen eine kleine unansehnliche Frauen-

gestalt in einem weißgrauen ungeteilten Kleide, das aber fast gänzlich von einer großen schwarzen Umhängeschürze bedeckt wurde. Eine weiße streng gefaltete Mütze umrahmte ein bleichgelbes Altfrauengesicht, das sich neugierig vorbeugte. Das war runzlig wie ein Winterapfel und hatte kleine scharfe Augen. Plötzlich fühlte Marie Elisabeth, daß etwas nach ihrer Hand griff, und eine Stimme, klanglos und schrill wie die eines Kakadus, ihr fast ins Ohr rief:

„Gottes Wege sind unergründlich, Nichte, aber auch die Verirrten und Verurteilten stehen in seiner Hand!"

Ein bedeutungsloses „merci" war das einzige, was das Mädchen auf diese seltsame Begrüßung des unansehnlichen Wesens zu erwidern wußte, das Hendrik leichthin ihr als ‚Tante Pietje' vorstellte. Als sie aber verlegen ihre Finger von dem Griff der Alten befreien wollte, tastete die andere rauhe runzlige Hand nach ihrem Gesicht: „Ach Kind! Deine arme Mutter habe ich so gut gekannt! Gott weiß, daß der Mensch von Natur aus zu aller Sünde geneigt und mit Adams Fluch überdecket ist!"

Jetzt aber trat Hendrik mit amtlicher Würde dazwischen: „An deinen Abendandachten kannst du Zeugnis ablegen, aber nicht hier!" schrie er befehlend in die tauben Ohren hinein, und im selben Augenblick hatte er schon den Vogelkäfig in den Händen der alten Frau untergebracht. „Schau' lieber nach, ob Barend noch nicht mit dem Koffer da ist."

Mit ergebenem Kopfnicken schlurfte die Alte auf ihren Pantoffeln der harten Pflichtarbeit zu, und ein paar Sekunden später hörte man ihre Papageienstimme mit dem Gepäckmann keifen.

Wie um zu zeigen, daß dieser Zwischenfall nicht die geringste Bedeutung besitze, legte Hendrik schnell seine Hand auf den Porzellangriff der vordersten Zimmertür und ließ dem Ankömmling den Vortritt.

Beim Eintreten umfaßte der neugierige Blick des Mädchens ein weites hohes, aber nur dämmerig erleuchtetes Zimmer. Die Tapete zeigte chinesische Landschaften und Seebilder in buntem Wechsel. Der eirunde Tisch war von spiegelnder Blankheit, hochmütig steife Stühle reihten sich an der Wand. Zum erstenmal sog die Fremde den Duft eines enggeschlossenen, sonnenlosen holländischen Wohngemachs ein, den Duft von Menschen, Kampfer, Tabakrauch und ausgebrannten Torfstücken. Dann sah sie am anderen Ende, in der hellen Ecke an den Fenstern, vier Gesichter, die sich ihr zuwandten, vier feine einander sehr ähnliche weibliche Gesichter von gleichem Schnitt und gleicher, fast durchsichtiger Farblosigkeit. Das eine, das durch das dicke Fleisch der Wangen und die Schwere des Unterkinns breiter und gröber wirkte, hatte graues Haar unter dem gewaltigen Aufbau von Spitzen und Bändern, der die Würde des ehelichen Standes ausdrücken mußte, während die drei anderen durch gedrehte Löckchen ‚nach englischer Art' umrahmt wurden, jene anmutigen und berühmten Löckchen, die wie dazu geschaffen erschienen, verlegenes Erröten auf alabasternen Wangen zu verbergen, oder mitzuzittern, wenn schneeige Busen von Freude oder Schmerz erschüttert wurden!

In einem Halbkreis saßen sie vor dem linken Fenster, die Mutter und die drei Töchter, die gleich Schmetterlingen ihre weiten bescheiden farblosen Kleider ausbreiteten. Jede hatte den Stickrahmen vor sich, an dem sie mit eifriger Geduld gebückt gesessen hatte. Durch die obere Hälfte der hohen Fenster mit ihren kleinen rötlichviolett getönten Scheiben fiel stilles graues Mittagslicht.

Auf einen Schlag standen die drei Töchter auf, mit den langsam anmutigen Bewegungen, die ein jahrelanger ‚Anstandsunterricht' ihnen zur zweiten Natur hatte werden lassen; oberhalb der schweren breiten Falten ihrer unbeweglich auf

dem Boden stehenden Röcke erschienen ihre eingeschnürten Körper mit den steifen Schultertüchern und den bis an die Handwurzeln reichenden Ärmeln wie Puppenleiber.

Die Mutter war, obgleich erst achtundvierzigjährig, infolge von vierzehn Kindbetten nicht mehr gut zu Fuß. Sie blieb auf ihrem Stuhl, streckte aber beide Hände dem Mädchen entgegen, das sie nach einem Augenblick des Zauderns ergriff und ehrerbietig küßte.

Tante Aagjes klare hellbraune Augen waren voll von Tränen: „Dem Herrn sei Dank, daß du endlich im sicheren Hafen bist, mein Kind. Möge dein Leben in unserer Mitte glücklich und dein Weg gesegnet sein!"

Die neue Hausgenossin konnte Zuneigung, ja etwas von Liebe aus der bewegten Stimme heraushören, aber die Worte klangen ernst, beinahe wie eine Warnung. Mit derselben Beklommenheit, die sie beim Eintreten und bei dem gellenden Gruß der alten Tante empfunden hatte, drückte sie einen Kuß auf die ihr zugewandte weiche und schlaffe Wange der Tante.

Jetzt erst traten die drei Töchter näher; sie verneigten sich tief mit vor dem Schoß gefalteten Händen und bückten sich nach dem ausgeschwungenen Hut, um ihrer Base einen Kuß zu geben. Während sie nun dem fremden Besuch eifrig behilflich waren, Keejetje nach den Nadeln suchte, mit denen der große Schal festgemacht war, Koosje den Samthut in Empfang nahm, und Saartje einen Augenblick mit heimlicher Freude ihre Hände in die warmweiche Unergründlichkeit des Muffs versenkte, entging ihrer Neugier keine Einzelheit an der ungewohnten und prunkvollen Kleidung der armen Verwandten. Zwar waren sie bescheidene und gottesfürchtige Mädchen aus gutem Hause, zwar hatten sie von Kindesbeinen auf gelernt, daß Putz und Prunk ein listiger Hinterhalt des Teufels seien, aber sie waren zugleich Kinder, jung und

lebenslustig, voller Sehnsucht nach allem, was in die Eintönigkeit ihres Lebens Abwechslung bringen konnte. So hatten sie mit gespannter Neugier nach dem Waisenkind aus Paris ausgeschaut, von dem Vater und Mutter mit so seltsamem Mitleid gesprochen hatten.

Während sie nun Marie Elisabeth umstanden, sprachen sie mit leisen hohen Kinderstimmen, denn sie hatten gelernt, daß die Stimmen junger Mädchen einen leisen, hohen kindlichen Ton bewahren müßten. Dies hinderte sie nicht, allerhand französische Worte dazwischen zu werfen, denn sie hatten nicht umsonst drei Jahre lang den ausgezeichneten Unterricht von Madame Troquet, die in Leidschendam wohnte, genossen. Sie nannten den neuen Besuch ‚Base', sagten aber Sie zu ihr; mit dem schweren Gewicht ihrer breiten Röcke standen sie sich selber untereinander im Wege; ihre Locken tanzten über ihren glatten Wangen, die von der Erregung sogar ein ungewohntes Rot zum Geschenk erhielten. Und sie sprachen ausschließlich in kleinen abgemessenen und höflichen Sätzen, denn sie waren wohlerzogene junge Damen, und um keinen Preis auf der Welt hätten sie durch unbeherrschte Aufrichtigkeit oder ungeziemende Vertraulichkeit einen schlechten Eindruck auf die neue Verwandte machen wollen.

Hendrik Coornvelt aber hattte das Zimmer verlassen, denn das Bewußtsein seiner Manneswürde verbot ihm jetzt wie immer, seine kostbare Zeit bei Frauengeplauder zu verbringen. Er ging die Treppe hinauf nach dem kleinen Zimmer im Hinterhause, das die Eltern ihm als Arbeitskabinett angewiesen hatten, seitdem er sein Studium beendet hatte und nunmehr auf eine Berufung zum Predigtamte wartete. Aber er las heute nicht viel in den Akten der Synodalsitzungen. Mit unwilligem Ärger ließ er den eben durchlebten Nachmittag an sich vorbeiziehen und vermochte den Eindruck nicht los-

zuwerden, daß er sich gegenüber der Verwandten aus der Fremde keineswegs wie ein überlegener und wohlwollender Diener am Wort, sondern fast wie ein grüner Junge aufgeführt habe. Wieder tauchten vor ihm ihre großen dunklen Augen auf, so unbefangen und ohne Verlegenheit, wie niemals die Freundinnen seiner Schwestern einen jungen Herrn gewagt hatten anzuschauen, aber bei dem Gedanken, wie sie die tolle Studentenherde angelacht hatte, schoß ihm von neuem eine Welle der Schamröte ins Gesicht.

„Unziemlich!" Er schlug mit der Faust auf den Tisch. Das war der richtige Ausdruck. Bescheidenheit war doch die erste und vornehmste Tugend der Frauen ... Aber etwas Rührendes, etwas, das zu innigstem Mitleid zwang, hatte er an ihr empfunden in dem einen Augenblick, als sie von ihrer Mutter gesprochen hatte, von der Liebe, die die Mutter der alten Heimatstadt bewahrt hatte, als ihre roten Lippen in so kindlicher Hilflosigkeit gezittert hatten.

„Überall weiß der böse Feind seine Schlingen zu legen!" sprach er vor sich hin. Die unruhigen Eifereraugen starrten gegen die weiße Wand, die seinem Fenster gegenüber lag. Denn plötzlich schoß es mit heftigem Schrecken durch sein Gehirn, daß ja seine Mutter heute morgen bestimmt hatte, daß das Zimmer an der anderen Hofseite, genau seinem Fenster gegenüber, der neuen Hausgenossin angewiesen werden solle. Kein Zweifel, gerade vor seinem Arbeitssessel an dem mit grünem rauhen Tuch bezogenen Tische, über das Pult hin, das die große Bibel trug, konnte er hinter den gegenüberliegenden Fenstern sehen, wie Frauenkleider bald hier, bald dort erschienen und wie die warme leuchtende Helle eines Gesichts oder zweier schnell bewegter Hände auftauchte.

Hendrik Coornvelt strich sich die Haare aus der angstfeuchten Stirn und wurde inne, der Herr habe ihm durch die

Ankunft dieses kecken und losen Franzosenkindes im eigenen Vaterhause eine schwere fleischliche Prüfung auferlegt...

Vierzehnmal hatte Aagje Spieghel, Lodewijk Coornvelts, Wollwebereibesitzers an der Rapenburg Hausfrau, ihren Herrn und Meister mit einem Pfande ihrer ehelichen Liebe beschenkt; vierzehnmal hatte Lodewijk mit den strengen und ansehnlichen Buchstaben, die sein Federkiel hergab, in die große Hausbibel eingetragen: „Heute habe ich in Dankbarkeit von unserm HErrn ein geliebtes Kind zu Lehen empfangen." Aber sechsmal hatte er unter dem Geburtstag und der Reihe bedächtig gewählter Namen vermelden müssen: „Heute hat es dem HErrn über Leben und Tod gefallen, dieses mein geliebtes Kind in das Reich seiner ewigen Herrlichkeit abzurufen." Weder Trauer noch Freude hatten die ebene Form seiner Buchstaben ins Zittern gebracht, denn Lodewijk Coornvelt war ein gottesfürchtiger Mann und wußte, daß des Menschen Verbleib auf Erden nur eine Pilgerfahrt nach einem besseren Leben ist.

Und Aagje, seine Ehefrau, hatte die Kleinen, die ihr entrissen wurden — drei durch Eingeweidefieber, die andern durch die Pocken — beweint und betrauert, aber auch sie hatte sich in Demut dem göttlichen Ratschluß gefügt und neue Kinder geboren und großgepflegt, nach der höchsten und schönsten Pflicht der Frauen, bis ihre Haare grau und ihr Leib breit und schwer geworden war und sie, die früher so rastlos tätige Frau, kaum aus anderem Anlaß mehr die Straße betrat, als zum sonntäglichen Kirchgang oder zu einem Krankenbesuch in der Nachbarschaft.

Es verstand sich von selbst, daß die Töchter nach Ablauf ihrer Schulzeit die täglichen häuslichen Verrichtungen ihr abnahmen. Aber von ihrem steiflehnigen Stuhl am Fenster, auf dem sie, die Füße auf der mit glühenden Kohlen erwärmten

Fußbank, den Strickstrumpf in den unermüdlichen Händen, thronte, beherrschte sie das ganze vielgestaltige und ausgedehnte Hauswesen. Keine Nachlässigkeit, kein schiefaufgefaltetes Tuch, kein ungescheuerter Eimer, kein staubiger Fußboden entging ihren scharfen Augen auf den Prüfungsfahrten, die sie keuchend und stöhnend zweimal täglich im Keller begann und erst auf dem Dachboden beendete.

Die beiden ältesten Töchter, Keejetje und Koosje, waren, wie es sich für Töchter einer großen Familie gehörte, gleich ihr von frühmorgens bis abends spät im Geschirr. Aber wenn sie des Morgens in aller Frühe hinunterkamen, fanden sie immer schon die alte störrische Tante Pietje, die eifrig und schweigend ihr Werk verrichtete. Da sie es seit ihrer Kindheit nicht anders gekannt hatten, fanden sie es durchaus in der Ordnung, daß die Tante, obwohl sie mit den Jahren krumm von Rheumatismus und beinahe stocktaub geworden war, den Boden abwischte, während sie selbst nur abstaubten, und die schweren Mangelkeulen zog, während die jungen Damen die glänzenden Wäschestücke falteten und in die Pressen legten.

Im großen Hinterhaus, in der gefängnisartig düsteren und frostigen Küche, mühte sich von fünf Uhr früh bis elf Uhr abends noch ein Wesen in roter Jacke und schwarzem Rock ab, das die Hausgenossen ‚Kaatje' und alle anderen Leute ‚Mädchen' anriefen: aber niemand wäre wohl auf den Einfall gekommen, diesem Geschöpf andere Arbeit als das Abscheuern der Flure und das Abwaschen des Geschirrs aufzutragen. Auch wäre gewiß die ganze Gesellschaftsordnung eingestürzt, wenn Kaatje gewagt hätte, den täglichen, vom Hausherrn geleiteten Andachten auf einem anderen Sitz als dem für sie bestimmten geflochtenen Küchenstuhl beizuwohnen!

Tante Pietje indessen war ein nützliches und unentbehrliches Zwischending. Sie arbeitete zehnmal eifriger und zuver-

lässiger als eine Magd und beanspruchte kaum mehr Rücksichtnahme als eine solche — denn sie war ein altes Mädchen, ohne Geld, ohne Schutz und Schirm, die in der Familie des Webereibesitzers, mit dem sie von Vaters Seite verwandt war, ihr tägliches Brot mit der Arbeit ihrer Hände verdiente.

Da sie trotz ihrer alten Augen noch den feinsten Damast ausbessern und — trotz eines gelernten Fleischers — Mettwurst und Sülze zu machen verstand, galt sie in dem großen Hause für ein gern benütztes, aber unscheinbares Möbel, das man nur dann beachtete, wenn man es gerade brauchte, und das man erst dann vermissen würde, wenn es eines Tages nicht mehr war.

Früh begannen, spät endeten die Tage im Hause Coornvelt, und doch schienen sie für die viele Arbeit, die die Frauen zu verrichten hatten, noch zu kurz. Ein Glück war es, daß Saartje, die dritte Tochter, als Siebzehnjährige von der Schule gekommen war und man ihr also einen Teil der Haushaltsaufgaben auf die jungen Schultern legen konnte. Obgleich nun auch an ihr die wohlbewährten Erziehungsmethoden der Madame Troquet ihr Werk getan hatten, besaß sie noch zuviel von der Springlebendigkeit der Jugend; weder für das vielgestaltete Zeremoniell des Wäschedienstes noch für Silberputzen und Mützenfälteln brachte sie die ernste Hingebung mit, die eigentlich zu solchen Aufgaben gehört. Das junge Ding zeigte eine ebenso unbegreifliche wie beklagenswerte Lust an Büchern. Und zwar nicht an den gesammelten Predigten Boezers, aus denen ihre Mutter in den Nachmittagsstunden so gern vorlas, auch nicht an den ‚erbaulichen Betrachtungen für junge Mädchen', mit denen man sich auf ihrem wöchentlichen Kränzchen beschäftigte, sondern an einer gar nicht recht für Frauen geeigneten Sorte, die sie aus dem Bücherschrank ihres Vaters holte, oder — was noch schlimmer

war — in dem Zimmer aufstöberte, das David, der dritte Sohn des Hauses, in den Ferien zu bewohnen pflegte.

Schon mehrmals hatte Keejetje sie in Davids Zimmer gefunden, das Staubtuch oder Putzleder in untätigen Händen, die hochroten Wangen über solch ein Buch geneigt; und mit der ganzen Überlegenheit ihrer fünfundzwanzig Jahre hatte die Älteste dann ein christliches Donnerwetter über die Jüngste niedergehen lassen. Aber das letztemal hatten, als Keejetje sie erwischte, weder böse Worte noch selbst ein heftiges Durcheinanderschütteln Saartjes losprustendes Lachen zu unterbrechen vermocht. Als die Schwester, ernstlich böse geworden, weggehen wollte, hielt Saartje sie am Schürzenband fest: „Das mußt du hören, Kee, so etwas hast du in deinem Leben noch nicht gelesen!" Und indem sie das Beste von dem Scherz davonlachte, las sie vor:

„In diesem bedeutenden Augenblicke begab es sich, daß der bemerkenswerte Petrus Statokius der Jüngere den Seufzer des großen Simson von sich gab, in edelster Entrüstung den Bootshaken ergriff, ihn gegen den Grabenrand ansetzte und mit so inbrünstiger gewaltiglicher Kraftanspannung sich selbst darauf niederstieß, daß der Kahn mit eins losriß und hintenab sauste, wogegen der edle Urheber solchen Geschehnisses selber kopfüber in das Wasser stürzte. So lag er da, nur seine Schuhe befanden sich noch an Bord, die beiden Schöße seines Überrocks schwebten über den Wellen, und der bemerkenswerte Petrus Statokius der Jüngere, der sich mit beiden Händen auf den Grund des Wassers stützte, hielt mit entsetzlicher Mühe das mit Schlamm eingerahmte, aber immer noch brillengezierte Gesicht über Wasser. Sein Hut tanzte lustiglich auf den Wellen."

Wider Willen hatte Keejetje mitlachen müssen, ja sie widerstand nicht der Versuchung, die witzige Geschichte, die so ganz

anders war als alles, was sie sonst unter die Augen bekam, zu Ende zu lesen, aber nachher hatte sie doch mit überlegener Weisheit ihrer Schwester vorgehalten, daß Gott den Menschen die Bücher gegeben habe, um erhabene und gottesfürchtige Gedanken zu erwecken, und daß es nicht schön sei, so wie dieser Schriftsteller es sich erlaubte, in einem Buche die Fehler seiner Mitgeschöpfe und ihr Äußeres lächerlich zu machen.

Da aber hatte Saartje ihren Trumpf ausgespielt: „Weißt du nicht, wer das geschrieben hat? Wer das ist, der ‚Hildebrand', der so tut, als ob er all die Geschichten selber erlebt hätte? Das ist kein anderer als Nicolaas Beets, mit dem David im ‚Literaturverein' zusammen gewesen ist und der im vorigen Winter in der Gemeinnützigen Gesellschaft vorgelesen hat."

Die Röte der Entrüstung färbte Keejetjes hübsches Gesicht. Das konnte nicht wahr sein! Klaas Beets war doch ein ernsthafter und gottesfürchtiger junger Mann, auch er ein Pfarramtskandidat, der es doch niemals wagen würde, solche schlechten Scherze niederzuschreiben!

Kannte Saartje das sorglich gehütete Mädchengeheimnis ihrer Schwester? Klaas Beets, der Blonde, der Unwiderstehliche, so jung und schon so berühmt und gefeiert, hatte eines schönen Tages in seiner glanzvollen Studentenzeit Keejetjes hübsche Larve hinter einem der halbverhangenen Fenster des Coornveltschen Hauses entdeckt. Was war einfacher, als daß er im Geschmack der Zeit den Gegenstand seiner Bewunderung in feurigen und empfindungszarten Versen besang? Im Studentenalmanach war mit geheimnisvollen Anfangsbuchstaben ein Gedicht erschienen, das, wie David nach allerhand geheimnistuerischer Neckerei Keejetje verraten hatte, an ihre Adresse gerichtet war. Heimlich hatte sie es abgeschrieben, es wochenlang zwischen den Falten ihres Halstuches getragen und des Nachts heiße und doch selige Tränen darauf geweint,

während Schwester Koosje ruhig und nichtsahnend neben ihr schlief. Ja, in jenen Tagen war die Liebe noch ein Ding, das man bequem und einfach erleben konnte, und Keejetje Coornvelt wäre ohne weiteres bereit gewesen, ihr junges Herz für Zeit und Ewigkeit dem blonden Studenten zu schenken, wenn er nur gezeigt hätte, daß er dieses Geschenk begehrte.

Aber Klaas Beets hatte seine Bewunderung in diesem einen Liebeslied erschöpft. Er verließ Leiden und nahm eine Predigerstelle in Heemstede an, und im nächsten Frühjahr erzählten sich die jungen Mädchen in Leiden, daß er mit einer jungen Dame aus adligem Geschlecht verlobt sei.

Da wurden Keejetjes Wangen noch etwas blasser als bisher. Ihr Köpfchen hing an dem schlanken Hals noch etwas schmächtiger vornüber, und ein leiser Zug spöttischen Unglaubens umfing ihren hübschen Mund, wenn sie im ‚Vaterländischen Dichterheim' oder in der ‚Kunst- und Literaturzeitung' die vielen wortprangenden Verse las, in denen die Liebe gefeiert und die Frauen mit bescheiden duftenden Rosenknospen oder mit scheu verborgenen Hirschkühen verglichen wurden. Aber wenn sie Linnen aufspannte oder Wurst hackte oder ihre faltenreichen Unterröcke plättete, sang, ohne daß sie es wehren konnte, immer wieder das süße Lied durch ihr Sinnen, worin ein junger Herr sich für den seligsten aller Sterblichen erklärte, solange er in ehrerbietiger Ferne ihr ‚engelreines Gesicht' in seiner ‚frommen und keuschen Ruhe' wahrnehmen durfte.

Trotz aller Beteuerungen Davids und Saartjes sperrte sich Keejetje dagegen, daß der blonde und teure Dichter, dem sie ihre erste Mädchenliebe geschenkt hatte, eine Person sein sollte mit dem Spötter Hildebrand, der tüchtige ansehnliche und gottesfürchtige Menschen, Leute, die so sehr ihren eigenen Eltern, Onkeln und Tanten, Freunden und Bekannten glichen,

ins Lächerliche gezogen und dem öffentlichen Spotte preisgegeben hatte.

Jacoba, die zweitälteste Tochter des Hauses, hatte von ihrer Mutter den Auftrag erhalten, der französischen Anverwandten ihr Zimmer anzuweisen und ihr beim Auspacken und Unterbringen ihrer Sachen zu helfen.

In dem kalten weißen Licht des Flurs sah die Neugekommene, was ihr in der Dämmerung des Wohnzimmers entgangen war: Koosje Coornvelt war ein Opfer der Pocken geworden. Die Haut ihres so fein und regelmäßig geschnittenen Gesichtes glich einem schlaffen durchlöcherten Tuch, seltsam groß und düster standen die dunkelgrauen Augen zwischen den nackten Lidern, auf denen keine Spur des Brauenhaares geblieben war. Und während sie hinter ihrem Bäschen die breite Eichentreppe erstieg, dachte Marie Elisabeth mit ängstlicher Scheu an den unergründlichen Ratschluß Gottes, der durch die schonungsloseste aller Krankheiten das anmutigste Gesicht in etwas abstoßend Häßliches zu verwandeln beliebte.

Die Mädchen gingen über einen weiten hellen Vorplatz, von dem unzählige Treppen und Stufen, Nischen und Türen abzweigten. Dann ging Koosje auf einen kleineren und dunkleren Seitengang voran.

„Das ist Bruder Davids Zimmer, er studiert Jura.“ Sie zeigte einen großen Raum, dessen Tür offen stand. „Im letzten Jahr mußte er zu Hause wohnen, weil er nicht genug gearbeitet hatte, aber jetzt, nach dem Zwischenexamen, durfte er sich wieder ein Zimmer mieten.“

‚Ein Student‘! Das Wort hatte für Marie Elisabeth einen magischen Klang gewonnen, seitdem sie auf der Rapenburgbrücke den Wagen mit den ausgelassenen jungen Leuten an sich hatte vorbeirasen sehen, die einzige Äußerung von Froh-

sinn oder Lebenslust, die sie hatte entdecken können, seitdem sie den Postwagen verlassen hatte.

„Möchtest du nicht auch gerne ein Junge sein und Student werden können?" fragte sie vertraulich.

„Ein solcher Student wie Hendrik, gern," antwortete Koosje ernsthaft, „der ist immer bei angemessenem Frohsinn brav und gottesfürchtig geblieben, aber David und seine Freunde, was kümmern die sich um das höhere Leben und das Heil ihrer Seele."

Marie Elisabeth empfand, daß es sich hier um einen gefährlichen Gesprächsgegenstand handeln müsse; so trat sie schweigend hinter Koosje in das Zimmer, wo noch eine Büste der antiken Weisheitsgöttin den halbleeren Bücherschrank zierte und ein schwungvoller Aufbau von Schlägern über dem Kamin hing.

„Natürlich, du mußt wieder hier sitzen!" hörte sie Koosje mit heftiger Stimme rufen. Sie erblickte einen etwa zwölfjährigen Jungen im blauen Rock, der, den Kopf auf den Arm gelegt, mit wütendem Eifer an einem hochbeinigen Stehpult schrieb.

„Kannst du nicht anständig guten Tag sagen, Bram? Was machst du da? Ich wette, du hast wieder eine Strafarbeit!"

Mit einem verdrossenen bösen Blick, der seiner Schwester galt, legte der Junge seine Feder zur Seite und machte mit einem zwischen den Zähnen gemurmelten „Ihr Diener, Kusine" eine schulmäßige Verbeugung, dann warf er sich wieder mit unruhigem Eifer über seine Arbeit. „Ist Vater schon zu Hause?" frug er mit einer Stimme, der man die Angst anhören konnte.

Marie Elisabeth hatte ihm über die Schultern geschaut. „Ovid?" las sie erstaunt in dem Buch, „lernst du schon soviel Latein?" Da er statt aller Antwort mit erstaunt offenem grobem

Jungensmund sie anschaute, legte sie ihren Finger auf eine Stelle in dem Gedruckten und zeigte dann auf die graue dünne krähenfüßige Schrift: ‚Fecerat exiguas iam sol altissimus umbras: schon hatte die Sonne die Schatten verkleinert' — „es ist doch falsch, wenn du schreibst, ‚die Mittagssonne machte kleine Schatten?'"

Nach einem Augenblick des Staunens brach der Junge in ein rauhes unerzogenes Lachen aus und dann, als finge er an, dem Spiel Geschmack abzugewinnen, zeigte er ihr mit seinem Tintenfinger eine ganze Reihe von Worten. „Wissen Sie dann etwa, was das da heißt? Und hier: fidissima Corpora, da weiß ich mich überhaupt nicht zurechtzufinden...!" Und wieder fing er mit unfröhlichem heiserem Ausbruch zu lachen an, so daß das struppige ungepflegte Haar seines großen Kopfes hin und her flog.

„Worüber lachst du so, Junge?" Koosje, die gegen die spärlichen Strahlen der Nachmittagssonne einen Vorhang heruntergelassen hatte, kam mit aller Überlegenheit der älteren Schwester hinzu.

„Ach über gar nichts, ich versuchte nur ein lateinisches Wort richtig zu schreiben," rief Marie Elisabeth schnell. Ihr war eingefallen, daß sie sich beinahe vor ihrer Verwandten Koosje verraten hätte. Denn selbst daheim in Paris hatte sie gelernt, gewisse Kenntnisse, die in aller Augen ganz und gar nicht zu einer Frau paßten, ängstlich zu verheimlichen. War doch selbst ihre gute Mutter ganz entrüstet gewesen, als sie erfuhr, daß Monsieur Michel dem Kinde, das so ungewöhnlich leicht lernte, halb zum Spaß griechischen und lateinischen Unterricht gegeben hatte! Wie hatte sie sich beklagt, daß ihre Tochter noch gar ein Blaustrumpf und eine Schande für ihr Geschlecht werden würde! Zum Glück hatte Base Koosje nichts gehört — wenn nur der Junge nichts bei Brüdern und Schwe-

stern ausplauderte! Aber der hatte sich wieder ganz in seine Strafarbeit versenkt und jagte mit der Feder über das Papier, als ob das Heil der Seele davon abhinge. „Er kriegt Schläge, wenn Vater merkt, daß er eine Strafarbeit machen muß," erklärte die Schwester beim Weggehen.

Ein gewaltiges Bett, das zwischen grünen schwergefalteten Vorhängen einen Stapel schlohweißer Kissen sehen ließ, unter denen die gestraffte Blankheit einer kunstreichen Prunkdecke sich breitete, nahm die ganze Rückwand des wenig tiefen, aber breiten Zimmers ein, dessen Wände weiß gekalkt waren, während der hölzerne Fußboden sauber gestrichen war. Hier sollte Marie Elisabeth mit Saartje, der jüngsten der erwachsenen Töchter, wohnen. Alle anderen Möbel erschienen neben der großmächtigen ‚Schlafkutsche' klein wie Puppengerät: ein kleiner Waschtisch aus Nußholz, der nur eine einzige Waschkanne aus scharfblauem glasartigem Porzellan trug, ein Putzschränkchen an der anderen Wand, ein kleiner eirunder Tisch mit einer Bibel und zinnernem Leuchter zwischen den beiden Fenstern und drei schwarze lederne Stühle.

Auf der Kommode unter dem schwarzeingerahmten farbigen Stich, auf dem ein blondes Mädchen, von brandenden Wellen auf ihrem Felsensitz bedroht, sich an das Kreuz anklammerte, entdeckte Marie Elisabeth auf einmal ihr Vögelchen. Sein Käfig stand sauber und ordentlich da, man hatte neuen Sand und frisches Wasser hineingetan und sogar das Futternäpfchen gefüllt. Unter dem Käfig hatte man das ‚Haager Tageblatt' ausgebreitet, um das spiegelnde Mahagoniholz vor Flecken zu schützen. Und als sie das frohe Zwitschern des Tierchens, das aufgeregte ungeduldige Hin- und Herspringen bemerkte, schossen ihr plötzlich die heißen Tränen in die Augen. Um nicht von Jacoba gesehen zu werden, drückte sie ihr Gesicht an den Käfig, murmelte liebkosende

Worte und fuhr mit ihrem Finger an den Metallstangen entlang. Als ob sie sich von dem kleinen Wesen, das so losgelassen seine Freude über ihre Anwesenheit bezeugte, gar nicht trennen könne, blieb sie, die bloßen Arme auf die Kommode gelegt, so lange wie festgebannt, bis sie eine Frage ihrer Führerin vernahm, die dem ungeduldigen Tone nach gewiß schon das zweitemal an sie gestellt wurde: ‚zu welcher kirchlichen Gemeinschaft sie gehöre?'

Langsam drehte Marie Elisabeth sich um, verlegen fuhren ihre Hände über den Rock aus schottischer Seide. Sie war nicht ganz unvorbereitet auf diese Frage, denn von der streng kirchlichen Richtung der holländischen Verwandten hatte die Mutter oft gesprochen, immerhin hatte sie nicht geglaubt, daß sie hierauf werde Antwort geben müssen, noch ehe sie den Koffer ausgepackt, ja selbst ihre Hände gewaschen hatte.

„Bei uns gab es nur eine protestantische Kirche," sagte sie ausweichend; „in Frankreich sind die meisten Leute katholisch. Früher bin ich oft mit Mutter in unsere Kirche gegangen."

Jacoba saß auf einem der rundlehnigen Stühle am Fenster. Ihr Gesicht mit den schrecklichen Pockengruben war fahlgrau in dem wesenlosen Licht, das vom Hof aus durch die kleinen Scheibenfenster eindrang.

Mit festem und dringendem Blick schaute sie die neue Verwandte an: „Glaubst du an die Gnadenwahl?"

Marie Elisabeth wußte im Augenblick nicht, was das seltsame Wort bedeuten sollte. Errötend und demütig sprach sie: „Ich glaube, daß Christus für unsere Sünden gestorben ist."

Bitter kniff Koosje die farblosen Lippen zusammen. „Solche feigen Ausflüchte hört man wohl von den Lauen und den Verirrten." Ihre Stimme klang mit einem Male seltsam deklamierend, und ihre Augen bohrten sich mit starr fanatischem Blick in die des anderen Mädchens.

„Ich verstehe nicht schrecklich viel von Glaubenssachen," gestand Marie Elisabeth; „Mutter war solange krank, und da hatte ich wenig Zeit, in die Kirche zu gehen."

„Das Heil ruht nicht bei der Kirche," trumpfte Jacoba mit derselben eigenartigen Stimme auf. „Der Herr hat eine kleine Anzahl von Gläubigen herausgegriffen und auserwählt."

Marie Elisabeths Finger spielten unsicher mit den farbenreichen Blumen ihres Hutes. Stockend und im beschämenden Bewußtsein ihrer Unwissenheit frug sie: „Wie kann der Mensch wissen, ob er zu den Auserwählten gehört?"

„Das ist es gerade!" Eine düstere Überlegenheit lag in Koosjes Stimme. „Niemand kann wissen, ob er nicht zu den Verdammten gehört. In der Geburtsstunde des Menschen hat Gott schon festgesetzt, ob er ihn selig werden oder in der Hölle verdammt sein lassen will."

Während der schweren und düsteren Stille, die auf diese Erklärung folgte, bemühte sich Marie Elisabeth vergeblich, den seltsamen Ausspruch in ihrem müden Kopfe zu verarbeiten. Und augenblicksweise kam es ihr so vor, als ob dieses unentrinnbare Schrecknis wirklich wahr sein könnte, als ob sie alles das glauben müsse von der Hölle und der Verdammnis, von dem Fluch, der dem Menschen von der Geburtsstunde an durch Gott auferlegt ist, von dem Engpaß, aus dem sich in Ewigkeit kein Ausweg findet...

Sie erinnerte sich, wie ihre Mutter mit einem Schauder, wie er den Menschen nach einem lange zurückliegenden Schrecken befällt, von ebendiesem furchtbaren und mitleidlosen Glauben sprechen konnte als von dem Fluch, der auf ihrer eigenen Jugend und der ihres kleinen Bruders gelegen hatte. Eine unablässige Drohung des Gerichts und der Strafe, die schwer wie der graue Wolkenhimmel über dem flachen grauen Lande liegt, über den Menschen in den Häusern, über den großen

starren Kirchen und den stillen Straßen hängt. Aller Genuß, aller Frohsinn waren als Sünde und Verführung aus ihrem jungen Leben verbannt geblieben.

„Du wirst wohl mit Vater und Mutter nach der Hauptkirche mitgehen," hörte sie Koosje jetzt wieder mit ihrer Alltagsstimme sagen. „Vater ist da Ältester und wir haben auch alle bei Pastor Dermout unser Glaubensbekenntnis abgelegt. Aber den rechten Glauben findest du nicht in der Kirche, den gibt es nur in den Andachtsstunden, in die ich mit Tante Pietje gehe, da wird die Seele durch das lebendige Wort erhoben und..."

Zum Glück für die Fremde blieb der Schluß von Koosjes Herzensergießungen ihr einstweilen erspart, da in diesem Augenblick Saartje ihr neugieriges Gesicht, das über die eigene Dreistigkeit errötete, durch die Tür steckte. Gleich hinter ihr erschien Keejetje, die bescheiden ihre Hilfe beim Auspacken anbot. Erstaunt schauten beide auf den Koffer, der noch nicht einmal offen war, und gleich, als hätten sie sofort begriffen, wessen Schuld es war, warfen sie einen heftig entrüsteten Blick auf Koosje, die verlegen aus dem Zimmer ging. Koosje konnte es ja nicht lassen, trotz des Verbots ihres Vaters immer wieder von ihrem ‚Pharisäertum' zu sprechen, von dem harten und strengen Glauben, von dem sie besessen war, und in dem weder ihre Eltern noch der rechtgläubige Pfarramtskandidat Hendrik etwas anderes als eine Verirrung erblicken wollten.

Jetzt dauerte es keine fünf Minuten, bis das Eis gebrochen war. Mit ehrerbietiger Behutsamkeit trug Keetjetje nicht weniger als vier raschelnde Seidenfahnen in den großen Wandschrank, und in höchster Entzückung probierte Saartje erst einen roten, dann einen braunen und endlich noch einen schwarzen Hut von verwegen geschwungener Form auf ihren blonden Locken. Als aber die fremde Verwandte ihr schottisches Kleidchen losmachte, um es mit einem einfacheren von

grünem Rips zu vertauschen, machten sie tellergroße Augen über den kunstvollen Aufbau von Gaze und Fischbein, der wie ein Vogelbauer die Hüften der französischen Base umspannte und das Geheimnis des erstaunlichen und doch nicht plump wirkenden Umfangs ihrer Röcke aufklärte.

Man nannte das eine Krinoline, erklärte Marie Elisabeth mit der frohen Überlegenheit der erfahrenen Großstädterin; schon seit dem Winter war es in Paris der neueste Schick, so eine Einrichtung zu tragen. Ihre Majestät die Königin hatte bei dem Wettrennen ein Exemplar von fünf Metern Umfang hoffähig gemacht, die Herzogin von Berry auf dem Opernball sogar eines von rosenfarbenem Tarlatan mit sechsundzwanzig Rüschenstreifen vorgeführt.

Mit glühenden Wangen und sausenden Ohren hörten die beiden Mädchen zu, wie jetzt das Bäschen, das ohne jede Ehrfurcht vor der Prunkdecke auf dem Rand des weißglänzenden Bettes saß, mit einem unaufhaltsamen Redestrom, worin viele französische Ausdrücke mitschwammen, von Bällen und Empfangsabenden, von Opernaufführungen erzählte, ganz als hätte sie all diese Ereignisse der großen Welt mit eigenen Augen gesehen.

Wenn auch Keejetje keinen Augenblick vergaß, daß es sich hier um lauter leichtsinniges und eitles Gerede handle, und daß sie nachher ihr Gewissen ernstlich werde befragen müssen, so vermochte sie sich ebensowenig wie die jüngere Schwester der Bewunderung, die die Krinoline ihr abnötigte, zu entziehen. Eine Erfindung, die die schwere Last von drei steifgestärkten weißen Unterröcken, einem aus Moltonstoff und einem mit Roßhaarfutter entbehrlich machte und außerdem der Figur beim Gehen die zierlichste Knicklinie verlieh! Ob die modische Neuheit sich auch in Holland und in der Ehrbarkeit Leidens durchsetzen werde? Ob Vater sie jemals für seine Töchter

passend finden würde? Der Schlag des von Saartjes Hand eilig zugeworfenen Kofferdeckels weckte sie aus ihrem Nachdenken.

„Wir müssen hinunter!“ erschreckte die Jüngste die beiden anderen. „Es hat halb sechs geschlagen, und wir müssen im Zimmer sein, ehe die Lampe kommt.“

Beflissen half Keejetje dem Bäschen, die zahllosen Haken und Ösen des engen glattanliegenden Mieders festzumachen, während Saartje das auf einmal wieder so demütig kindlich aussehende Gesicht mit fast ängstlicher Bewunderung anschaute. Denn Marie Elisabeths Koffer war keineswegs nur, wie Saartje vermutet hatte, bis an den Rand mit Röcken, Hemden, Halstüchern, Unterleibchen und geköperten Höschen gefüllt. Neben einem kleinen Packen Unterkleider hatte sie einen ganzen Haufen von Büchern entdeckt.

Mit Mühe hatte Saartje einen Schrei des Entzückens unterdrückt. Sie, die erst gegen den elterlichen Ratschluß gemurrt hatte, als die Mutter sie dazu erwählte, Zimmer und Bett mit der neuen Anverwandten zu teilen! Nicht dachte sie wie Keejetje an ihr Gewissen; sie dachte an alle die Abende und Nächte, in denen sie beide an dem neuen Bücherschatz ihre heimliche Freude haben würden. Wenn es nur Mittel und Wege gäbe, um sich eigene Kerzen zu beschaffen! Saartjes Leben lag auf einmal voller unbekannter, von niemandem vermuteter Herrlichkeiten.

Im Weggehen fiel ihr Blick noch auf eine ganze Sammlung bunter Seiden- und Samtfetzen, Federn und Kunstblumen, mit der eine der großen Hutschachteln bis zum Rande gefüllt war. „Wofür brauchst du das?“ frug sie erstaunt.

Ein flüchtiges Erröten ging über Marie Elisabeths Gesicht. „Ich dachte, ich könnte es vielleicht noch...“ Sie entriß sich ihrer Verlegenheit mit einem hochmütigen Achselzucken, das die beiden wohl bemerkten: „Ich habe bei Mutter gelernt,

Blumen aus Seide und Samt zu machen, ich kann auch Mützen aufspannen und Hüte ausputzen."

Die beiden Schwestern tauschten einen bedeutungsvollen Blick. Sie hatten es schon richtig erraten: es hatte seine besondere Bewandtnis gehabt mit der verstorbenen Mutter ihres Bäschens. Hüte ausputzen und Mützen aufspannen — das tat hier keine Dame von Familie. Saartje faßte eine deutliche Ahnung einer Geschichte von sündiger, romantischer Leidenschaft, und sie nahm sich vor, daß ihr nichts davon verborgen bleiben solle.

ZWEITES KAPITEL

DER VATER

Als die Mädchen schnellen Schrittes die Treppe hinabeilten, sahen sie, wie gerade Tante Pietje mit der Lampe in der Zimmertür verschwand. Drinnen schob Tante Aagje mit Mühe ihren schweren Leib von ihrem gewohnten Fensterplatz an den Tisch, während die alte Verwandte die Fußbänke hinübertrug und die Stickrahmen, die nur während der nachmittäglichen Erholungsstunden gebraucht werden durften, in einem tiefen Wandschrank hinter der gemalten Tapete wegschloß.

Während die Töchter ihre Stühle heranrückten und ihre Plätze am Tisch einnahmen, wünschten sie ihrer Mutter guten Abend.

Der goldige Schein der Stehlampe, die eine runde Glocke aus geblümtem Porzellan schmückte, fiel auf die spiegelnde Tischplatte, über die sich die stillen hellen Gesichter der Mädchen beugten. Näh- und Flickgerät wurden hervorgeholt, und unablässig beschäftigt, schlug die alte Pietje die zusammengelegten hölzernen Fensterläden auseinander und sperrte mit klappernden Eisenstangen die Nacht aus.

Marie Elisabeth empfand das Zimmer in seiner abendlichen Geschlossenheit mit den schattig dunklen Winkeln ringsum, die warme Helle des großen eirunden Tisches zu ihrem Erstaunen viel heimlicher anmutend denn des Mittags, als sie sich seiner ganzen starren Geputztheit gegenüber gesehen hatte. Das offene Torffeuer unter dem hohen Kamin, das bisher nur sparsam gebrannt hatte, flammte, durch Pietjes Haken aufgemuntert, knatternd auf, während die Alte einen geräumigen, mit schwarzen Leder ausgeschlagenen Lehnstuhl heranrückte, das einzige Möbel dieser Art, mit dem das Zimmer prunken konnte.

Marie Elisabeth bat um ihren Anteil an der Näharbeit, eine Frage, die Tante Aagje offenbar Freude machte, da sie mit zustimmendem Nicken ein leinenes Herrenhemd heraussuchte, in welches mit behutsamen Schlagstichen die feinsten Falten gestickt werden mußten.

„Das ist eine große Auszeichnung!" lachte Saartje von der anderen Seite her, „David ist mit seinem Unterzeug schrecklich eigen!"

Während die ältliche Frau die Arbeit ausgab, hatte das junge Mädchen Gelegenheit, das bei aller Strenge doch gutmütige Gesicht mit dem gedunsenen blassen Wangenfleisch, den klugen Augen und den Halbkreisen des Doppelkinns, die auf die eine Haarlocke bergende Brosche drückten, zu beobachten. Mit ängstlicher Ehrfurcht dachte sie an die märchenhaften Erzählungen von Ordnungsliebe und fraulichem Arbeitseifer, die ihre Mutter von Tante Aagje Coornvelt zum besten zu geben pflegte.

Aber was für eine Mütze! Für ein Mädchen, das in Frankreich erzogen war, hatte dieser stattliche Aufbau von Spitze, Tüll und blaurötlichen Bändern etwas Beängstigendes.

Sie überlegte: durfte sie es wagen, wenn sie erst ein paar Tage im Hause war, mit dem Anerbieten hervorzutreten, diesen

hoffnungslos altmodischen Gegenstand nach dem neuesten Pariser Geschmack umzuarbeiten? In dem Brief, den Onkel Coornvelt ihr nach dem Tode der Mutter geschrieben und in dem er ihr versprochen hatte, ihr baldmöglichst eine Reisegelegenheit nach Holland zu besorgen, hatte ein seltsamer und peinlicher Satz gestanden. „Geliebte Nichte, mit strengem und ernstem Nachdruck muß ich Euch ersuchen, in meinem Hause weder zu meinen Töchtern noch zu irgend jemand anders die hier von niemandem gewußte Tatsache erwähnen zu wollen, daß Ihr und Eure Mutter selig Euer Brot mit der Arbeit Eurer Hände habt verdienen müssen." Sollte das heißen, daß der Onkel meinte, man müsse sich dieses Umstandes schämen? Wäre es ihm lieber gewesen, wenn die Mutter und sie selbst ihn um seine Unterstützung angegangen wären, anstatt sich aus eigenen Kräften durch die schweren Jahre durchzuschlagen?

Aber die Tante und die Kusinen durften doch wissen, daß sie Hüte und Mützen machen konnte? Die würden doch Augen machen, wenn sie die häßliche und plumpe Mütze, die Tante trug, in Gestalt eines zierlichen und schmeichelhaften Kopfschmuckes auferstehen sahen. Gewiß würden sie das Bäschen bitten, alle Hüte nach neuestem Pariser Geschmack umzuarbeiten... Marie Elisabeth sah sich im Geist schon an der Arbeit... aber eine unbestimmte Ahnung sagte ihr, daß Tante Aagje und der neueste Pariser Geschmack sich nicht allzu gut miteinander vertragen würden...

Es rammelte etwas an der Türklinke, und durch einen schmalen Türspalt schob sich das jüngste Glied der Familie herein. Von den erwachsenen Schwestern mit ermunterndem Zuruf begrüßt, kam ein kleines verlegenes Mädchen, Füßchen vor Füßchen setzend, näher. Sie trug unter einem kurzen weitfaltigen rosenroten Röckchen und einer straffen Schnürbrust eine bis auf die Knöchel reichende Hose aus weißem Nessel-

tuch. Bei jedem Schritt achtete sie, wie sich das für ein ordentliches und wohlerzogenes Kind schickte, darauf, daß sie die herrlichen Röhrenfalten, die bis auf ihre niedrigen Schuhe herabgingen, nicht aus der Form brachte.

Bei dem breiten und sicheren Schoß ihrer Mutter angelangt, versteckte sie verlegen ihr Köpfchen vor der fremden jungen Dame, die am Tische saß. Auf das strafende „Pfui, Naatje" der Tante schnellte sie indessen sofort empor, hob mit beiden Händchen den Rock etwas in die Höhe und führte eine tadellose kleine Verbeugung aus.

„Wie lieb!" bewunderte Marie Elisabeth. Keejetje bekräftigte flüsternd: „Ist sie nicht köstlich? Und so ein gescheites Kind dabei!" Und während sie die rosenroten Bändchen in dem flachsblonden Haar in Ordnung brachte, fügte sie lauter hinzu: „Nicht wahr, Mutter, keine einzige von uns konnte mit sechs Jahren schon so viel Psalmen und Texte aufsagen wie Naatje!"

Frau Coornvelt stimmte mit stolzem Kopfnicken zu. Wie alle Mütter hatte sie eine Schwäche für ihren jüngsten Sprößling; gegen das liebe blonde Naatje war sie nachgiebig, wie gegen kein anderes ihrer Kinder. Die Kleine durfte sogar jeden Abend auf einem Stuhl am Tisch sitzen, während all die anderen bis zu ihrer Konfirmation, wie es sich von selbst verstand, ihre Abendarbeit im Stehen hatten verrichten müssen.

„Ich habe heute ein neues Verschen gelernt!" kündigte Naatje mit ihrer hohen und hellen Stimme an.

„Das kannst du dann einmal fein für uns aufsagen," sagte die Mutter und zog den Miedereinsatz aus Nesseltuch, der in tadellosen Falten das magere Kinderhälschen deckte, ein wenig in die Höhe.

Naatje faßte von neuem ihr Röckchen mit beiden Händen und machte wieder, aber diesmal mit übertriebenem Schwung,

eine Verbeugung. Das Gesicht ernsthaft ihrer Mutter zugekehrt, sagte sie laut und ganz ohne Stocken her:

„Ich wünsch' guten Morgen
Mit kindlichem Gruß,
Erhabener Vater und Mutter, ich muß
Demütig mich beugen vor euch und bezeugen:
Ich find' es so fein,
Eurer Mühen und Sorgen
An jeglichem Morgen
Teilhaftig zu sein."

„Ein hübsches Verschen," nickte Tante Aagje befriedigt. „Das Fräulein geht mit ihrer Zeit mit. Sie bringt den Kindern nicht nur ihre Texte und Sprüche, sondern zur Abwechslung auch mal ein nettes Gedichtchen bei."

„Aber Naatje," neckte Saartje von der anderen Seite des Tisches her, „dies Verschen darfst du doch nur des Morgens aufsagen und wenn Vater dabei ist?"

Naatjes Augen suchten erschrocken bei ihrer Mutter Schutz, die beruhigend den Kopf schüttelte.

„Sie soll es überhaupt nicht vor ihrem Vater aufsagen!" mischte sich Tante Pietjes Papageienstimme ein, „ihr Vater liebt es nicht, wenn kleine Kinder andere als Religionsgedichte lernen."

Mutter Coornvelt biß die Lippen aufeinander. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, lieber sich nicht mit Pietjes scharfer Zunge zu messen; das Unglück war, daß die angesäuerte Alte fast immer recht hatte.

„Naatje kann auch gewiß einen schönen Psalm für uns, nicht wahr, Liebling?" Sie bückte sich nach dem Kinde.

Eifrig, aber doch ein bißchen unsicher bejahte Naatje: „Den von der vorigen Woche?"

„Komm nur her, ich helfe dir schon." Keejetje streckte ermunternd die Hand aus, und das Kind lehnte sich an ihren Schoß. Die dunklen Röhrenlocken der Ältesten mischten sich mit dem seidigen Blond der Jüngsten, während sie hilfreich die Anfangsworte flüsterte.

„Ich kann ganz gut allein," wehrte die Kleine ungeduldig ab.

„Nicht uns, o Herr, nur Dir allein sei Ruhm und Preis gegeben. Warum, o Herr, sagt immerdar die Heidenschar mit Spott: Wo ist, wo ist denn doch ihr Gott, den sie so hoch erheben ...?"

„Nicht so schnell," warnte Keejetje, während Tante Pietjes zahnloser Mund die Worte eifrig mitmurmelte.

„Nicht einhelfen!" wehrte das Kind von neuem ab. „Und doch ist Er allein der Herr, der stets in unserm Herzen thront, der hoch im Himmelsschlüssel wohnt ..."

„Naatje!" Von drei Seiten zugleich erhob sich heftiger erschrockener Widerspruch.

Das Händchen des Kindes schlug in leidenschaftlicher Bestürzung gegen den Mund, während über ihr blasses Gesichtchen ein glühendes Errőten flog. „Im Himmelsglanze," hatte Keejetje ganz schnell geflüstert.

Mit heißen Tränen der Scham in den porzellanblauen Augen wiederholte das Schwesterchen die Worte, während Saartje, die es gewagt hatte, über die Verwechslung zu lachen, von ihrer Mutter eine Rüge erhielt.

„Wie schrecklich dumm!" verwies Schwester Koosje und suchte zugleich bei der neuen Verwandten den ärgerlichen Fehler zu entschuldigen: Himmelsschlüssel hieß nämlich das Gäßchen dicht bei der Kleinkinderschule, die Naatje täglich besuchte; ein solches Versprechen kam beim Aufsagen dieses Psalms wohl auch bei anderen Kindern vor, aber von dem lebhaften eifrigen Schwesterchen hätte sie einen solchen dummen Fehler nie erwartet.

Naatje hatte ganz still ihren Strickstrumpf aus dem Schrank geholt und vertiefte sich im niederdrückenden Bewußtsein ihrer Schande in die Arbeit. Ihr ehrgeiziges Kinderherz, das immer nach Lob und Bewunderung lechzte, litt schwer unter dem erniedrigenden Gefühl, sich vor den Augen der neuen Hausgenossin töricht gezeigt zu haben. Denn dies war doch das Fräulein, das frisch aus Paris gekommen war und von dem die Eltern — von Naatjes frühgespitzten Ohren nicht ungemerkt — immer in einem so eigenartigen geheimnisvollen Ton zu sprechen pflegten.

Während Marie Elisabeth im Kreise der unermüdlich arbeitenden Frauen schon wie eine Zugehörige saß und genau nach dem Geheiß der gestrengen Tante vor jedem Stich die Fäden zählte, konnte sie es kaum abwarten, ihren neuen Verwandten von dem wunderbaren, neu erfundenen Beförderungsmittel zu erzählen, von dem unheimlichen, aber doch so angenehm aufregenden Erlebnis der Fahrt mit dem Dampfzuge, der sie und ihren Reisebegleiter von Paris nach St. Quentin gebracht hatte. Trotzdem fand sie nicht den rechten Mut, von selbst mit ihrem Reisebericht zu beginnen. Denn das Gespräch drehte sich ausschließlich um Angelegenheiten des Haushalts, um das Schweineschlachten, das eine Woche lang das ganze Haus von unterst zu oberst gekehrt hatte, über die Vorhänge im Eßzimmer, die gewaschen werden mußten, und über Saartjes besten weißen Unterrock, auf dem sich schwer erklärbare Rostflecken zeigten. Immer wieder trat dann ein langes, allgemeines Schweigen ein, und die Stille machte sich so stark fühlbar, daß das Mädchen den Stich von Koosjes Nadel im Köpertuch hören konnte. Und die gleiche übermächtige Stille herrschte in dem großen, von so vielen Menschen bewohnten Hause; auch aus der Stadt, die hinter den geschlossenen Fensterläden lag, drang nicht das leiseste Geräusch ein.

Endlich dröhnten vom benachbarten Kirchturm sieben Schläge; genau im gleichen Augenblick wurde oben im Hause eine Tür geöffnet und wieder geschlossen, während zugleich sich der Frauen, die um den Tisch saßen, eine erregte Erwartung und Bewegung bemächtigte.

Die Mutter forschte besorgten Gesichtes unter der Lampenglocke, da die Flamme weniger hell als sonst zu brennen schien. Keejetje war aufgestanden, um eine Zeitung und eine Brille in grünem Futteral vom Schreibtisch herüberzubringen, und Koosje schob den Tabaksbeutel und ein frisch aufgefülltes Kohlenbecken an den seines Herrn wartenden Armstuhl heran. Während Naatje ihr noch immer angsterfülltes Gesicht hinter dem Strickstrumpf verbarg, fegte die leichtsinnige Saartje rasch die Flausen, die sie mit dem groben Wollgarn ihrer Arbeit auf der spiegelnden Tischplatte gemacht hatte, in ihren Schoß.

Langsame und schwere Schritte stampften die Treppe herab. Als die Tür sich auftat, standen alle Töchter gleichzeitig auf und sagten mit kurzer Verbeugung: „Guten Abend, Vater." Marie Elisabeth hatte halb unbewußt das gleiche getan. Aus der dunklen Ecke an der Zimmertür antwortete eine tiefe, klangvolle Stimme: „Guten Abend, Frau und Kinder." Im Schimmer der weißen Flurwand nahm der scheue Blick der neuen Hausgenossin eine sehr hohe und sehr umfangreiche Gestalt wahr.

Ganz anders als die schnellen Befehlsworte, die Tante Aagje ihren Kindern zuzurufen pflegte, klang ihre Stimme, mit der sie ihrem Ehegatten mitteilte: „Coornvelt, hier ist unsere Nichte Sylvain." Die Augenblicke, in denen der Herr des Hauses mit gemessenen Schritten das große dunkle Zimmer bis zum Lichtkreis der Lampe durchwanderte, schienen Marie Elisabeth eine Ewigkeit. Bis zu ihrem zwölften Lebensjahr hatte sie einen kleinen beweglichen Mann Vater nennen können, den sie und ihre Mutter mit ‚Petit Papa' anzureden pflegten. Oft hatte er

sie, wenn er spielend oder singend am Klavier saß, auf die Knie genommen, und sie erinnerte sich seiner als eines stets lustigen und zu Scherzen aufgelegten Menschen. Wenn ihre Mutter mit ihm redete, tat sie es in demselben freundlich zurechtweisenden Ton, in dem sie ihrem Töchterchen seine kleinen kindlichen Sünden vor die Augen führte.

Was für eine andere Art von Vater war jetzt hier eingetreten! Schon das Nahen seiner Schritte verbreitete ehrfürchtigen Schrecken. Erstaunlich groß erschien er, breitschultrig und mit einem Unterleib von so erschrecklichem Umfang, daß sein Besitzer leicht hintenüber geneigt ihn wie eine schwere Last vor sich her trug. Die Majestät seiner Erscheinung wurde noch durch seinen langen feuerroten Hausrock gehoben, in dem in Grün und Gold phantastische Blumen- und Drachenmuster eingewoben waren; seinen Hals umschlang ein weißes lose geknüpftes Tuch, und seine gewaltigen weißbestrumpften Füße steckten in Pantoffeln, die von liebender Hand mit Rosenknospen und Vergißmeinnicht bestickt waren.

Lodewijk Coornvelt war in seiner Jugend ein schöner und stattlicher Mann gewesen und galt noch dafür in der Stadt, wo man ihn kannte und ehrte, und in einer Zeit, in der Wohlbeleibtheit als Tugend, nämlich als Beweis des Wohlstandes und der Gesundheit geschätzt wurde. Wenn auch das von roten Adern durchzogene feiste Fleisch seiner Wangen die scharfen und beinahe harten Linien seines Gesichts milderte, so hatte doch der Mund mit der schweren, etwas vorstehenden Unterlippe einen beinahe grausamen Ausdruck, während die stahlgrauen Augen, von bürstenartigen Brauen beschattet, noch nichts von ihrer jugendlichen Schärfe eingebüßt hatten. Starkes graues Haar quoll in Locken unter der schwarzen Mütze hervor, deren lange Quaste am Gesicht hin und her pendelte. Das viereckige eigensinnige Kinn und die breite geradlinige

Oberlippe, die er über den kurzen und kräftigen, nur vom Rauchen gebräunten Zähnen einzog, waren glatt und blau rasiert. Fast zu einem Teil seines Körpers geworden war die lange weiße Pfeife, die er nur zum Essen und Beten aus dem Munde nahm; ihr Stiel hatte in seiner dicken Unterlippe sich eine Vertiefung geschaffen.

„Das ist also meine Nichte Sylvain?" Er betrachtete im Lampenlicht die neue Hausgenossin, und zugleich fühlte Marie Elisabeth den schweren Druck seiner Hand, die auf ihrem geneigten Haupt ruhte. Wie die Mahnung eines Propheten schallte seine klangvolle Stimme in ihre Ohren: „Willkommen in diesem Hause, möge es Euch ein sicherer und glücklicher Wohnsitz sein, meine Tochter! Der Herr führe Euch hier in Ehrbarkeit und Tugend!"

„Amen," lispelte Tante Pietje. Dann erdröhnte ein unharmonisches Massenkonzert von krachenden und springenden Federn: Onkel Coornvelt hatte sich in den Armstuhl niedergelassen.

Zuerst nahm er seine Mütze ab und kraute sich langsam und mit Genuß den kahlen Schädel, dann griff seine große weiße Hand nach dem Blasebalg, der neben dem zum Hochglanz geputzten Kaminrand stand. Während er so das Torffeuer aufflammen und knattern ließ, fiel das bewegte Spiel von Licht und Schatten auf sein großes Gesicht. Ohne sich umzusehen, fragte er mit schwerer strenger Stimme: „Nun, Naatje, mein Töchterchen, habt Ihr heute Eure Pflicht getan?"

„Ich ... glaube wohl, Vater." Die Hände des Kindes zitterten so, daß es die Nadeln fallen ließ. Ängstlich wanderten die Augen der Kleinen an all den Gesichtern um den Tisch herum.

„Habt Ihr also heute den Groschen in Eurer Sparbüchse verdient?"

„N ... nein ..., Vater ..."

Das Haupt vor dem feurigen Ofen wandte sich langsam zu dem Kinde um.

„Naatje hat sich bei ihrem Psalm versprochen." Mit ihrer zartesten Stimme suchte die Mutter das Vergehen zu beschönigen.

Zum Glück hatte die Ankunft der neuen Anverwandten den Vater offenbar in eine wohlwollende Stimmung versetzt; also schüttelte er, ohne nach der besonderen Art des ‚Versprechens' zu fragen, nur sein Haupt, wobei die Mützenquaste vor seinem Gesicht hin und her tanzte, und sagte mit strengem Blick auf sein Töchterchen: „Als ich so alt war wie Ihr jetzt, Naatje, da hätte man mich sicher ohne Abendessen ins Bett geschickt, wenn ich mir so etwas in meinem Psalm oder Text hätte zuschulden kommen lassen." Vater Coornvelt war nämlich ein Mann von altem Schrot und Korn, der die neu aufgekommene Kameradschaftlichkeit zwischen Eltern und Kindern gar nicht liebte und daher ganz, wie er es in seiner Jugend von dem eigenen Vater gewohnt war, seine Kinder stets mit ‚Ihr' und ‚Euer' anredete.

Jetzt bekam jedes Mitglied der Tafelrunde seinen Anteil an dem allgemeinen Frage- und Antwortspiel, wobei Tante Pietje sich diesmal in besonderster Auszeichnung sonnen durfte. Sie hatte nämlich heute Mettwurst gestopft, und dies war das Lieblingsgericht des Gewaltigen, der die Liebkosung seines Gaumens und die Füllung seines Magens zu den wichtigsten Ereignissen seines arbeitsreichen Lebens rechnete. Keejetje errötete züchtig bei der Frage, ob der neuernannte Pastor Immerzeel seinen versprochenen Besuch schon abgestattet habe, wogegen Mutter Coornvelt schuldbewußt den Kopf neigte, als ihr Herr und Meister sich über den Lärm von Teppichklopfen und Bürsten beklagte, der, dicht über seinem Haupte entstanden, ihm sein Mittagsschläfchen verdorben hatte. Nur Koosje saß still und bedrückt und verbarg das blasse finstere Gesicht in ihrer Arbeit, da ihr Vater ihre Gegenwart mit keinem Wort oder

Blick wahrnahm. Ein Bekannter des alten Coornvelt hatte am letzten Sonntag beobachtet, wie sie, statt den Abendgottesdienst zu besuchen, heimlich zu einer ‚Andachtsübung' ihrer Gemeinschaft gegangen war; als Strafe war ihr dafür auferlegt worden, acht Tage lang in Gegenwart ihres Vaters schweigen zu müssen.

Während er seine verschiedenen Beweise väterlicher Anteilnahme austeilte, hatte Lodewijk seine Zeitung ausgebreitet und die Brille in flammender Schildkrötenfassung auf seine entschiedene Nase geschoben. Mutter und Töchter wagten während seines Lesens kaum zu flüstern. Noch weniger hätten sie sich unterstanden, zu fragen, was seine vielfachen zornigen Grunzlaute, seine Ausrufe, sein grimmig spöttisches Lachen für einen Sinn hätten. Denn die Zeitung war nicht für Frauen geschrieben. Vom Wohl und Wehe des Staates brauchte eine eifrige Hausfrau nichts zu wissen, und was etwa in der Zeitung von Hofberichten oder ‚Unglücksfällen und Verbrechen' stehen konnte, würden sie wohl erfahren, wenn nachher beim Abendessen der Vater mit seinen Söhnen die Ereignisse des Tages durchsprach.

Müder und langsamer fuhr Marie Elisabeths Nadel durch die feinen Falten des Hemdes; mit quälender Langsamkeit rückten die Zeiger der großen vergoldeten Standuhr vorwärts. In ihrem müden, von der Fülle der Eindrücke verwirrten Kopfe entstand eine quälende Spannung, ob auch sie bei der allgemeinen Ausfragerei an die Reihe kommen würde. Jetzt endlich faltete Onkel Coornvelt seine Zeitung zusammen, schob den Armstuhl vom Kamin weg und dicht an den Tisch heran und befahl seiner ältesten Tochter: „Gib mir eben meine Kassette!"

Keejetje setzte ein Kästchen von glänzendem Mahagoniholz, das mit Messingbeschlägen verziert war, vor den Vater nieder. Davor setzte sie einen zierlichen Bücherständer, welcher nur vier Bände enthielt. Zwei davon trugen auf ihrem dicken Rücken in goldenen Lettern das Wort ‚Bilderdijk', einer er-

wies sich als Jahrgang 1836 des ‚Vaterländischen Dichtergartens' und der vierte war das Reimwörterbuch von van Witsen Geijsbeek.

Lodewijk Coornvelt öffnete die Kassette, legte ein schon halbbeschriebenes Blatt auf die mit grünem Leder bezogene Schreibfläche, schnitt an seiner langen Gänsefeder eine neue Spitze und begann zu schreiben. Die Art seiner Arbeit wurde selbst den unerfahrenen Augen des jungen Mädchens ohne weiteres deutlich. An der abwechselnden Länge der das Blatt nur zum Teil füllenden Zeilen, an dem nachdenklichen Blick, dem gelegentlichen Erheben der gerunzelten Stirne und den murmelnden Lippen ermaß sie, daß ihr Onkel dichtete. Das flößte ihr einen gewaltigen Respekt ein. Mit welcher tiefen Ehrfurcht hatte nicht ihr Vater ihr vor Jahren auf einer Bank im Park Monceau einen schlanken langlockigen jungen Mann gezeigt und ihr dabei erzählt, das sei Victor Hugo, der gottbegnadete Dichter!

Ein unruhiges, aber warmes Gefühl ergriff sie, als der Blick des Poeten ein paarmal sinnend auf ihr ruhte. Verlegene Entzückung jagte einen heißen Blutstrom in ihr Gesicht, als ihr Onkel, nachdem er erst einen entschlossenen Schlußstrich gezogen und sein Meisterwerk mit Sand bestreut hatte, ihr das Blatt mit feierlicher Gebärde überreichte.

Das Gewissen

„Dargeboten durch Lodewijk Coornvelt an seine Nichte Sylvain, als sie in sein Haus kam am 17ten des Schlachtmonats 1840," las das Mädchen, während Keejetje und Saartje sich neugierig über die tadellos regelmäßige Handschrift neigten und Tante Pietje, in Erwartung des kommenden Genusses, die Hand ans Ohr legte.

Mit der süßen Befriedigung, die getane Arbeit gewährt, lehnte sich der Dichter in seinen Stuhl zurück und sagte mit befehlen-

der Stimme, während er mit einem Fischbein in seiner Pfeife stocherte: „Ihr könnt es laut vorlesen, wenn es Euch beliebt!“

Mit ihrem französischen Stimmklang und nicht ohne Verlegenheit die ihr bisweilen schwer begreiflichen Worte entziffernd, trug Marie Elisabeth vor:

„O wähne nicht, im Glanz der Eitelkeiten
Der Stimme deines Herzens zu entgehn,
In dir wird Gott die Richtstatt sich bereiten,
Drum rüste dich, vor seinem Spruch zu stehn!

Viel leichter drückt, steht ein Vulkan in Flammen,
Die schwache Kinderhand die Glut zusammen,
Eh daß der Geißel du entrännest,
Die, was im Frevel du begännest,
Bestraft mit eisenhartem Schlag.“

Während Mutter Coornvelt in lächelndem Genuß vor sich hin nickte, suchte Marie Elisabeth in ihrem Innern zu ermitteln, was das in Holland ziemlich seltene Naturereignis eines Vulkanausbruchs mit dem menschlichen Gewissen zu tun habe, und warum es wünschenswert erscheine, daß eine Kinderhand die Lavagluten zusammendrücken solle...

„Kein Weihrauch über starren Gliedern,
Kein Denkmal in erkaufter Marmorpracht,
Kein Wortschwall in erlognen Ruhmesliedern
Bringt dir den Schlaf in deiner längsten Nacht:

Doch liegt in deiner schweren Sterbestunde
Ein selig Lächeln über deinem Munde,
Dann trägt nach hartem Todesringen
Dich das Gebet auf Adlerschwingen
Empor zum Auferstehungstag.“

„Du hast doch gewiß ein Poesiealbum?“ frug Keejetje, während Marie Elisabeth ein scheues „Merci, Onkel Coornvelt“ murmelte und das große Blatt mit ehrerbietigen Fingern faltete. „Auf uns alle hat Vater schon Gedichte gemacht und Mutter hat gar, als Naatje den ersten Zahn bekam, ein Gedicht bekommen, das im Dichtergarten von 1836 gedruckt worden ist.“

„Schweig still, Kind,“ wehrte der Onkel ab, „solcher Dinge dürfen wir uns nicht berühmen. Die Dichtkunst ist ein Gnadengeschenk des HErrn, und wem sie verliehen ist, der soll sie zur Belehrung und Erbauung seiner Mitmenschen gebrauchen.“

Während Koosje und Tante Pietje im Herrenzimmer das Abendbrot anrichteten, Klein-Naatje mit schlafschweren Augen sich immer tiefer über ihre Strickarbeit beugte und Abraham bedrückt und schweigend von der Abendschule zurückkam, wandte sich Onkel Coornvelt noch einmal unerwartet zu seiner Nichte: „Sagt mir einmal, mein Kind, wie ist eigentlich Euer Vorname?“

„Marie Elisabeth,“ meldete das Mädchen in dem leise demütigen Ton, den sie von den anderen Hausangehörigen bereits zu übernehmen anfing.

„Nach wem heißt Ihr denn so?“

„Nach der Mutter meines Vaters.“

Ein bitteres Lächeln umspielte die vollen Lippen des Gewaltigen.

„Eure Mutter wird Euch doch wohl nicht mit beiden Namen zugleich angeredet haben?“

Das Mädchen schwieg. Der vertraute Name, den die Mutter ihr geschenkt hatte, den sie solange nicht mehr gehört, nach dem sie oft so sehnsüchtig verlangte — sie konnte ihn auf diese forschende Frage schwer über die Lippen bringen.

„Wie hat Eure Mutter Euch immer genannt?“ Onkel Coornvelt war nicht gewohnt, seine Fragen zweimal zu stellen.

„Marise," klang die leise, stockende Antwort.

„Ma—ri—se!" wiederholte er mit gerunzelten Brauen, „so kann doch kein Christenmensch heißen!"

„Der Name kommt in Frankreich sehr häufig vor," versetzte eifrig Marie Elisabeth. Plötzlich lag eine heftige, gereizte Abwehr in ihren dunklen Augen, die unverwandt in das große selbstzufriedene Gesicht ihres Gegenübers blickten. Aber Onkel Coornvelt bemerkte dies nicht. Er blies angelegentlich in die glühende Grotte seines Pfeifenkopfes. Nach einem mächtigen Zuge fuhr er, eine schwere Rauchwolke über den Tisch verbreitend, fort. „Wir Holländer schwärmen nicht für fremde Alfanzereien; wir sind ordentliche Menschen und wollen von dem lockeren und eitlen Zeugs nichts wissen. Ihr gehört von heute ab zu uns und darum heißt Ihr auf gut holländisch ‚Miebetje'."

„Aber so will ich nicht heißen!" Wie ein Schrei klang es durch das stille Zimmer. „Marise ist mein Name und Vater und Mutter haben mich so genannt!"

Während keine einzige der um den Tisch Versammelten trotz der bangen Spannung aufzublicken wagte, nahm Vater Coornvelt die Pfeife aus dem Mund. Ein Zeichen, daß es sich um einen bedeutenden Augenblick handelte...

„Einen Willen, Kind," entschied er endlich mit langsamem Nachdruck, „habe ich hier allein. Ein für allemal gesagt. Euch sowie allen Frauen hier im Hause liegt die Pflicht des Gehorsams ob. Und da es mir gefällt, daß Ihr Miebetje genannt werden sollt, sollt Ihr fortan Miebetje heißen."

„Aber ich..." in zitternder Empörung schnellte das Mädchen vom Stuhl. In ihrem kleinen heftig erregten Gesicht flammten die dunklen Augen auf. Im selben Augenblick aber fühlte sie, wie eine weiche und doch kraftvoll zwingende Hand die ihre drückte. Dieselbe Hand legte sich ihr auf den Mund

und hinderte sie am Weitersprechen. „Lerne dich beherrschen!“ sagte dicht an ihrem Ohr Tante Aagje mit leiser aufgeregter Stimme. Denk an deine selige Mutter, die hat dir doch gewiß beigebracht, daß Selbstbeherrschung und Gehorsam die vornehmsten Frauentugenden sind?“

Brennende Tränen standen in Marie Elisabeths Augen; mit zitternden Fingern hob sie die auf den Boden gefallene Näharbeit auf. Onkel Coornvelt hatte den Armstuhl noch etwas dichter an das Fenster gerückt und einen Band Bilderdijk in die Hand genommen. Ängstlich blickte die kleine Naatje auf die fremde Verwandte, die sich schon am ersten Abend Vaters Zorn zugezogen hatte — doch in Saartjes Augen leuchtete heimliche Bewunderung auf.

Und so geschah es, daß Marie Elisabeth Sylvain in ein Miebetje umgetauft wurde und länger, als sie dachte, so heißen mußte, und so kam es, daß schon an diesem ersten Abend in ihrem Mädchenherzen, das arm war an Liebe und sehnsuchtsreich nach Wärme, ein bitterer und ohnmächtiger Widerspruchsgeist zu wachsen begann.

DRITTES KAPITEL

SÖHNE UND TÖCHTER

In der Giebelfüllung über der Tür, die zum Geschäftsraum und zur ‚Walkerei‘ Coornvelts führte, stand die Jahreszahl 1632 zu lesen. Und unter der figürlichen Darstellung zweier Webersleute, eines Mannes in Pluderhosen und einer Frau mit unanständig dicken Hüften, die jedes eine Webespule in der Hand hielten und miteinander tanzten, sah man in unendlich oft überstrichenen und also halbunlesbaren Buchstaben die Worte ‚Sarsche, Bajett, Kamelott‘ und noch tiefer: ‚Zum Schlaraffenland‘.

Lodewijk Coornvelt war sich nicht im klaren über die tiefere Bedeutung der leichtsinnigen Darstellung und der fremdartigen Inschrift. Auch sein Vater hatte sie nicht mehr gewußt, als er im unruhigen Jahre 1789 das Werk von dem seinigen übernahm, der bei einem Straßenauflauf durch einen verräterischen Rückenschuß sein Leben verloren hatte. Oft hatten sie in ihrem ehrenhaften Christenglauben sich die Frage vorgelegt, ob ein derartiger leichtfertiger Giebelzierat ihrem guten Namen keinen Schaden tun könnte. Nur der Jahreszahl zuliebe, die ihrer Weberei den Rang der ortsältesten sicherte, fanden sie sich mit dem unangenehmen Figurenschmuck ab. Seitdem aber Lodewijk Coornvelts Ältester auf das Heilige-Schrift-Amt lossteuerte, war ihm die Unsittlichkeit besagter Steinfiguren deutlicher als vordem vor die Augen getreten. Tanzen war Teufelswerk, keinem seiner Arbeiter würde der Webereibesitzer jemals die Sünde des Tanzes durchgelassen haben, mußte also nicht der alte Giebel, da er die Sonne aufreizte und böse Lust erweckte, entfernt werden?

Hendriks Eifertum hatte durchgesetzt, was keiner der früheren Herren des Hauses sich abgerungen hätte. Und so sah an diesem Novembermorgen des Jahres 1840 Lodewijk, in Gesellschaft seines Sohnes, des Kandidaten, zu, wie die Steinmetzen mit Hacken und Bohrern die schwere jahrhundertealte steinerne Füllung ausbrachen. Beide hatten sie an diesem nebelkalten Morgen ihre Schanzläufer umgeworfen, schwere weite Überröcke aus handfestem Stoff mit Schulterkragen, die tief in ihren Rücken hingen, und Ohrenschützern, die man nach Belieben hochstülpen konnte. Darunter trug der Vater zum einfachen dunkelbraunen Rock eine kurze Hose aus feinstem schwarzem Tuch, ein Kleidungsstück, das vor siebenundzwanzig Jahren seine Hochzeit verherrlicht hatte und das er mit dem Stolz der Sparsamkeit und in hochmütiger Verachtung der

Mode, die schon seit Jahren lange helle, unter den Füßen zugebundene Beinkleider vorschrieb, an Werktagen auftrug.

Den alten Coornvelt beherrschte, so erhaben er sich in seiner Würde als geachteter Handelsherr, Ratsmitglied und Kirchenältester fühlte, ganz im Sinne seiner Zeit eine grenzenlose Hochachtung vor dem ‚studierten Manne'. Er war stolz darauf, daß von seinen vier Söhnen nur einer mit ihm sich in die Leitung der Weberei teilte und die drei anderen den Namen Coornvelt in die Kreise der Gottes- und Rechtsgelehrten emportragen würden. Und den Kummer seines Lebens fand der tyrannisch über Frauen und Kinder seines Hauses herrschende Mann darin, daß sein jüngster Sohn, Abraham, der gleich Hendrik zum Pfarrer bestimmt war, diese Auszeichnung ganz und gar nicht zu schätzen schien. Weder Hunger noch Schläge vermochten den eigensinnigen Jungen an seine Bücher zu treiben, vielmehr entwischte er, sobald sich nur eine Gelegenheit bot, in die Weberei, wo er mit altem weggeworfenem Tauwerk herumbastelte und Narreteien ersann, die er für Erfindungen hielt.

Lodewijk Coornvelt hielt sich selbst für einen aufgeklärten Mann, der sich nicht gegen seine Zeit sperrte, wenn er auch, wie es in jenen Tagen zum guten Ton gehörte, mancherlei gegen den ‚Geist des Jahrhunderts' auf dem Herzen hatte. Er hatte nicht nur im eigenen Heim die Kerzen durch Regulatorlampen ersetzen lassen, sondern sogar in seiner Fabrik an Stelle der schwelenden, auf Pfosten angebrachten Ölflammen die zeitgemäße Beleuchtungsart eingeführt. Auch gehörte er zu den Mitgründern des ‚Wohltätigkeitsvereins', wenn er sich auch in der Überzeugung nicht irremachen ließ, daß die Armut eine von Gott geschaffene Einrichtung sei. Sogar zum Regenten eines unlängst ins Leben gerufenen Altmänner- und Altfrauenstifts hatte er sich ernennen lassen. Nicht so sehr aus innerem

Anteil am Los der Armen und Elenden, als wegen der willkommenen Gelegenheit, seine alten abgedankten Arbeiter auf diese Weise bequem unterbringen zu können. Durch alle diese Maßnahmen glaubte er genugsam bewiesen zu haben, daß er für die Forderungen der Zeit Verständnis aufbrachte. Aber dem Neuerungsfieber, der unsinnigen Schwärmerei für allerhand Erfindungen des Teufels, die noch dazu von fremden Nationen herkamen, brachte er die heftige gesunde Abneigung eines wohlgeschaffenen Holländers entgegen. Besonders hatte er sich jenes Kuckucksei des Teufels aufs Korn genommen, mit dem man in letzter Zeit auch im gemächlichen Holland Versuche anstellte — den Dampf. Selbst in dem weisheitsberühmten Leiden wohnten wirklich Leute, die für helle Köpfe galten, und die in dem treuen Begleiter Beelzebubs mehr erblicken wollten als ein gefährliches und unzuverlässiges Spielzeug.

Hatte dafür Gott dem Menschen, den er nach seinem Bilde geschaffen, zwei Hände zum Arbeiten und zwei Füße gegeben, mit denen er sich auf der Erde fortbewegen konnte? So hatte denn auch Lodewijk Coornvelt zu den ansehnlichen Leuten gehört, die im Jahre 1837 eine Bittschrift an die Kammer richteten, in welcher sie vor den damals zur Beratung stehenden törichten Plänen einer Eisenbahn von Harlem nach Amsterdam warnten. Leider hatten, obgleich aus allen Provinzen solche Bittgesuche zuströmten, die üblen Ratsmänner der Regierung ihren Willen durchgesetzt, und der König, auf dessen Weisheit und Einsicht Lodewijk Coornvelt früher Häuser gebaut hatte, ja, der König war wohl altersschwach geworden, denn er hatte die Heißsporne und Neuerungsgecken unterstützt, und so war zur Schande des Landes die Eisenbahn eine Tatsache geworden.

Lodewijk Coornvelt freilich hatte am 19ten September vergangenen Jahres, am Einweihungstage der höllischen Erfindung, das feierliche Gelübde abgelegt, er werde sie selber niemals

benutzen und, solange sein Vaterwort noch etwas bei seinen Kindern galt, keinem seiner Angehörigen erlauben, es zu tun.

Aber es schien, als wolle die Dampfkraft auf jede mögliche Weise die Plage und Strafe in Vater Coornvelts von Arbeit und Gottesfurcht erfülltem Dasein werden. Er hatte stets ungläubig zugehört, wenn man von Webstühlen berichtete, die mit Dampf bewegt würden, bis sein zweiter Sohn Nicolaas, der vor zwei Jahren eine Reise nach London und Glasgow gemacht hatte, die neue Erfindung in begeisterten Worten beschrieb und versicherte, daß der Dampf in England die Handwebstühle bereits zum großen Teile verdrängt habe. Seit dieser Reise schmiedete Nicolaas die ausschweifendsten Pläne einer völligen Umgestaltung und Erneuerung der Weberei, gegen die sich aber der Vater mit all seiner Herrschermacht zur Wehr setzte. Nie werde er das stolze Erbgut seiner Väter zu solchen frevelhaften Versuchen hergeben — er müsse sich ja vor seinen Arbeitern schämen, deren jahrelange Erfahrung und geübte Handfertigkeit die beste Bürgschaft für die Güte seiner Gewebe ausmache!

Doch nun hatte wirklich vor einem halben Jahr sein Nachbar und Konkurrent van Doeveren, noch dazu ein Mennonit, der weder Gott noch Gottes Gebot achtete, den Versuch mit zwei Dampfwebstühlen gemacht und, wie Nicolaas dem Vater trockenen Tones berichtete, für das nächste Jahr noch vier weitere nachbestellt. Dicht vor der Stadt, auf einem der jüngst niedergelegten Wälle, baute van Doeveren gar eine neue Fabrik. Ihm schien es, trotz des hoffnungslosen Darniederliegens fast aller Gewerbe, gar nicht übel zu gehen. Prahlte er nicht, daß er jetzt dreimal soviel Sarsche und Bajett als früher herstellen könne und dabei nur die halbe Anzahl Arbeiter einzustellen brauche?

Hatte Lodewijk Coornvelt sich bisher über den Dampf lustig gemacht, so fing er jetzt an, ihn zu hassen. Und nun hatte

gestern abend, schon am dritten Tag, den sie in seinem Hause verbrachte, seine Nichte Miebetje mit zur Schau getragenem Stolz erzählt, daß sie, um nach Leiden zu kommen, von Paris nach St. Quentin mit der Eisenbahn gereist war. Alle erschrockenen Blicke Mutter Aagjes und ihrer Töchter hatten den einmal losgelassenen Redestrom des Mädchens nicht zum Stehen bringen können. Sie bemerkte nicht, wie die Adern an der breiten Stirne des Onkels anschwollen und wie er die Lippen so fest auf den Pfeifenstiel preßte, daß die Pfeife zerbrach. Bis dann endlich seine erbitterte Stimme sie aus dem Paradies ihrer Erinnerungen verjagte: „Schweig still, Kind! Der Eisenbahnzug ist eine Erfindung des Gottseibeiuns und wird durch seinen höchst eigenen Atem getrieben. Niemand, der hier im Hause wohnt und an diesem Tische sitzt, hat Erlaubnis, ihn zu benutzen, noch weniger sich hoffärtig seiner Bekanntschaft mit dem Teufelsding zu rühmen!“

Und zum zweitenmal in drei Tagen war das Unglaubliche geschehen, daß das junge unerzogene Ding ihm Widerworte gab, eigene Meinungen auskramte und sogar lachend der Vermutung Ausdruck gab, Onkel werde binnen wenigen Jahren seine Ansicht wohl ändern! Gerade jetzt, wie er den Steinmetzen zusah, die den losgebrochenen Giebelstein durch Balken vor dem Hinabstürzen schützten, kam es wieder in seinen Sinn, und zugleich gedachte er des anderen harten und aufrührerischen Geistes, der eigenen Schwester, an der er mit aller Zärtlichkeit, die ihm zu Gebote stand, gehangen hatte, die in ihrer gemeinsamen Kinderzeit sich oft gegen den Herrscherwillen des Vaters erhob, und die dafür in ihrem späteren Leben so bitter hatte büßen müssen.

Aber was sollte er, wo doch alle Strenge seines Vaters bei Anna nichts genutzt hatte, nun mit dem Kind der Verstorbenen anfangen, einem erwachsenen Mädchen, in dessen Herzen die

Hochmutspflanze so üppig zu wuchern schien. Wie konnte er da den Samen christlicher Ergebenheit aussäen, wo der Boden offenbar so schlecht gepflügt war?

Da fiel sein Blick auf seinen Ältesten, der in seinem schwarzen Pfarrerrock so schlank und hoch dastand und mit solchem tiefen Ernst die Arbeit am Hausgiebel in Augenschein nahm. Wie groß konnte doch der Einfluß eines Predigers auf die Frauen sein! Wer konnte besser als Hendrik, der ja doch einstweilen auf eine Berufung wartete und im Elternhause bleiben mußte, für Miebetjes Seelenheil sorgen und sie durch erbauliche Gespräche auf den Ernst des Lebens hinweisen, der ihr noch ganz und gar zu fehlen schien!

Es fügte sich, daß im selben Augenblick die Gedanken Hendrik Coornvelts von der seltsamen und leichtsinnigen Kleidertracht der Frau auf dem Giebelrelief hinübergewandert waren nach der Frauenkleidung im allgemeinen und der des französischen Bäschens im besonderen. Immer wieder mußte er an das braun- und silbergestreifte Taftkleidchen denken, das erstaunlich viel von ihrem weißen und weichen Hals erkennen ließ und dessen lange und weite Ärmel bei jeder Bewegung von zwei runden und straffen Armen zurückfielen. Seine Schwestern und ihre Freundinnen trugen ja stets gefaltete Halstücher aus Nesseltuch, die in ihren Kleidern eingenäht waren. Er hatte wirklich noch nie eine dermaßen schamlose Kleidertracht gesehen! Mit sich selber höchst unzufrieden, suchte er den Gedanken an die glänzend glatte Haut des Mädchens zu verdrängen, da dies ja die Versuchung, die Probe Gottes auf seine sittliche Kraft und Standhaftigkeit war ... aber immer wieder erschien Miebetjes Gesicht mit dem lachenden roten Mund und dem dunkelsprühenden Blick über dem seidigen entblößten Hals mit beißender Deutlichkeit vor seinen Augen.

„Hein!“ Ein Befehlssignal des Vaters störte den jungen Prediger in seinen Betrachtungen. „Habt Ihr mit Eurer Base Miebetje schon davon gesprochen, bei welchem Pfarrer sie zur Kirche gehen soll?“

„Ich ...? Nein Vater, ich habe ... ich dachte ...“

Lodewijk Coornvelt traute seinen Augen nicht. Stammeln und ängstliches Nach-Worten-Suchen war er an seinem Ältesten nicht gewohnt. Dunkelrot und verlegen wie das eines Jungen, der etwas ausgefressen hat, lag das Gesicht des Sohnes vor seinen Augen, und zum allergrößten Ärger glaubte er den Grund zu erkennen. Im täglichen Leben brachte Lodewijk Coornvelt der Liebe, die er als Dichter in schwungvollen Worten zu besingen pflegte, mehr Mißtrauen als Begeisterung entgegen. Das fehlte gerade noch, daß Hendrik, der als Prediger sich Ruf und Laufbahn erst erobern mußte, und der infolge der Überfüllung des Pfarramts schon länger als ein Jahr auf eine Anstellung wartete, sein Herz an eine Verwandte hing, die arm war wie eine Kirchenmaus. Fürwahr, er hatte sich mit diesem Waisenkind eine hübsche Last aufgepackt!

Da erschien es wie eine Fügung des Himmels, daß im selben Augenblick Nicolaas aus dem Kontor kam, um zu sehen, ob die Arbeiter schon fertig seien, und anzuordnen, daß sie den alten Stein in den Keller bringen sollten. Der Zweitgeborene wäre beinahe im dritten Lebensjahr ein Opfer des Scharlachs geworden. Klein und nicht recht erwachsen aussehend, trug er zum Schutz seiner kranken und schnell ermüdenden Augen stets einen grünen Schirm im Gesicht. Der Vater verglich, wie seine beiden Ältesten jetzt einen Augenblick nebeneinanderstanden, die beiden Erscheinungen. Plötzlich fuhr es wie ein Blitz durch sein Geschäftsmannshirn: wenn er aus Nicolaas und Miebetje ein Paar machen könnte! Wie sich schon mehrmals bei vorsichtigem Anklopfen gezeigt hatte, war es nicht

allzu leicht, für Nicolaas eine Frau zu finden. In letzter Zeit fing er an, verbittert und vergrämt zu werden, besonders nach dieser verwünschten englischen Reise. Er leistete dem Vater in der Leitung der Fabrik unterirdischen Widerstand, und oft genug, wenn Lodewijk sich seinerseits den Neuerungsplänen des Sohnes widersetzte, rief er in vorwurfsvollem Tone, warum man ihn nicht habe studieren lassen, da er einen besseren Kopf habe als Hein und David! Alle diese Unbotmäßigkeiten werde die Sorge für die eigene Familie schon in der guten Richtung ablenken. Gerade das brauchte er, um seine Hirngespinste zu vergessen, und wenn auch sein Äußeres nicht angetan war, um die Liebesneigung junger Mädchen zu wecken, so war er doch ein tüchtiger Junge und besaß Willenskraft und Charakterstärke genug, um Miebetje ein weiser und strenger Führer zu sein.

Befriedigt streichelte Coornvelt mit seiner großen weißen Hand das blaugeschorene Kinn. „Klaas," rief er frohgelaunt, „ruft doch die Mädchen, sie können sich den Stein noch einmal anschauen, ehe er im Keller verschwinden muß. Euer Bäschen hat sicher so ein altes holländisches Stück noch nicht gesehen."

Aber Klaas, den üble Erfahrungen im Umgang mit Frauen schüchtern gemacht hatten, fuhr zusammen und murmelte etwas Unverständliches.

Als am selben Abend Schlag zehn Uhr Onkel Coornvelt sich aus dem Armstuhl erhoben hatte und von der Prozession der Frauen, die alle ihre Fußbänke trugen, gefolgt zum Abendbrot ins Eßzimmer ging, stand am Kamin, der noch nicht geheizt wurde, da es erst November war, ein junger Mann, der für Miebetje ein neues Gesicht war.

„David!" rief Tante Aagje freudig überrascht. Mit einer bei ihr ungewohnten Schnelligkeit trippelte sie auf den jungen Herrn los, nahm sein lachendes, hübsches, von einem Backen-

bart nach neuestem französischem Schnitt eingerahmtes Gesicht in ihre Hände und gab ihm einen schallenden Kuß. Auch Onkel Coornvelt zeigte sich erfreut, er gab seinem Sohn, dem Studenten, einen gemütlichen Klaps auf die Schulter und schickte Koosje um eine Flasche Wein in den Keller.

„Ich konnte es doch nicht abwarten, meine neue Anverwandte kennenzulernen," rief David, der schon während der mütterlichen Liebkosung neugierig auf Miebetje hingeschaut hatte. Mit einer schnellen Verbeugung ergriff er ihre Hand: „Eh bien, ma chère cousine, est-ce qu'on peut s'accoutumer à notre petite ville de province?"

Das junge Mädchen, das sich zum erstenmal im Hause des Oheims auf französisch und in so liebenswürdig werbendem Ton angesprochen hörte, schaute erstaunt auf. „Ce n'est pas facile de s'accoutumer à un pays qu'on ne connaît point," erwiderte sie mit anmutigem Schütteln ihrer Locken. Aber vor der lachenden Bewunderung, die aus seinem Blick leuchtete, mußte sie verlegen die Augen niederschlagen.

Schon aber unterbrach der Herr des Hauses seine angenehme Beschäftigung, die Mettwurst kunstgerecht in ellipsenförmige Scheiben zu schneiden, und donnerte mit gewaltiger Stimme den Sohn an: „Eure junge Base versteht vortrefflich Holländisch; es steht einem ordentlichen Holländer ganz und gar nicht an, mit fremden Sprachbrocken großzutun!"

Zu Miebetjes allergrößtem Erstaunen schien die väterliche Zurechtweisung auf David Coornvelt nicht den allermindesten Eindruck zu machen. Er hatte seinen blauen Rock mit den goldenen Knöpfen und dem aufgerichteten Samtkragen losgemacht und seine Linke in das Armloch seiner künstlermäßigen gelbbrokatenen Weste gesteckt. Mit liebkosendem Finger fuhr er durch sein welliges goldbraunes Haar, das er nach neuester Art tief in die Stirn gekämmt trug, und zeigte

beim Lachen die prächtige Weiße seiner Zähne. „Lieber Vater, ohne die fremden Sprachen würden uns eine Anzahl sehr nützlicher Dinge fehlen; oder redet Ihr immer von einem ‚Regler' statt Regulator, wenn Ihr von Eurer neuen Lampe sprecht, und kommt Euch nie ein ‚Souper' über die Lippen, wenn Ihr das Abendbrot meint; habt Ihr nie Eurer preisenswürdigen Gemahlin eine ‚Pelisse' statt eines Mantels geschenkt?"

All dies kam mit so herzensfroher Unbefangenheit heraus, daß das Unglaublichste von allem geschah und Onkel Coornvelt, anstatt noch böser zu werden, seinen großen runden Kopf schüttelte und in die allgemeine Heiterkeit einstimmte. Zwischen Husten und Lachen fand er endlich die Worte: „Da habt Ihr's, das kommt davon, Nichte, wenn ein simpler Handelsmann so einen gelehrten Sohn auferzieht."

Mit seinem zarten blonden Kinnbärtchen spielend, wandte sich David erklärend zum Bäschen: „Wir Holländer haben nämlich früher unsere Sprache so mit französischen Worten gespickt, daß nicht mehr viel Holländisch dabei übrigblieb, aber seitdem wir ‚den Tyrannen' verjagt haben, lassen wir uns von niemand an Patriotismus beschämen."

„In den Jahren der Erniedrigung haben wir erst gelernt, unser Vaterland liebzuhaben!" bekräftigte Lodewijk Coornvelt feierlichst.

David, der die entkorkte Flasche Koosje aus der Hand genommen hatte, erhob sein Glas gegen die neue Anverwandte: „Auf die Verbrüderung der Völker!"

Während des langen, von Hendrik vorgesprochenen und für Miebetje noch schwer verständlichen Tischgebets wagte sie, durch halbgeschlossene Augenlider den neuen Vetter näher anzuschauen. Plötzlich merkte sie mit heftigem Schrecken, daß er genau das gleiche tat. Als er ihre Aufmerksamkeit bemerkte, blinzelte er ihr bedeutungsvoll zu, was ihr Erröten

noch steigerte, zugleich aber ein angenehm erregendes Gefühl gemeinsamen Verschwörertums erweckte. Onkel Coornvelt sprach laut und dröhnend das Amen. Während die Schüssel mit den belegten Broten herumging und die männlichen Tischgenossen mit Kennermiene den Wein prüften, fragte er den Sohn, ob er schon die gestrige Haager Zeitung gelesen habe.

David verneinte lachend: „Gestern war ja der Doktorschmaus von van der Hoeven, heute früh um halb acht sind wir erst vom ‚Deyl' zurückgekommen und dann noch mit dem verrückten Andries nach dem ‚Gelehrten Mann' bei Hillegom gefahren, so daß ich erst um halb drei in die Klappe gekommen bin. Du mußt nicht böse sein, liebe Mutter, aber dieses Abendbrot ist mein erstes Frühstück."

Obwohl Hendrik in überlegener Mißbilligung die Lippen zusammenkniff und auch die Mutter besorgt den Kopf schüttelte, schien der alte Coornvelt von der mit knabenhafter Übertreibung zum besten gegebenen Schilderung dieser studentischen Allotria gar nicht unangenehm berührt, vielmehr erkundigte er sich zwischen zwei Bissen, was es denn Schönes zu essen und zu trinken gegeben habe.

„Bestimmt hat jeder von uns vier Flaschen Cantemerle auf dem Gewissen, vom Champagner gar nicht zu reden," prahlte der Student, aber er wußte all diese Heldentaten auf so liebenswürdige Weise zu erzählen, mit so gutem Humor den musikalischen Morgengruß, den er und seine Freunde dem hübschen Wirtstöchterchen dargebracht hatten, und die prompt darauf folgende Standrede ihres ‚Alten' wiederzugeben, daß selbst Keejetje ihre aristokratische Zurückhaltung vergaß und mitlachte, während Saartje sich nach immer neuen Einzelheiten erkundigte. Und die neue Verwandte saß mit brennendem Kopfe dabei. Das war also der Student, der, wie Koosje sich ausdrückte, weder an das höhere Leben noch an das Seelen-

heil dachte, von dem aber Saartje mit Stolz zu berichten wußte, daß er Mitglied eines Literaturvereins sei und bereits jetzt mit mehr Gedichten und Aufsätzen in Zeitschriften und Taschenbüchern gestanden hatte, als ihr Vater in seinem ganzen langen Leben.

Wenn der strenge Vater das unbefangene Auftreten dieses Sohnes, der rasch zum Mittelpunkt der Unterhaltung geworden war, ruhig hingehen ließ, so hatte dies seinen guten Grund. David war eine glänzende Erscheinung in der Studentenwelt. Er duzte sich mit verschiedenen Universitätsgrößen, war ein Lieblingsschüler des großen Professors Geel und hatte sogar einmal bei einer Disputation den gewaltigen Siegenbeek mit einer Vexierfrage tüchtig in die Enge getrieben. Als Dichter folgte er nicht wie sein Vater dem erlauchten Bilderdijk oder dem gefeierten Tollens, sondern er gehörte, zum verbissenen Ärger seines Vaters, einem jüngeren Kreise an, der sich um den verstiegenen Heißsporn Potgieter zusammengefunden hatte und in einer neuen Zeitschrift, die den unverschämten Namen ‚Der Führer' trug, am Ruhme des erhabenen Dichtergeschlechts des ersten Jahrhundertviertels zu rütteln wagte.

Lodewijk Coornvelts Jugendtraum, den dieser selbst in den Wirren der Revolutionsjahre hatte zurückdrängen müssen — als studierter Mann aus dem Kreise der Handelsleute in den der Gelehrten emporzusteigen — ihn konnte David jetzt zum Ruhm und Stolz seines Vaters erfüllen. David verfügte schon jetzt über eine Anzahl von Beziehungen, die ihm in seiner späteren Richterlaufbahn von größtem Nutzen sein konnten. Außerdem hatte er ein Gesicht, in das sich das reichste und höchstgeborene Mädchen verlieben konnte... So fand sich denn der Alte mit der Tatsache ab, daß das Studium dieses einen Sohnes mehr kostete als die Erziehung der sämtlichen anderen Kinder.

„Ihr spracht eben von Neuigkeiten, Vater," lenkte der Student, der lässig mit den an seiner Uhrkette hängenden goldenen Petschaften spielte, das Gespräch in ernstere Bahnen. „Van der Hoeven war vorgestern zur Audienz beim König, um seine Doktorschrift zu überreichen. Die neue Majestät muß ein ganz ausgezeichneter Mensch sein, liebenswürdig und doch im Ton ganz der echte Fürst. Er soll allerhand große Dinge vorhaben."

„Das kann ich bestätigen," mischte Nicolaas, der, während David seine studentischen Großtaten zum besten gab, geschwiegen hatte, sich ins Gespräch. Mit einer unruhigen, bei ihm aber zur Gewohnheit gewordenen Gebärde schob er während des Redens den grünen Augenschirm hin und her. „Vor allem soll die Postbestellung bedeutend verbessert werden. Bald werden wir unsere Briefe nicht mehr selber abzuholen brauchen, sondern bekommen sie zwei- oder sogar dreimal am Tage ins Haus gebracht."

Der alte Coornvelt schüttelte den Kopf. „Die Leute werden keine Zeit mehr haben, in Ruhe über ihre Geschäfte nachzudenken, wenn man ihnen den ganzen Tag über Briefe ins Haus schleppt. Unsere Zeit ist schon überhetzt genug. Mit einer Briefpost am Tag sind wir doch immer zufrieden gewesen, wozu all diese unnötigen Neuerungen?"

„In Paris," warf Marie Elisabeth zum Unwillen ihres Onkels, der ein unaufgefordertes Eingreifen der Frauen in Männergespräche gar nicht liebte, ein, „in Paris kann man jetzt schon Nachrichten durch die Luft schicken. In einer Stunde bekommt man die Antwort auf eine Frage, die man nach Straßburg oder Lyon gerichtet hat, es soll eine ganz merkwürdige Erfindung sein und man nennt es ‚Telegrapher'."

Lachend hielt sich David Coornvelt die Ohren zu: „Aber, charmante Base, wie häßlich klingt das, so ein gelehrtes Wort in Eurem anmutigen Munde!"

Ganz im Gegensatz zu seiner gewohnten Verlegenheit wandte sich Nicolaas mit schnell geweckterm Interesse zu seiner Verwandten: „Davon habe ich in England auch schon gehört. Oh, man hat im letzten Vierteljahrhundert mehr und wichtigere Erfindungen gemacht als in dem ganzen Jahrhundert vorher."

Unruhig schob der Vater seinen Teller zur Seite und begann das Mundtuch, das er zwischen den Falten seiner Halsbinde eingesteckt hatte, zusammenzurollen. Seine Befürchtung, daß nunmehr Nicolaas die Gelegenheit benutzen würde, um das Loblied der Dampfmaschine zu singen und seine von niemandem hier geglaubten englischen Wundergeschichten zum besten zu geben, wurde indessen durch Davids Eingreifen zerstreut, der selten zuließ, daß in einem von ihm begonnenen Gespräch ein anderer die Führung übernahm. „Hört nicht auf ihn, liebe Base," befahl er Miebetje im Scherz, „Ihr wißt doch, wenn Ihr Euch mit gelehrten Sachen abgebt, so kriegt Ihr abscheuliche Runzeln auf die Stirn?"

Aber nun schlug Miebetje eine Lache auf, wie sie an der feierlichen Coornveltschen Familientafel lange nicht vernommen war. „Seid Ihr aber aus der alten Schule!" spottete sie. „In Frankreich glaubt kein Mensch mehr daran, daß nur dumme Frauen Reiz haben können!"

Unter Tante Aagjes zustimmendem Kopfnicken warf der älteste Sohn des Hauses mit aller pfarramtskandidatlichen Strenge seine Meinung in die Waagschale: „Reize des Äußerlichen sind der Vergänglichkeit unterworfen. Auf das Gemüt kommt es an, und das würde schadenfällig werden, wenn die Frau mit ihrem schwachen und zarten Geist sich in Dinge vertiefen wollte, die für ihr Geschlecht nicht bestimmt sind."

„Ich bleibe bei dem weisen Ausspruch unseres guten alten van der Palm," fügte die Mutter, die Hände zum Dankgebet

faltend, hinzu: „Eine Frau weiß gerade genug, wenn sie einem Heuwagen aus dem Weg zu gehen versteht."

Aber wieder beugte sich Nicolaas über den Tisch und der neuen Anverwandten zu, wieder schob seine Hand erregt die grüne Augenklappe hin und her. „In England!" rief er schnell und trotz einer komischen, von Marie Elisabeth nicht unbemerkten Verzweiflungsgebärde Davids. „In England fordern die Frauen jetzt allerlei Rechte, die bisher ausschließlich den Männern vorbehalten waren. Sie verlangen freien Zugang zu den hohen Schulen, manche lernen Latein und Griechisch, und man hat mir sogar von einer Frau erzählt, die sich zum Arzt ausbilden will."

Eine unbehagliche Stimmung verbreitete sich um den Tisch. Frau Coornvelt warf einen verstohlenen Blick auf ihren Gatten, der bei diesem törichten Gerede die Geduld verlor, da er schon seit Minuten mit gefalteten Händen auf das Dankgebet wartete. David starrte mit hochgezogenen Augenbrauen an die Decke, und die Schwestern, die noch den Tisch abdecken, abwaschen und am anderen Morgen früh aufstehen mußten, verwünschten das Gerede des ‚englischen' Bruders, das doch niemand ernst nahm. In diesem Augenblick platzte Abraham, der wie stets seinen Stehplatz zwischen Koosje und Saartje eingenommen hatte, in einem der unmanierlichen heiseren Lachausbrüche, die man ihm vergeblich abzugewöhnen suchte, mit den Worten: „Sie kann ja Lateinisch!" heraus.

„Wer kann Lateinisch?" Aus sehr verschiedenen Empfindungen entfuhr die gleiche Frage sowohl David wie Nicolaas. Da Marie Elisabeth feuerrot geworden war, half es wenig, daß Saartje unter dem Tisch gegen die Füße des Verräters einen wohlgezielten schwesterlichen Tritt losließ.

Die geschwollene Zornader des Vaters lähmte die Sicherheit des Jungen. „Natürlich sie," erklärte er zögernd, „sie hat doch neulich in meinem Ovid . . ."

„Nun ist's aber genug mit dem Herumgegacker," nahm der alte Coornvelt seine väterliche Würde zusammen, „laßt endlich Hein das Dankgebet sagen." Bram empfing, ehe er vorschriftsmäßig die Augen niederschlug, einen streng verweisenden Blick seiner Mutter.

Aber David hatte schnell seine Hand auf Miebetjes nackten Arm gelegt. „Sag doch, bitte, daß es nicht wahr ist!" flüsterte er dringlich. „Ein liebes hübsches Mädchen, das Latein kann — das wäre ja eine blühende Rose, die nach Essig riecht . . .!"

Da Marie Elisabeth noch nicht zwanzig Jahre war und sie die Bewunderung der übermütigen, auf ihr ruhenden Jünglingsaugen um keinen Preis in der Welt missen wollte, lispelte sie, zugleich das Feuerrot ihrer Wangen mit ihren Locken zudeckend: „Ach, keine Rede davon, ich hab' ihn bloß angeführt."

Tante Aagje mahnte mit einem „Sst!" zur Ruhe, denn schon begann die tonreiche und salbungsvolle Stimme des Kandidaten den stillen Raum zu erfüllen. Diesmal waren auch Nicolaas' Augen nicht geschlossen geblieben. Hinter dem grünen Schirm spähten sie nach den beiden, die am anderen Ende des Tisches saßen; scharf hatte er gehorcht und kein Wort des geflüsterten Gesprächs war ihm entgangen. Seine fein geschnittenen blassen Lippen schlossen sich in schmerzlicher Verachtung. Hatte er wirklich einen Augenblick geglaubt, daß in diesem Köpfchen etwas anderes wohne als törichte Gefallsucht? Sie sind im Grunde eine wie die andere, ging es bitter durch seine Gedanken. Und als er aufstand, um noch einen letzten Kontrollgang durch die Weberei zu unternehmen, hielt er sich, wie schon so oft, den alten und bitteren Trost vor: Ein Mann wie er setzte sich zum mindesten nicht der Gefahr aus, in den Netzen, die die Frauen mit ihrer verlogenen Schlauheit ausspannten, zugrunde zu gehen.

VIERTES KAPITEL

ROMANTISCHES ERLEBNIS

Saartje und Miebetje saßen zusammen am Rande der gewaltigen Bettstatt. Sie hatten eine der gestickten Decken über ihre kalten Knie geschlagen und die andere um ihre fröstelnden Schultern. Beim Lichte einer kurzen und allzu rasch hinschwindenden Fettkerze lasen sie klopfenden Herzens in dem dicken enggedruckten Buch, das ihre steifwerdenden Finger nur mit Mühe festhielten. Notre-Dame de Paris! Hoch über dem Hofplatz stand der Mond, der die herabgelassene weiße Gardine mit scharfem kühlem Glanz durchdrang und ein gespenstisches Muster über die weißgekalkten Wände und den dunklen Holzfußboden warf. Mit erschreckender Klarheit zeichneten sich zwei aufgespannte Kleidungsstücke der Mädchen im Zimmer ab.

„In fünf Minuten ist sie ausgebrannt," jammerte Saartje, die mit der Lichtputzschere einen letzten Rettungsversuch machte. „Ich kann gar nicht aufhören, es ist so wundervoll!"

Sie hatte, ehe sie die Schätze in Miebetjes Koffer entdeckte, sich nicht träumen lassen, daß es solche Bücher geben könnte. Das war doch etwas anderes als die Gedichtbände von Bilderdijk oder Reinvis Feith, ja selbst als die lustigen Erzählungen von Hildebrand oder Hasebroek! Ihre Ohren brannten unter dem mit sauberen Röhrenfältchen gezierten Nachtmützenband. Quasimodo, Esmeralda, Phoebus de Châteaupers standen als lebende Wesen vor ihr. Bei der täglichen Hausarbeit spann sie die glühende Romantik des Buches weiter und sehnte sich nach dem Abend, nach ihrem kalten Zimmer mit der Fettkerze auf dem zinnernen Leuchter. Diese Stunden erregten, schmachtenden Genusses, deren Heilige Châteaubriand und Walter Scott, Victor Hugo und Alexandre Dumas hießen, hatten schnell eine

innige Freundschaft zwischen der dritten Tochter des Hauses und Marie Elisabeth Sylvain geschaffen. Dem Vater wären wohl die Haare zu Berge gestanden, wenn er geahnt hätte, was für Geheimnisse die beiden Mädchen, die einander mit einem Blick, einem halben Worte verstanden, an diesen Abenden austauschten! Miebetje war der einzige Mensch, der von Saartjes inniger Leidenschaft für den jungen Kees van Doeveren wußte, den Sohn des verhaßten Konkurrenten ihres Vaters, mit dem sie einmal, als sie aus Leidschendam von der Schule nach Hause fuhr, im Schleppkahn ein paar unvergeßliche Stunden verbracht hatte. Miebetje allein war ja imstande, die romantische Tragik dieser Liebe zu begreifen und die kühnsten Pläne eines heimlichen Briefaustausches oder verborgener Zusammenkünfte zu schmieden.

Oft genug, wenn die Mädchen um den großen spiegelglänzenden runden Tisch bei der Näharbeit saßen, wanderten Saartjes hellbraune Augen unter den langen Seidenwimpern zu dem eifrig vorgebeugten Gesicht der Base hinüber. Mit heimlicher Freude dachte sie an die wirkliche Miebetje, die so ganz anders war, als sie hier mit ihrem niedergeschlagenen Blick und dem züchtig geschlossenen Munde sich zeigte. Denn nur mit Saartje teilte sie spät abends in der großen Bettstatt, wenn die schlafende Stadt gewaltig und schwer sie umschwieg und nur in regelmäßiger Seltenheit das Signal des Turmwächters und das Liedchen des Nachtwächters erklang, ihre Erinnerungen an das große helle jauchzende Paris. Alle Frauen waren dort schön und wollten gefallen, waren elegant und herrlich gekleidet, alle Männer legten diesen Frauen ihr Herz zu Füßen — und da Marises Vater im Orchester der Großen Oper mitgespielt hatte, bekam die Leidener Kusine, deren einzige Theatererlebnisse bisher in den Darbietungen der Puppenbühne auf der Kirmes bestanden hatten, durch die französische Verwandte einen genauen Be-

griff davon, wie in ‚Ruy Blas', ‚Hernani' und ‚Robert der Teufel' die Damen und Herren auftraten, aussahen und spielten.

Für Miebetje selber waren diese Erzählungen während des ersten dunkelkalten Winters, den sie in Onkel Coornvelts Hause verbrachte, die einzige Abwechslung in den langen, mit Plätten und Ausbessern, Putzen und Staubwischen ausgefüllten Tagen. Sie selber sprach sich Mut ein, wenn sie Saartje versicherte, sie werde nur vorübergehend in Holland bleiben. Sie wolle nach Paris zurück, sobald sie als Erzieherin genug Geld verdient hätte, um die Rückreise zu bezahlen.

Daß sie Erzieherin werden solle, hatte ihre Mutter auf ihrem langen Krankenlager bestimmt. Sie durfte Onkel Coornvelt, der sich zur Übernahme der Vormundschaft erklärt hatte, nicht auf die Dauer lästig fallen. Mit einer Empfehlung ihres Onkels werde es nicht allzu schwer sein, für sie eine Stellung in einem reichen oder adligen Hause zu finden. Sprach sie doch ebensogut Französisch wie Holländisch, wozu noch ihre Gewandtheit in allen weiblichen Handarbeiten, ihre Kenntnis verschiedener Musikinstrumente und ein prachtvolles Schulzeugnis des Freundes ihrer Eltern und Leiters einer berühmten Erziehungsanstalt, Monsieur Michel, hinzukam.

Saartje hatte freilich, als die Verwandte ihr von ihrem Plan erzählte, den Hoffnungen gleich einen Dämpfer aufgesetzt. „Ich glaube nicht, daß Vater dir dabei jemals behilflich sein wird. Er sorgt für dich genau so wie für uns, und es wäre doch eine Schande für den Namen Coornvelt, wenn du dir bei fremden Leuten dein Brot verdienen gingst."

Hiermit hatte sie freilich bei Miebetje das Gegenteil der gewünschten Wirkung erzielt. „Ich heiße nicht Coornvelt, ich trage den Namen Sylvain. Mutter hat auch keine Schande darin gefunden." Miebetjes stolze Worte und flammender Blick machten Saartjes Widerspruch verstummen. „Haben nicht alle

die Helden von Dumas und Hugo getan, was sie für gut und recht hielten und schließlich über alle Unterdrückung triumphiert?"

Die Winternächte in dem kalten Schlafzimmer waren auch für Miebetje die Stunden der Romantik und der bunten ausschweifenden Pläne. Wie nüchtern und eintönig erschien ihr doch das Leben in Holland, wo der sonntägliche Spaziergang nach dem Zoeterwoudschen Tor und das wöchentliche Mädchenkränzchen, auf dem man Kleidchen und Höschen für die lieben Negerkinder nähte, fast die einzige Unterhaltung bildeten, wenn sie es mit ihrem gewiß oft sorgenvollen, immer aber abwechslungsreichen Dasein in dem Modegeschäft der bescheidenen Pariser Vorstadt verglich. Jede Omnibusfahrt in die Stadt, wo man im Palais Royal die neuesten Erfindungen der Mode den großen Häusern absehen konnte, jeder Besuch einer neuen Kundin, die von den kleinen und großen Skandalgeschichten des Hofes und den Kreuz- und Querzügen der Politik zu plaudern wußte, war dort ein Fest gewesen!

Der gewaltige Eindruck, den sie bei ihrer Ankunft von dem Reichtum des Coornveltschen Hauses gewonnen hatte, war im Laufe der Zeit durch die Erfahrung stark erschüttert worden, daß von den unendlich vielen prächtig ausmöblierten Zimmern fast nur ein einziges, und auch dieses mit einem sparsamen Torffeuer geheizt wurde. Die Lampe durfte niemals eher hereingebracht werden, als bis das letzte Fünkchen des Tageslichtes verschwunden war, und die Töchter des Hauses besaßen zwar ganze Schränke voll schwerer und tadelloser Unterkleider, mußten aber ihre schon recht altmodische Kleidung so lange ausbessern und umändern, bis man überall den nackten Faden hindurchschauen sah.

Miebetje wußte nicht, daß Onkel und Tante Coornvelt, die das Haus mit seinem Möbelreichtum von den Eltern ererbt

hatten, in ihrer Jugend die Franzosenzeit mit allen Schrecknissen der Armut, der Kälte und des Hungers so gründlich kennengelernt hatten, daß ihre gegenwärtige Lebensführung ihnen trotz des mehr als unbefriedigenden Ganges des Webereigeschäftes im Glanze einer fast verschwenderischen Üppigkeit erschien. Zudem waren mit der Wiederherstellung der staatlichen Selbständigkeit für den Holländer die alten Nationaltugenden der Einfachheit und Sparsamkeit wieder zu hohem Ansehen gekommen. Da ‚französisch' und ‚leichtsinnig' ungefähr das gleiche bedeuteten, wachte Tante Aagje mit ihren scharfbeweglichen Augen darüber, daß das Pariser Bäschen mit ihrem mehr als unbefangenen Auftreten und ihrem bunten Kleiderprunk ihren Töchtern nicht etwa den Kopf verdrehte.

Obgleich sie so oft, wenn Onkel Coornvelt seine väterliche Befehlsgewalt mit allzu harten Strafmaßregeln durchzusetzen begann, mit ihrem zarten Muttersinn ausgleichend in die Bresche getreten war, hatte sie selber erst kürzlich Keejetje einen scharfen Verweis gegeben, als diese mit einem von Miebetjes Hand umgearbeiteten und nach neuestem Pariser Geschmack ausgeputzten Hut hatte zum Tisch des Herrn gehen wollen. So hatte denn Miebetje unter dem Kreuzfeuer der bei dieser Gelegenheit gefallenen Worte von christlicher Einfalt und jungmädchenhafter Zurückhaltung seufzend Saartjes Kopfbedeckung, an der sie das gleiche Verschönerungswerk begonnen hatte, wieder in dem alten Zustande anständiger Geschmacklosigkeit hergestellt.

Allzuviel Zeit, sich beim Ausschmücken von Hüten ihrer künstlerischen Eigenwilligkeit hinzugeben, blieb dem ‚französischen' Mädchen freilich nicht übrig. Dafür sorgte schon der von Vater Coornvelt eingeführte und von seiner Gattin nur allzu gut begriffene Erziehungsgrundsatz, den Kindern Pflicht-

bewußtsein und Selbstbeherrschung auf dem Wege einzuprägen, daß man ihnen beständig diejenige Arbeit auferlegte, zu der sie am wenigsten Neigung verspürten. So mußte denn die junge Nichte unter der gestrengen Aufsicht Tante Pietjes alles, was es im Hause an schadhaft gewordenen Strickarbeiten gab, stopfen und ausbessern. Bittere Tränen ergoß sie über die Fersen an Onkel Coornvelts feinstem schwarzem Strumpf, und böse Verwünschungen wob sie in Vetter Hendriks Schlafmütze, deren sonderbar in Knötchen und Löchelchen abwechselndes Muster ihr schwer lösbare Rätsel aufgab.

Und so saß dieses Mädchen, das der Harfe süße und harmonische Töne entlocken und den alten Sünder Ovidius in zwei lebende Sprachen übersetzen konnte, einen Nachmittag um den anderen im Wohnzimmer des Coornveltschen Hauses beim Maschenaufnehmen. Durch den blauen Fensterschirm erblickte sie schattenhaft die glücklichen freien, selbständigen Wesen, die Gott als Männer auf die Welt hatte kommen lassen, während sie das traurige Los, ‚nur ein Mädchen' zu sein, bis zur Neige auskosten mußte.

Die Kerze ging aus, nachdem sie noch ein paarmal nicht ohne Gestank aufgeflackert war. Saartje sah Quasimodos gewaltigstes Abenteuer unterbrochen, sprang trotz der grimmigen Kälte aus dem Bett, zog die Gardine hoch und versuchte vergeblich beim Schein des lieben Mondes weiterzulesen, dessen Glanz aber nicht ausreichte, um den engen und kleinen Druck zu erhellen. Plötzlich entfuhr ihr ein halbunterdrückter Jubelschrei. „Ich weiß, wie wir eine neue Kerze kriegen können. Ich habe ja selbst bei Hendrik heute morgen eine in den Leuchter auf dem Schreibtisch gesteckt!"

Miebetje warf einen Blick auf das längst dunkle Fenster von Hendriks Arbeitszimmer. Da der Nachtwächter soeben ‚halb ein Uhr' ausgesungen hatte, mußte der Vetter längst zu Bett

sein. Trotzdem warf sie zögernd ein: „Wenn er es aber morgen merkt . . . ?“

„Ich habe es wohl schon mal probiert,“ gestand Saartje lachend. „Er hat drei Kerzen auf seinem Zimmer und wird morgen sicher glauben, daß er eine aus Versehen hat brennen lassen.“

Schon hatte sie Miebetjes langen Schal aus dem Schrank geholt und vor Spannung erregt auflachend warf sie ihn über ihre Unterkleider. Vorsichtig und geräuschlos drehte sie die Tür auf. Der Weg war nicht weit, ein paar Schritte auf dem Flur, der ebenso wie das Zimmer auf den offenen Hof ging, dann zwei Stufen hinunter und um eine Ecke bis zur ersten Türe rechts. Aber als sie auf unhörbaren Füßen über den Vorplatz schlich und durch das Flurfenster einen Blick auf das dunkle, aber vom Monde mit seltsamem Glanz übergossene Fenster des brüderlichen Zimmers warf, hatte sie mit einem Schlag das Gefühl, als ob ein kalter Strom über ihren Rücken lief. Sie wußte, daß sie seitwärts hinter dem Fenster etwas sich hatte bewegen sehen. Da ‚Notre-Dame de Paris‘ Saartjes entzündliche Phantasie aufgepeitscht hatte und sie in dieser Stimmung bereit war, die unwahrscheinlichsten Dinge für möglich zu halten, war sie drei Sekunden später wieder im Schlafzimmer zurück. „Irgend etwas ist nicht geheuer in Hendriks Zimmer,“ flüsterte sie atemlos. Ich habe es deutlich durch das Flurfenster gesehen. Ein Geist oder ein Gespenst . . . jedenfalls hat es allerhand Bewegungen gemacht!“

Mit einem Sprung war Miebetje am Fenster, gleich Saartje spähte sie neben der Gardine hindurch, ihr Gesicht gegen die kalte Scheibe drückend — aber das Fenster gegenüber stand schwarz und verlassen, und der unsichere Schein des Mondes ging darüber hin.

„Ach was, du hast dir in deiner Angst etwas eingebildet,“ spottete sie.

„Ich bilde mir nichts ein!" widersprach Saartje, beinahe in Tränen, „geh doch selbst hin, wenn du mir nicht glaubst!"

Da auch auf Miebetje Victor Hugo nicht ganz ohne Wirkung geblieben war, zögerte sie einen Augenblick. Aber es galt, vor dem kleinen Angsthasen von Saartje ihren Mut zu beweisen.

„Gut, ich werde hingehen," entschied sie tapfer, „bleib du solange vor dem Fenster und sieh zu, ob es sich noch bewegt, wenn ich in Hendriks Zimmer bin."

Sie schlug den Schal, den Saartje auf das Bett geworfen hatte, über ihre eigenen fröstelnden Schultern und schlich schnell aus dem Zimmer und über den Vorplatz. Ein rascher Blick durch das Flurfenster überzeugte sie, daß Saartje nur das Opfer ihrer entflammten Phantasie geworden sei. Dennoch klopfte ihr Herz mit kurzen heftigen Schlägen, als sie die angelehnte Tür aufstieß und das Heiligtum des angehenden Pfarrers betrat, das sie nur von Putztagen und Scheuerfesten her kannte.

Miebetje hatte wenig für den ehrenfesten Pfarramtskandidaten übrig, obgleich alle Hausgenossen mit Einschluß des selbstherrlichen Vaters mit Respekt und Ehrfurcht zu ihm aufblickten. Alle wohlwollenden und seelenhirtlichen Bemühungen, die Hendrik schon wiederholt an sie gewandt hatte, konnten nichts an ihrer ablehnenden Haltung ändern. Der brütende Blick seiner dunklen Augen, das blasse Gesicht, das er mitten unter feierlichen geistlichen Ermahnungen so beklemmend nahe an das ihrige zu drängen beliebte, hatte ihr eine Abneigung eingeflößt, über deren eigentlichen Grund sie sich selbst noch nicht klar geworden war. Flüchtig tauchte dieses Gefühl in ihr auf, als sie die paar Schritte auf den Tisch zuging und nach der Stelle tastete, wo sie den Leuchter vermutete. Eine augenblickliche scharfe Gewissensregung, die während des kleinen Diebstahls in ihr aufkam, spottete sie weg. Der Herr Pfarrer brauchte nicht, wie die beiden Mäd-

chen, mit jedem Stückchen Kerze zu knausern, seine Mutter gab ihm gern so viel Lichter, wie er für die abendliche Arbeit nötig zu haben behauptete.

Aber in dem Augenblick, als sie die Kerze aus der Klammer zog, lähmte ein Geräusch aus der Fensterecke ihre Hand. Zugleich hörte sie in der gespannten Stille der Nacht ihren Namen flüstern. Eine Sekunde fuhr der Gedanke an Saartjes Gespensterfurcht durch ihr jagendes Herze, aber sogleich wußte sie es mit unentrinnbarer schrecklicher Sicherheit: es war Hendriks Stimme, Hendrik war in demselben Zimmer, in das sie, ein junges Mädchen, im Finstern, in der Absicht des Diebstahls und in Nachtkleidern sich eingeschlichen hatte.

Die Kerze fiel ihr aus der Hand, mit einem Sprung war sie an der Tür, aber ehe sie hinausschlüpfen konnte, fühlte sie ihn hinter sich; ihr wütender Angstschrei wurde von seiner Hand, die bebend und glühheiß sich auf ihren Mund legte, erstickt.

Ein Augenblick, der eine Ewigkeit dauerte ... dann seine Stimme, der jetzt nichts mehr von salbungsvoller Selbstzufriedenheit anhaftete: „Still, nur nicht schreien, ich plaudere nichts aus!“ Seine Hände tasteten ihren Körper ab, sein Gesicht preßte sich an das ihre. Deutlich hörte sie jeden seiner stoßenden Atemzüge. In ohnmächtigem Schrecken wagte sie nicht die leiseste Bewegung. Dann verstand sie erst das Abscheuliche, das sich zutrug. Nicht ihre eigene Unbesonnenheit, nicht die Furcht, daß Saartje alles erfahren würde, war für sie das schlimmste — aber die taghelle Erkenntnis, daß dieser ernsthafte strenge Diener am Wort, an dessen Gesinnungsechtheit und Gottesfurcht sie felsenfest geglaubt hatte, sich als ein Heuchler erwies, daß er ein Sünder, ein Verführer war genau wie so viele andere leichtsinnige und ausschweifende junge Männer, vor denen ihre Mutter sie sooft gewarnt hatte.

Sie hörte sein heißes leidenschaftliches Flüstern: „Satan hält uns in seinen Klauen, Gottes Wille läßt die Versuchung geschehen ...“ Seine trockenen Lippen suchten auf Stirn und Wange nach den ihrigen. Im selben Augenblick war sie wieder Herr ihrer Sinne. Mit ihren zarten schwachen Händen vermochte sie es, seinen schweren Körper zurückzustoßen, ihre aufbrennende Entrüstung drängte Schrecken und Bestürzung zurück. Also er, der Pfarrer, mit seinen strengen salbungsvollen Ermahnungen, hatte da im Dunkeln auf dem weißen Vorhang das Schattenspiel von ihrem eigenen und Saartjes Körper beobachtet und selbst bei dem, was er jetzt tat, wagte er noch, den Namen Gottes in den Mund zu nehmen.

„Wenn du mich nicht sofort losläßt,“ drohte sie, „dann ruf' ich Saartje, dann sollen alle im Hause wissen ...“

„Was sollen sie wissen?“ Trotz des drohenden Tones begann der wilde Druck seiner Arme nachzulassen. „Willst du etwa, daß man dich in diesem Aufzug und in dieser Nachtstunde hier findet?“

Er hatte sie losgelassen. In dem dunklen Zimmer, in das der Mond einen schwachen nebligen Schimmer goß, standen sie einander gegenüber.

„Miebetje!“ — seine heisere Stimme nahm einen bittenden Ton an — „kein Mensch soll etwas erfahren, du bist so schön und so lieb, das Fleisch ist schwach, und wir Menschen können nun einmal von der Sünde nicht lassen. Du sollst meine Frau werden. Ich verspreche es dir ... Sobald ich eine Berufung als Prediger habe ...“

Ihr zorniges Lachen hallte schroff in der singenden Stille wieder. In ihrem Herzen aber heulte es laut auf vor Elend und Verlassenheit.

„Du hast keinen Grund zum Lachen!“ Der Kandidat schien sein Selbstbewußtsein wiedergewonnen zu haben. „So leicht

wirst du keinen Mann finden. Du hast kein Geld und deine Mutter hat Schande über die Familie gebracht."

Die schmale Mädchengestalt richtete sich hoch auf. „Ich verachte dich!" In bewußter Grausamkeit fühlte sie mit Genuß, wie er unter dem schneidend kalten Wort sich zusammenkrümmte. „Jetzt weiß ich, wer du in Wahrheit bist hinter deinem vor dem Spiegel einstudierten Pfarrergesicht, und wenn du jemals wagst, mir das kleinste Hindernis in den Weg zu legen, dann sollen all die anderen es auch wissen."

FÜNFTES KAPITEL

GEHORSAM IST DES CHRISTEN SCHMUCK

Der strenge kalte Winter des Jahres 1841 machte noch im Mai durch vereinzelte Schneestürme den Versuch, seine Herrschaft zu behalten. Unbeirrt durch die Ungunst der Witterung hatte indessen Onkel Coornvelt, der in allen Dingen auf Ordnung hielt, mit dem ersten April das Sommerhalbjahr begonnen. Das bedeutete für ihn, daß er täglich von halb vier bis fünf mit einer seiner Töchter spazierenging. Diese teilten sich abwechselnd in diese Kinderpflicht, wie sie es mit allen Pflichten ihres nach der Uhr geregelten Lebens taten. Mit dem Glockenschlag stand eine von ihnen in ihrem großen ausgeschwungenen Hut, der Gesicht und Locken züchtig verbarg, und je nach der Witterung mit Schal oder Mantel zum Ausgang bereit. Pünktlich um fünf Uhr waren sie wieder zurück, todmüde, keuchend, mit Herzklopfen und Seitenstechen. Vater Coornvelt liebte es nämlich nicht, zu schlendern, sondern schlug einen flotten Männerschritt an. Da er selbst, seit er von Mutters Schoß gesprungen war, niemals mehr die Schwere gesteifter und gefältelter Röcke hatte mitschleppen müssen, kam ihm gar nicht

zu Bewußtsein, was seine zartgebauten Töchter in ihren Schnürleibern und unter dem Gewicht ihrer Unterröcke von seinem Marschtempo auszustehen hatten. Da er außerdem der Vater und die Mädchen nur die Kinder waren, mußten sie auf den groben Pflastersteinen gehen und ihm den feinen Kies überlassen.

Im Gegensatz zu den Coornveltschen Töchtern, die den ganzen Winter über nur zum Kirchenbesuch, zum Nähkränzchen, oder wenn es einen Kranken zu trösten galt, auf die Straße kamen und denen die Lilienweiße ihrer Wangen und Hände viel zu kostbar war, als daß sie ihre zarte Haut dem rötenden und aufrauhenden Einfluß der scharfen Winterluft hätten aussetzen wollen, war Marie Elisabeth Sylvain mit der Krinoline, die für sie fünf Unterröcke ersetzte, und mit ihren hohen Schuhen von glänzend gefirnißtem Leder, in denen sie früher mit ihrem Vater lange Wanderungen durch die Umgebung von Paris gemacht hatte, weit besser für ein tüchtiges Marschieren ausgerüstet. So war es denn das erste und wahrscheinlich auch das einzige Wort der Anerkennung, das sie je von Onkel Coornvelt hörte: „Ihr geht wenigstens einen ordentlichen Schritt und setzt nicht so ängstlich Füßchen vor Füßchen." Da nun sowohl Keejetje wie Koosje einen heiligen Schrecken vor den täglichen Pflichtspaziergängen hatten, überließen sie hinfort die Aufgabe des Begleitens nach Möglichkeit der Kusine aus Frankreich.

An einem sonnigen, aber noch rauhen Nachmittag hatte der Onkel den Weg über die Koepoort genommen, da er zusehen wollte, wie die alten Stadtwälle niedergelegt wurden. Miebetje, die die augenscheinlich günstige Stimmung des Alten benutzen wollte, fiel mit der Tür ins Haus: „Onkel, ich will Euch und Tante nicht länger zur Last fallen und in Zukunft sehen, daß ich selbst mein Brot verdiene."

Lodewijk Coornvelt hatte einen Augenblick haltgemacht und schaute, mit den Händen auf den goldenen Knopf seines Stockes gestützt, dem zähen Kampfe zu, den die Abbruchsarbeiter gegen den jahrhundertealten grauen Stein führten. In seinem Kopfe summten die Anfangszeilen eines neuen Gedichtes: ‚Trauergesang auf die niedergelegten Wälle meiner Vaterstadt.' Er suchte gerade nach einem schwierigen Reimwort und erwiderte daher nicht allzu freundlich auf die Stimme seiner Nichte, die seine Lieblingsbeschäftigung unterbrach. „Ich war gerade beim Nachdenken, was habt Ihr, Kind?"

Miebetje wiederholte ihre Worte, ohne sich zu verhehlen, daß ihre Selbstsicherheit bereits nachzulassen begann. Verstimmt wandte Onkel Coornvelt seine Gedanken von dem ‚Trauergesang' ab. „Kind, Ihr seid uns nicht zur Last," sagte er mit der bestimmten Kürze, die bei ihm zu bedeuten pflegte, daß eine Sache ganz und gar abgetan sei.

Das Mädchen drückte unter den Falten ihres Schals ihre Hände krampfhaft ineinander. Mit ihrer zartesten Stimme fuhr sie fast murmelnd fort: „Oheim, es ist mehr als lieb von Euch, daß Ihr dies sagt; aber es ist auch mir nicht verborgen geblieben, wie sehr die schlechten Zeiten und die Windstille in allen Geschäften auf Euch lasten. Ich spreche Französisch und Holländisch gleich gut, ich kann Harfe und Klavier spielen und weiß genug, um Erzieherin in einem adligen Hause werden zu können."

Onkel Coornvelt drehte sich halb um und schaute die zarte Mädchengestalt von Kopf bis zu Fuß an. Während er schweren Herzens ein paar sich pompös aufbauende Verse wegschwimmen ließ, frug er ungeduldig: „Wovon schwätzt Ihr doch eigentlich, mein Kind?"

Ängstlich blickte Miebetje zu dem strengen Antlitz auf, das im Schmuck des hohen Hutes noch viel majestätischer aussah

als unter der häuslichen Mütze. Zudem hatte der herbe Wind das dicke Fleisch der Wangen bläulichrot gefärbt und gewaltiglich lag das schwere Doppelkinn auf der ansehnlichen geflochtenen schwarzen Halsbinde, über der der Kragen des dunkelgrünen Pelerinenmantels so hoch, wie es irgend ging, zugeknöpft war.

„Mit Eurer Fürsprache, Oheim, möchte ich versuchen, eine Stellung als Erzieherin zu bekommen."

„Warum wollt Ihr das alles?" Die Stimme des Onkels hatte wieder den lauten dröhnenden Ton der Mahn- und Strafreden angenommen. „Wollt Ihr wirklich der Familie, die Euch so liebreich aufgenommen hat, die Schande antun, sie als Tagelöhnerin zu verlassen?"

Dicke Kindertränen traten in die dunklen Augen des Mädchens, das deutlich empfand, daß sie ihr Spiel bereits verloren hatte. Doch wollte sie noch den letzten Trumpf ausspielen. „Onkel, es war der letzte Wunsch meiner Mutter. Vor ihrem Tode hat sie mit mir über alles gesprochen. Ich sollte Euch sowenig wie möglich zur Last sein und mich bemühen, sobald wie möglich in einer vornehmen Familie als Erzieh . . ."

„Ich will das verdammte Wort nicht mehr hören!" donnerte Onkel Coornvelt los. Die Arbeiter in der schon halb abgetragenen Schanze blickten neugierig auf. „Eure Mutter hat mich angefleht, ich solle mich der unversorgten Waise annehmen. Eure Mutter — Euer unziemliches Andrängen zwingt mich zu solchen Worten — Eure arme Mutter hat Gottes schwere Hand fühlen müssen. Zur Strafe ihrer leichtsinnigen Heirat hat sie ihren Stand verloren und mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen müssen."

Miebetje schluckte die Worte heftiger Empörung, die auf ihren zitternden Lippen lagen, hinunter. Denn es war ihrem scharfen Blick nicht entgangen, daß es seltsam um die feisten

Wangen des Onkels zuckte und daß reichliche Tränen in seinen harten grauen Augen standen. Undeutlich tauchte in ihr zum erstenmal die Erkenntnis auf, daß die Menschen ja viel mehr um Anschauungen als um Handlungen einander quälen und einander feind werden. Sie hätte mit Engelszungen reden können und doch niemals den Oheim zu überzeugen vermocht, daß ihre Mutter und sie selbst in ihrem kleinen gutgehenden Modegeschäft sich keineswegs erniedrigt oder beschämt gefühlt hätten, und daß das Gnadenbrot im Hause der ihr innerlich fremden Verwandten bitterer schmeckte, als das sauer verdiente Brot bei unbekannten Leuten ihr je schmecken konnte.

Ein tüchtiger Zugwind fuhr über die aufgerissene Schanze. Onkel Coornvelt drückte den breitrandigen Hut fester ins Gesicht und stapfte mit schnellen Schritten vorwärts. In kurzen harten Schlägen begleitete sein Stock jeden Tritt. Die dichte Zorneswolke, in die er sich gehüllt hatte, ließ ihn das zarte, mit Mühe schritthaltende Mädchen kaum mehr bemerken. Nicht aber vergaß er, den ehrerbietigen Gruß, den fast alle Begegnenden ihm darbrachten, in genau abgemessener Abstufung zu erwidern. Trotz aller Erbitterung und Betrübnis versäumte Miebetje nicht, festzustellen, daß Onkel Coornvelt, wenn die Schanzarbeiter ihre Schippen in den Boden stießen und ihre Mützen abrissen, hierfür durch Erheben des Stabes bis zur Höhe seines Hutes dankte. Die Torwächter grüßte er durch einen Schlag des Stockknopfes gegen den Hutrand, den Ladenbesitzern aber, die unter ihren Schirmdächern ihn stehend grüßten, tat er die Ehre an, mit eigenen Fingern den Seidenstoff seiner Kopfbedeckung einen Augenblick zu berühren.

Als sie aber den Beestenmarkt erreicht hatten, nahm der Webereibesitzer, spartanisch jeder Erkältungsgefahr trotzend, den Hut vom Kopfe und blieb ehrfurchtsvoll vor einem Hause

stehen. „Hier," sagte er mit feierlich demütigem Ausdruck, „hat Niederlands größter Dichter gelebt, geschaffen und gelitten," und mit klangvoller Stimme sprach er einige Verse aus dem Gedicht, das er selbst vor neun Jahren beim Hinscheiden des Meisters der Muse abgerungen hatte.

Mit allem, was sie an ehrerbietiger Aufmerksamkeit aufbringen konnte, hatte die französische Nichte den gehobenen Klängen gelauscht. Hierdurch hoffte sie sich das Recht verdient zu haben, in dem Augenblick, als der Onkel den Hut wieder auf sein Haupt und die Gewalt seines Körpers von neuem in Bewegung setzte, mit bescheidenem Flüstern von vorne zu beginnen: „Onkel, wenn ich volljährig bin, dann seid Ihr doch nicht mehr mein Vormund. Wollt Ihr mir dann nicht helfen, eine Stellung als Erzieh..."

Das gefährliche Wort wurde wieder nicht zu Ende gesprochen. Dunkler Zorn glühte aus den Augen des rauh aus seiner entzückten Erinnerung an den Dichterfürsten aufgeschreckten Onkels. Sich mit Mühe zu heiserem Flüstern bezwingend, fuhr er sie an: „Ihr seid ein ungehorsames, vom Hoffartsteufel besessenes Kind!"

In zitternder Erregung drückte Miebetje unter dem Palmenschal mit den Fingernägeln ihre Hände blutig. „Wenn ich volljährig bin," fuhr es ihr heraus, „kann ich auch ohne Eure Zustimmung Erzieherin werden..."

Onkel Coornvelt brauchte Minuten, um sich von seinem sprachlosen Erstaunen zu erholen. Dann erledigte er den Fall mit einem verächtlichen Lächeln. „Glaubt Ihr wirklich, daß man Euch irgendwo als Erzieherin annehmen wird, wenn ich den Leuten, die sich doch nach Euch erkundigen werden — wenn ich allen Leuten schreibe, daß Ihr ein unverschämtes und freches Ding seid und Euch ganz und gar nicht dazu eignet, Kinder zu erziehen?"

Sie hatten das Haus wieder erreicht. Onkel Coornvelt drehte mit dem großen, glänzend geputzten Schlüssel das Schloß auf und ging vor seiner Nichte hinein. Miebetje sah den langen, frostig weißen Flur, die vielen geschlossenen braunen Türen, sie hörte ihre Füße auf dem blau und weißen Muster der Steine anschlagen und zog den dumpffeuchten Kalkgeruch ein... Mit tränenblinden Augen konnte sie kaum die Stufen der Holztreppe unterscheiden, die zu ihrem Zimmer führte. Dort oben stand auf dem Schrank von spiegelndem Mahagoniholz, traurig und frierend, in seine gelben Federn gehüllt, ihr einziger Kamerad, ihr Vögelchen.

Als in der folgenden Nacht Saartje, die Mitbewohnerin des Doppelbettes, schon in festem Schlafe lag, kniete sich Marie Elisabeth vor ihrem Koffer hin. Lange suchte sie in der großen Schachtel, die wegen der Menge seidener und samtener Lappen am Tage ihrer Ankunft das helle Erstaunen der Leidener Basen erweckt hatte. Dann setzte sie sich mit ihrem Nähzeug an den Tisch. Die Kerze war ausgebrannt, und der Nachtwächter verkündete die dritte Morgenstunde. Da ordneten ihre fliegenden Finger liebkosend eine ganze Reihe feiner Kunstblumen, Rosen, Nelken und tiefleuchtende Stiefmütterchen. Um ihren Mund, der so kindlich weich sein konnte, spielte ein Zug harter Entschlossenheit.

„Übermorgen," sagte sie zu sich selbst, „wenn wir in die Katechismusstunde gehen, wenn wir dicht bei der Kirche sind, werde ich sagen, daß ich meine Bibel vergessen habe; dann laufe ich rasch zurück bis zum Maarsmansteeg. Die Blumen kann ich in einer kleinen Schachtel bequem unter meinem Schal verstecken."

Selbst Saartje durfte von der Sache nichts wissen, obgleich Miebetje sicher war, daß die sie nicht an Onkel Coornvelt ver-

raten würde. Denn auch in den Augen der Base wäre es ein schändliches Beginnen gewesen, daß eine Hausgenossin der geachteten ansehnlichen Familie Coornvelt ihrer Hände Arbeit in einem Laden verkaufen wollte!

Aber wenn es gelang, wenn sie sehr vorsichtig zu Werk ging, dann konnte sie sich mit der Zeit eine Summe zusammensparen. Lange würde es gewiß dauern, vielleicht zwei Jahre, aber dann hätte sie doch endlich so viel Geld, um ihre Reise nach Paris zu bezahlen, wo der gute und hilfreiche Monsieur Michel ihr gewiß eine Stellung besorgen könnte.

Das Herz des Mädchens schlug lebhafter bei der Vorstellung, selber Geld, selbstverdientes Geld in einem sicheren Winkel ihres Koffers zu besitzen. Denn ganz selbstverständlich bekam sie ebensowenig wie Bram oder die Töchter des Hauses einen Pfennig in die Hände. Nie spürte sie ihre Abhängigkeit so stark als am Sonntagmorgen, wenn auf dem kleinen Tisch im Flur für jeden der Hausgenossen ein Groschen und drei Heller für den Klingelbeutel abgezählt dalagen.

Pflichtgemäß hatte Monsieur Michel den kleinen Betrag, der nach Abzug der Doktor- und Begräbnisrechnung aus dem Verkauf des mütterlichen Modegeschäftes übriggeblieben war, dem Oheim und Vormund übersandt. Dieses Geld, das der Onkel ebenso wie die wöchentliche Sparbüchseneinlage — auch in diesem Punkte ließ er die neue Anverwandte hinter den eigenen Töchtern nicht zurückstehen — in seinem Sekretär unter Verschluß hielt, würde sie gewiß nicht bekommen, wenn sie als Minderjährige etwas gegen seinen Willen unternahm.

Auch nachdem sie das Werk ihrer heimlichen Nachtarbeit im Koffer verschlossen hatte, lag Marie Elisabeth noch lange unruhig wach. Kaum fand sie den Mut, nochmals ihr Abendgebet zu sprechen. Sie wußte, heute hatte sie den ersten Schritt auf der Bahn des Betruges getan und sich gröblich gegen die

vornehmste Kindespflicht des Gehorsams und der Dankbarkeit vergangen.

Aber sie hatte in den jüngsten Monaten gelernt, daß alle Menschen und selbst die, deren Streben anscheinend ausschließlich auf die Tugend gerichtet ist, in vielerlei Sünde befangen und verstrickt sind. Neben der kindlichen Demut hatte ein anderes Gefühl in ihrem Herzen Wohnung genommen, ein Gefühl des bitteren Aufstandes gegen das, was sie als den Druck einer unrechtmäßigen Übermacht empfand; ein kühnes ‚Warum?' hatte die gelassene Unterwerfung vom Thron gestoßen, die man ihr ebenso wie allen anderen Angehörigen ihres Geschlechts als die höchste Tugend der Frau eingeprägt hatte...

In einem kleinen niedrigen Haus, aus dem ein Schirmdach vorsprang, lag am Maarsmansteeg das Modegeschäft der Madame Lebrun. Trotz der nach allen Regeln der Schönschreibekunst ausgeführten französischen Inschrift behaupteten scheelsüchtige Leute, Madame Lebrun führe weder diesen Namen zu Recht noch beziehe sie ihre Ware aus Paris. Sie hatte genug Bestellungen auf Garnierungen und Umarbeitungen, aber mit der Anschaffung neuer Hüte pflegten die Leidener Damen bis zur Kirmes zu warten, weil dann eine leibhaftige Brüsseler Modistin in der Stadt weilte, die unter den angesehenen Leuten schon seit Jahren ihre feste und getreue Kundschaft besaß.

Es war schon dämmrig dunkel in dem Modegeschäft, als Miebetje Sylvain, mit Mühe eine deutliche Verlegenheit bekämpfend, eintrat. Der liebenswürdigen Frage, die die würdige und umfangreiche Besitzerin nach ihren Wünschen stellte, wich sie mit dem Bemerken aus, lieber warten zu wollen, bis die beiden Kundinnen, die gerade Mützenbänder aussuchten, bedient sein würden. Madame Lebrun wußte als gute Menschenkennerin sofort, daß hier keine Käuferin den Laden betreten

hatte. So fiel die Höflichkeit, mit der sie der zarten Erscheinung im buntgemusterten Schal und grünsamtenen Schirmhut einen Stuhl anwies, etwas abgemessen aus.

Die Modistin hatte die Kundschaft hinauskomplimentiert und fragte mit wohlwollender Überlegenheit: „Womit kann ich Mademoiselle zu Diensten sein? Möchte Mademoiselle sich vielleicht die eben aus Paris eingetroffenen Sommerneuheiten anschauen?"

Miebetje Sylvain drückte etwas, das sich in ihrer Kehle verfangen hatte, hinunter und sagte mit ihrer demütigsten und liebsten Stimme: „Die Hüte, die Sie im Fenster stehen haben, kommen bestimmt nicht aus Paris, Madame. In Paris waren solche hoch aufgarnierten Mützen schon im vorigen Herbst aus der Mode. Auch die schweren Bandrosetten trägt da kein Mensch mehr. Jetzt verwendet man ausschließlich Samt- und Federblumen."

Ehe Madame Lebrun, vollständig überrumpelt, die richtigen Empörungsworte fand, um mit ihnen den guten Ruf ihres Geschäftes zu verteidigen, fuhr die milde bescheidene Mädchenstimme fort: „Ich bin nämlich aus Paris und habe jahrelang in einem Modegeschäft gearbeitet. Hier habe ich ein paar Blumen und Verzierungen, die Sie, wenn Sie wollen, kaufen können."

Aus den Falten ihres Schals holte sie eine zierliche leinwandüberzogene Schachtel, und die erstaunten Augen der Modistin erkannten sofort, daß es sich um hochkünstlerische Arbeiten handelte. Eine große Rose aus bleichrötlichem Atlas, Kamillen- und Gänseblümchen aus gelben und weißen Federn, Stiefmütterchen, wie sie auf den Hüten alter Frauen so beliebt waren, aus veilchenfarbener Seide und warmem dunkelrotviolettem Samt. Die gewandte Geschäftsfrau begriff im Augenblick, daß es sich hier um irgendeine Heimlichkeit handeln müsse. Ein Mädchen, das mit der Pariser Mode so ausgezeichnet

Bescheid wußte und zugleich ein tadelloses Holländisch sprach, war mehr als eine gewöhnliche Modistin. Sie mußte schon ihren besonderen Grund haben, um das Werk ihrer geschickten Hände zu verkaufen. Sie schlug daher einen Ton gleichgültiger Freundlichkeit an. „Ja, liebes Fräulein, die Sächelchen sind sehr nett, aber viel zu frei für den holländischen Geschmack. Sie wissen wohl selber am besten, daß die hiesigen Damen mehr auf Wohlanständigkeit als auf modernen Geschmack ausgehen." Aber jetzt nahmen die eben noch so verlegen blickenden Mädchenaugen einen scharfen bestimmten Ausdruck an. „Sie würden wahrscheinlich mehr verdienen, Madame, wenn Ihre Hüte und Mützen mehr nach der Mode wären, dann würden die Damen nicht alle auf das Brüsseler Modegeschäft warten, das immer zur Kirmeszeit herüberkommt!"

Nach langem Bieten und Feilschen kam der Kauf zu einem Reichstaler und zwei Schilling zum Abschluß. Miebetjes Herz drohte ihre Brust zu sprengen, als sie die schweren Silberstücke durch den Handschuh hindurch in ihrer Hand fühlte und sie sicher und tief in ihrer Tasche verbergen konnte. In der nächsten Woche wollte sie einen neuen Satz Blumen nebst einem Brautkranz bringen, vor allem aber eine Mütze nach neuestem Modell, von vorn flach und hinten mit fein gefältelten breiten Bändern, die gewiß ganz nach Madames Geschmack sein werde.

„Soll ich nicht die Sachen bei Ihnen abholen lassen?" bot die Geschäftsinhaberin freundlichst an. Sie machte sich ihre eigenen Gedanken darüber, daß das junge Mädchen heftig errötete und mit der schnell, aber stotternd vorgebrachten Versicherung, das sei ganz und gar nicht nötig, hastig, um alle weiteren Fragen abzuschneiden, den Laden verließ.

VON BLUTEGELN UND MINNE

Ein Jahr war vergangen, als im Vorfrühling 1842 der alte Coornvelt, der bisher von fast allen Altersbeschwerden verschont geblieben war, plötzlich krank wurde. Trug der anhaltende scharfe Ostwind die Schuld, der mit Korinthen gewürzte Sauerampfersalat, von dem er mehr als unbedingt notwendig gegessen hatte, oder der heftige Zornesausbruch, zu dem er sich hatte hinreißen lassen, als er erfuhr, daß seine Tochter Koosje mit Tante Pietje an einer Versammlung der Erweckten von Zwijndrecht, einer tief im Irrtum verstrickten Schwärmersekte, teilgenommen hatte? Jedenfalls fing es in der Nacht mit einem heftigen Schüttelfrost, mit Magenkrämpfen und schlimmen Hustenanfällen an, gegen die Tante Aagjes wohlerprobte Hausmittelchen sich als machtlos erwiesen. Die dritte schlaflose Nacht, die sie bei dem ungeduldigen, keineswegs bequemen Kranken verbracht hatte, veranlaßte sie, den kleinen Abraham, ehe er um acht Uhr in die Lateinschule ging, zum Doktor zu schicken.

Die Krankheit des Hausherrn prägte dem ganzen Hauswesen den Stempel der Sorge auf. Verlassen blieb der Sessel der Mutter am Wohnzimmerfenster, da Tante Aagje mit Hilfe zweier erwärmter Fußbänkchen und einer Wolldecke den ganzen Tag in dem ungeheizten Krankenzimmer verbrachte und sich ihre Mahlzeiten hinaufbringen ließ.

Der bedrückende Duft von Flieder, Kamille und Minze, der sich rasch über das ganze Haus verbreitete, hatte nicht zu verhindern vermocht, daß es in der Linnenkammer zu einem heftigen Ausfall Keejetjes gegen Koosje wegen ihrer sektiererischen Eigenbrötlerei kam. Die Pockennarbige wußte sich indessen mit einem so gewaltigen Rüstzeug von Bibeltexten

und theologischen Spitzfindigkeiten zu verteidigen, daß Keejetje nach fünf Minuten den Kampf aufgab.

Miebetje Sylvain spürte, während sie das marternde, durch das ganze Haus hin hörbare Husten des Kranken vernahm, aufs neue das von diesem so beredt besungene Gewissen, das sie in den ersten Wochen ihres heimlichen Arbeitens und Geldverdienens in einen verlorenen Winkel ihres Herzens zurückgedrängt hatte. Onkel Coornvelt war so unstreitig der Mittelpunkt der ganzen Familie, alle Arbeit und alle Sorge der Frauen des Hauses drehten sich so unaufhörlich um sein Wohlergehen, daß auch ihr zu ihrem eigenen Erstaunen das Essen nicht mehr schmecken wollte, wenn sie seinen Platz am Tische leer sah und die alte Pietje in Vertretung des Kranken das Dankgebet sprechen mußte.

Trotz mancher echter Tränen, die das Leiden des Onkels und Vormunds ihr entlockte, wagte sie indessen am dritten Tage, was sie vorher noch nie sich erlaubt hatte. Sie schlich in der stillen Mittagsstunde aus dem Hause, um in Madame Lebruns Modegeschäft beim Aufstecken der neuen Sommerhüte zu helfen. Denn für die Blumen und Kränzchen wollte die dicke Geschäftsfrau immer weniger Geld geben, da sie für den schon stark angewachsenen Vorrat keine rechten Abnehmer habe. Nur sehr langsam hatte sich in letzter Zeit Miebetjes Vorrat an Reichstalern und Schillingen vermehrt, noch lange reichte er nicht hin, um die Reise nach Paris zu bezahlen.

Der Kranke hatte immer neue und schwer zu erfüllende Wünsche. Nicht zufrieden mit der sorglichen Gegenwart seiner Frau noch mit Koosjes Dienstfertigkeit, die auf seinen Befehl ihm im Bewußtsein ihrer Verschuldung stundenlang aus der Bibel und aus den gesammelten Predigten seines Lieblingsautors van der Palm vorlas, schickte er die alte Pietje, die ihm

immer wieder neue sorgfältigst zubereitete Lieblingsspeisen brachte, mit einem brummenden Anschnauzer aus dem Zimmer und verlangte, daß Klein-Naatje, die die Mutter aber aus Furcht vor ansteckenden Ausdünstungen am liebsten von dem Krankenzimmer fernhielt, und vor allem, daß sein heimlicher Stolz und Liebling, die hübscheste und anmutigste seiner Töchter kommen solle: Keejetje.

Die Tochter folgte dem Ruf. Sie war sehr blaß, und aus ihren großen Rehaugen sprach Unruhe und Angst. Über ihrem violetten Barekleid trug sie eine schwarzseidene Schürze, deren Täschchen ein mit starkem Weingeist gefülltes Riechbüchschen enthielt, das sie, sooft es heimlich geschehen konnte, an ihr feines Näschen führte. Außer ihrer Mutter wußte niemand von der unbezwinglichen Angst vor Krankheiten und kranken Menschen, die aus ihren frühesten Kinderjahren stammte, als sie, selber erkrankt, mit einem von Eingeweidekrämpfen ergriffenen Brüderchen in derselben Bettstatt gelegen hatte. Das Mädchen machte sich bittere Vorwürfe, daß sie diesen heftigen Widerwillen auch gegenüber dem geliebten und verehrten Vater nicht überwinden konnte. Aber sie war einer Ohnmacht nahe, wenn sie den schweren fieberheißen Körper bei einem Hustenanfall stützen oder die sauerriechenden Umschläge um den Kopf des Kranken erneuern mußte.

Am Nachmittag, gerade als ihre Mutter auf Koosjes Bett ein wenig die verlorene Nachtruhe nachzuholen suchte, hielt der kleine Wagen Doktor Wijsmans vor dem Hause. Ihm entstieg aber nicht der alte Doktor, auf dessen derbfreundliche Aufforderung Keejetje als Kind wie alle ihre Brüder und Schwestern sooft die Zunge hatte ausstrecken müssen, sondern sein einziger Sohn, ein begabter Junge, der erst kürzlich in Utrecht sein Examen als Arzt und Geburtshelfer bestanden hatte und die

väterliche Praxis vertretungsweise übernahm, da sein Vater sich bei einer Operation eine eitrige Entzündung an der Hand zugezogen hatte.

Ein starker, etwas plump gebauter junger Mann, mit gutmütigem derbrötlichem Gesicht und borstenartigen gelbblonden Haaren, hatte er von seinem Vater das herzliche, aber laute Wesen und auch die sprichwörtliche Vernachlässigung seines äußeren Menschen angenommen. Seine Vatermörder waren an der einen Seite viel höher als an der anderen und alles andere als blütenweiß. Ebenso war sein speckigglänzender schwarzer Rock von zahlreichen großen Flecken geziert, die Keejetje unaussprechlich ekelhaft fand.

So benutzte denn Keejetje nach der Begrüßung, bei der Willem die Kameradin aus der Spielschule, trotzdem sie einander jahrelang nicht gesehen hatten, ohne weiteres mit dem Vornamen anredete, die erste Gelegenheit, aus dem Zimmer zu schlüpfen. Schon nach wenigen Minuten aber läutete die silberne Tischglocke, die neben dem Bett des Vaters stand, lang und schrill. Kaum hatte sie die Tür geöffnet, so klang ihr seine Befehlsstimme entgegen:

„Mach' schnell, Kind. Der Doktor will mir Blutegel setzen und du sollst ihm dabei helfen."

Ein kalter Schauer überlief das Mädchen. „Ich will Koosje bitten ..." versuchte sie einen Ausweg, aber nun rief der junge Doktor selber sie gutgelaunt, aber doch in einem Ton, der jeden Widerspruch ausschloß, zurück. „Aber nein, Keejetje, Eurem Vater ist es sicher das liebste, wenn Ihr dabei seid, wahrscheinlich habt Ihr übrigens diese kleinen lieben Blutsauger noch nie gesehen, sie sind wirklich ein kostbarer Gewinn für die Heilkunde!"

Wie hinter einem Schleier sah das Mädchen, von der Hand des Arztes bis zum Bett gezogen, das fahlrote Gesicht ihres

Vaters. „Mach' meinen rechten Ärmel auf und hol' die Schachtel mit Zupfzeug aus dem Schrank."

Keejetje gehorchte wie im Traum, sie fühlte ihre Beine wie zusammenknickende Stöcke, während sie den kurzen Weg vom Bett bis zum Wandschrank zurücklegte. Als sie die Schachtel auf den Nachttisch stellte, nahm sie wahr, daß der junge Mann aus der Tasche seines schwarzen Rockes ein breites und flaches Fläschchen zog und mit seinen dicken runden Fingern, die sie so abstoßend fand, nach einem kleinen schwarzen Gegenstand fischte, der sich darin herumbewegte. Einen Augenblick später saß der kleine Gegenstand, der bei näherem Hinsehen sich als dunkelbraun mit gelbgrauen Streifen erwies, auf dem bloßen Arm ihres Vaters fest. „So ist's recht," rief Doktor Wijsman laut und vergnügt, „nun können wir in Ruhe abwarten, ob das kleine Leckermaul seine Pflicht tun wird."

Offenbar fand der Doktor diesen Ausspruch außerordentlich geistreich, da er mit lärmendem Lachen Keejetje aufforderte, in dem Sessel an der Bettstatt Platz zu nehmen und für sich selber einen zweiten Stuhl heranrückte. Auf Coornvelts Frage erzählte er, daß er in kurzem die Praxis seines Vaters ganz und gar übernehmen werde. Eine fette Praxis, die beiden feinsten Bezirke, in denen fast alle ansehnlichen Leute wohnten, außerdem an Markttagen eine ganze Herde von Bauern als Laufpatienten. Sein Vater habe dieser Tage ein nettes Landhaus dicht bei der Leidsche Schouw gekauft und wolle auf seine alten Tage Hühner züchten und Gartenkunst treiben; er selber kriege dann, zugleich mit der Praxis, das große Doktorhaus am Hoogewoerd.

Aber da könne er nicht allein einziehen..., sagte er mit vielsagendem Blick auf Keejetje. Mit einem unverheirateten Doktor — das hätte sein Vater ihm schon als kleinem Jungen gesagt — sei es nichts Rechtes. Ein Doktor brauchte eine Frau,

um beim Aderlassen das Waschbecken zu halten, um eine gute Suppe für die Wöchnerinnen zu kochen, und natürlich auch um ihm selber das Haus angenehm zu machen, wenn er müde von schwerer Tagesarbeit nach Hause kam.

Aber Keejetje hatte den vielsagenden Blick nicht gesehen und die Worte kaum in sich aufgenommen. Wie gebannt hingen ihre Augen an dem kleinen dunklen Ding, das auf dem Arm ihres Vaters saß... Das erst wie eine Erbse gewesen war, dann wie ein Fingerhut und jetzt schon beinah so groß war wie eine Walnuß.

„Sieh mal an!" sagte der Arzt, der mit seinen breiten und doch geschickten Fingern aus dem Fläschchen einen anderen Blutegel herausgefischt hatte, der jetzt noch ein kleines lebloses Ding war. „Mit seinem winzigen Rüssel macht der kleine Dieb ein sauberes Sternchen in die Haut, so sauber, daß man es kaum fühlt. Wollt Ihr es mal versuchen?"

Mit einem unterdrückten Schrei flog Keejetje in den entlegensten Winkel des Zimmers und blieb dort mit ängstlich emporgezogenen Röcken stehen. Das Tierchen war, als Willem es ihr ansetzen wollte, aus seiner Handfläche geglitten und auf den dunklen Bodenbelag gefallen. Der junge Doktor hielt sich vor Lachen die Seiten. „Ach ja, die Nerven der Frau," bemerkte er zu seinem Patienten, „es ist doch keine Maus, die ihr unter den Rock springen könnte!" Mit geübten Finger zog er das andere, vollgesogene Exemplar vom Arm des alten Mannes und begann die kleine Wunde, die sofort heftig blutete, zu verbinden.

Aber als er sich umwandte und Keejetje um eine leinene Binde bat, war das Zimmer leer. „Überspanntes Zeug!" rief Coornvelt aufgebracht. Lange und heftig läutete die silberne Tischglocke. Doch diesmal war es Saartje, die mit erschrockenem Gesicht eintrat und meldete, daß Keejetje soeben, als sie

sich an ihrem Waschtisch ein Glas Wasser eingießen wollte, in Ohnmacht gefallen war.

Lodewijk Coornvelts Krankheit dauerte lange. Weder die Blutegel, die der junge Doktor als Wundermittel angepriesen hatte, noch die Bähungen von heißem Roggenmehlbrei, die Tante Aagje sorgfältig in der Magen- und Lebergegend des Kranken anwandte, hatten die Schmerzen und Beängstigungen zu vertreiben vermocht. Durch das anhaltende Fieber fiel das Gesicht stark ab, so daß die Haut sich in seltsam schlaffe Falten legte. Aber in erregter Neugier schauten seine Augen nach allem aus, was im Krankenzimmer vorging; gespannt horchte er bei jedem Flüsterton in seiner Nähe auf, und sein rastloser Geist, der sich zu unerträglicher Tatenlosigkeit gezwungen sah, forschte nach allem, was im Hause, in Fabrik und Stadt vor sich ging.

Jeden Nachmittag um halb fünf kam Nicolaas vom Kontor, um über den Verlauf des Tages zu berichten. Da seine Mutter meistens den Platz am Kopfende des Bettes einnahm, setzte er sich auf einen Stuhl am Fenster und saß dort kerzengerade, die Arme über der eingefallenen Brust gekreuzt, und erzählte mit finster verschlossenem Gesichtsausdruck und scharf betonender Stimme fast jeden Tag dasselbe. Der Geschäftsgang ließ so gut wie alles zu wünschen übrig.

Seit der Lostrennung Belgiens war die Industrie noch nicht wieder zu Kräften gekommen. Im ganzen Lande herrschte drückende Armut. Sarsche und Bajett waren die Kleidungsstoffe für den ‚kleinen Mann', und der kleine Mann hatte kein Geld zum Kaufen. Zudem hatte die Coornveltsche Fabrik die Materialien teuer eingekauft, so daß von Gewinn keine Rede sein konnte.

In nüchternem, anscheinend gleichgültigem Tone berichtete Nicolaas von alten Arbeitern, die die öffentliche Wohltätigkeit

in Anspruch nehmen mußten, von Weberkindern, die auf der Straße bettelten, von widerrufenen Kaufaufträgen, von zahlungsunfähigen Schuldnern, von einer Ausschreibung, bei der ‚Haus Schlaraffenland' sich wieder nicht hatte bewerben können. Und fast jedesmal kam am Ende des Berichtes der verwünschte Name, bei dessen Klang der alte Coornvelt die Fäuste ballte: „Van Doeveren hat in dieser Woche fünfzig Ballen Ware nach Köln verschifft; van Doeveren wird dieses Jahr wohl wieder die Heereslieferung bekommen. Der junge Kees war gestern beim Minister zur Audienz."

Dann kniff wohl der Vater die von Fieber und Schmerzen trocken gewordenen Lippen zusammen und gab spöttisch und von oben herab sein Urteil ab. Die Heeresverwaltung werde schon früh genug die Erfahrung machen, daß das mit der Maschine zusammengeluderte Zeug nicht viel tauge, und das Volk, das im Augenblick sich durch die billigen Preise blenden lasse, werde wohl auch durch Schaden klug werden.

Aber während er solche Reden führte, blickte er unruhig und mißtrauisch auf den Sohn, der mit verschlossenen undurchdringlichen Zügen schweigend dabeisaß. Noch vor kurzem war Nicolaas auf solche Worte des Vaters leidenschaftlich aufgesprungen, hatte Himmel und Hölle beschworen, um seine eigenen verrückten Pläne durchzusetzen, und hatte zum Schlusse doch in verbissener Wut sich dem väterlichen Willen beugen müssen... Lodewijk wußte es genau: Sein Wille herrschte nicht mehr so wie bisher; jetzt, wo er kraftlos und hilfsbedürftig zu Bett lag, geschahen allerhand Dinge, die unter seinen Augen niemand gewagt hätte.

Nicolaas Coornvelt blieb pflichtgemäß eine halbe Stunde in dem dumpfen dämmrigen Krankenzimmer und hörte, anscheinend in ehrerbietiger Aufmerksamkeit, die Befehle seines Vaters, der noch jetzt alles entscheiden und anordnen wollte,

noch jetzt dem Sohn kein eigenes Urteil vergönnte und über jeden Vertrag, jeden Verkauf des langen und breiten seine Verfügung traf.

Oft ließ Nicolaas während der breitspurigen Auseinandersetzungen seines Vaters seine kränklichen Augen über die stille Gracht schweifen, wo die Knospen an den Bäumen schon dick wurden und anschwollen, über das dunkle träge Wasser und die still vornehmen Häuser gegenüber. Und dann machten seine Gedanken die Reise nach dem fernen Lande, wo er einmal sechs Monate wie in einem glücklichen Traum verbracht hatte: nach England, dem Land des Rauches, des Nebels und der großen schwarzen Fabriken, durch die die junge Dampfkraft jagte und fauchte, wo die Maschinen mit rasender Schnelligkeit ihr Werk verrichteten. Dort hatte er Menschen kennengelernt, die mit beiden Füßen in ihrer Zeit standen. In zwanzig Jahren, hatten ihm englische Webereibesitzer versichert, werde man keinen Handwebstuhl mehr in Betrieb sehen, statt der gemächlichen Postkutsche würden ausschließlich eiserne Züge, statt der Segelschiffe nichts als Dampfer fahren. Jetzt komme es darauf an, das Wort der Zukunft genau zu verstehen.

So war der kleine unausgewachsene Mensch in sein Land zurückgekommen, voll begeisterter, aber zugleich ehrfürchtig scheuer Verehrung des mächtigen, gewaltigen, aber Jahrhunderte hindurch unterschätzten Elements, den Kopf voll von Plänen und den Koffer voll von Zeichnungen. Und selbst ein vollständiges kleines Modell einer Dampfmaschine hatte er mit dem Gelde, das er sich von seiner Reisekasse am Munde absparte, in Glasgow erworben. Er wußte ja, daß man noch in keiner der vielen einander auf Tod und Leben bekämpfenden Webereien seiner Vaterstadt die gewaltige Bedeutung der Dampfkraft eingesehen hatte. Die Coornveltsche Weberei

konnte die Führung übernehmen und alle anderen Betriebe überflügeln.

Aber sein Vater, der große, gewaltige bedeutungsschwere Mann, dem er jederzeit eine tiefe, seltsam aus Furcht und Verehrung gemischte Liebe entgegengebracht hatte, sein Vater hatte Pläne und Zeichnungen ungeduldig zur Seite geschoben und den Dampf das Werkzeug des Teufels, den Odem Beelzebubs genannt. „So wie es jetzt ist, ist es immer gut und in Ordnung gewesen," an diesem Machtspruch zerschellte alle englische Begeisterung.

Trotz der kurzen Dauer seiner Reise hatte sie den jungen Mann zum Fremdling gemacht. Nicolaas sah sein Land und sein Volk nicht mehr mit der kritiklosen Begeisterung, in der sein Vater es in Gedichten besang. Nüchtern und scharf erkannte er, wie es eingebildet, selbstzufrieden und schläfrig von dem Ruhm der Vergangenheit zehrte.

Könnte er es ihnen doch beweisen, diesen schwunglosen, hartnäckig am Alten hängenden Holländern, daß die Dampfkraft durchaus nicht, wie sie fürchteten, durch die neuen mechanischen Werkzeuge die Arbeiter entbehrlich machen und dadurch die Armut noch steigern würde! Er hatte ja die Beweise dafür, wie in England das gewaltige Aufblühen der Industrie in den beständig sich vergrößernden Fabriken Tausenden und aber Tausenden junger Arbeitskräfte Brot verschaffte, nicht nur, wie bisher, geübten, in jahrelanger Lehrzeit geschulten Arbeitern, nein, allen. Frauen und Kinder konnten mit verdienen — der Brotmangel in den Hütten der Armen wurde zum leeren Gespenst.

Da es der Vater war, der streng an seinem Oberbefehl festhielt und alle Pläne des Sohnes vereitelte, hatte er langsam gelernt, in seiner Verbitterung den bisher aus Überzeugung verehrten Mann mit anderen Augen zu sehen. Er sah einen selbst-

zufrieden seine Verse kläubelnden alten Reimschmied, der genügsam bei dem alten Kram des Vätererbes hockte, weil das Alte auch früher immer das Gute gewesen war. Er sah einen tyrannischen Willen, der niemals ernsten Widerspruch erfahren hatte, und der den einen Sohn zu einem Studium zwang, für das er nicht taugte, die andere Tochter in eine Ehe hineintrieb, vor der sie Abscheu empfand.

Saß er dann wieder daheim in seinem Kontor, so legte er wohl häufig die Feder nieder, um dem ihm so lieb gewordenen sausenden keuchenden Geräusch der Dampfmaschine zu lauschen, das er bisweilen undeutlich von der nahe gelegenen Fabrik des feindlichen Hauses van Doeveren vernahm. An einem Sonnabend nachmittag aber, als die Aprilsonne ihn verlockt hatte, das Fenster offen zu lassen, wurde seine Aufmerksamkeit länger abgelenkt. Sein geübtes Ohr, das die Schwäche seines Auges im gewissen Grade ausglich, verriet ihm, daß das vertraute Geräusch mit seinem schnelleren Rhythmus des Stoßens und Blasens aus unmittelbarer Nähe kommen müsse... Erschrocken sprang er plötzlich auf und schlug den langen Gang ein, der in die Walkerei führte. Von neuem lauschte er gespannt. Das Geräusch drang von unten herauf und verriet sich unverkennbar als das Rasseln einer Dampfmaschine... Hatten die van Doeverens jetzt so dicht bei ihren Kellern eine Maschine aufgestellt? Trotz seines Hinkefußes eilte er die Treppe hinab. In dem dämmrigen Gewölbe, wo nur altes abgelegtes Tauwerk aufgestapelt war, hörte er noch viel deutlicher das Blasen und Sausen des Dampfes. Wie ein Blitz fuhr es durch sein Gehirn: Die kleine Maschine, die er vor zwei Jahren aus England mitgebracht hatte, stand ja hier, von seinem Vater verworfen, als altes Eisen. Hatte einer der Angestellten die Abwesenheit des Herrn benutzt, um sich an dem verfemten Werkzeug zu vergreifen?

Nicolaas bückte sich unter dem niedrigen Gewölbe und öffnete die kleine Tür, die zu dem hintersten Verschlag führte. Am äußersten Ende sah er am Gitterfenster beim Schein einer Feuersglut eine Gestalt, die sich vor dem schwarzen Eisending niedergekauert hatte, das in seinem eigenartigen Keuchen und Stoßen einem drohenden wilden Tiere glich ... Er entdeckte ein schwarzes berußtes Jungensgesicht, das in leidenschaftlicher Spannung die Atemzüge des Wundertieres verfolgte, in dem gleichen stolzen und noch halb zweifelnden Entzücken, das er aus eigener Erfahrung so gut kannte ... So völlig war der Knabe im Bann des wunderbaren Werkzeuges, daß er den Näherkommenden weder hörte noch sah.

„Bram!" — Der Knabe fuhr auf wie ein ertappter Verbrecher, als er die rüttelnde Hand auf seiner Schulter fühlte. Aber bald hatte er beim schwachen Scheine des Feuers Nicolaas' grünen Augenschirm und die hochgeflochtene weiße Halsbinde des Bruders erkannt. Ein triumphierendes Lächeln nahm von seinem großen derben Mund Besitz, und vertraulich, wie zu einem Mitverschworenen, flüsterte er dem Älteren zu: „Ich kriege es bestimmt heraus, Klaas, ich kriege es heraus, wie wir die Dampfwebstühle machen müssen, Dampfwebstühle, die noch zehnmal schneller gehen als die bei van Doeveren! Wenn du die Weberei bekommst, dann trete ich als Gehilfe ein. Dann machen wir beide die größte und blühendste Fabrik in der ganzen Stadt daraus!"

„Du?" Mit Mühe verbarg Nicolaas den Eindruck, den die leidenschaftliche Begeisterung des Jungen auf ihn machte, unter bitterem Spott: „Du mußt doch Gottesgelehrter werden, vergiß das nicht!"

„Ich will kein solcher verfluchter Ladestock werden!" rief das Kind in Wut, „lieber gehe ich als Schiffsjunge als auf die Universität! Ich will ein Weber werden — das ist mein Vater

gewesen, mein Großvater und mein Urgroßvater... Ich will zu dir in die Fabrik, Klaas, und ich komme in die Fabrik... wenn... ja, wenn er tot ist."

„Schäm' dich, Bram!" rüttelte ihn der ältere Bruder empört hin und her, „du bist ein schlechter Sohn. Dein Vater zieht sich jeden Bissen vom Munde ab, um drei von seinen Kindern studieren zu lassen!"

Aber im selben Augenblick gab es ihm einen Stich ins Herz, daß er oft genug in seinem Innersten das empfunden hatte, was sein Bruder jetzt unbedacht aussprach... Daß auch sein in Ketten liegender Wille in Ohnmacht und Triumph den einen Ausweg vor sich liegen sah: ‚Wenn er tot ist ... Dann komme ich an die Reihe.'

SIEBENTES KAPITEL

DER LENZ HAT ES GETAN

Obgleich es Vater Coornvelt mit der Zeit besser ging, Fieber und Darmschmerzen nachließen, nahm der junge Doktor Wijsman die Behandlung außerordentlich ernst, schrieb noch immer Bettruhe vor und wiederholte seinen Besuch täglich. Da Keejetje auf Anordnung ihres Vaters stets bei diesen Besuchen im Zimmer sein mußte, gab der besondere Eifer des jungen Arztes Klaas und David Anlaß zu allerhand versteckten Anspielungen, die mit der Zeit bei den Mahlzeiten, da Tante Pietje die flüchtig gesprochenen Worte doch nicht recht verfolgen konnte, ein stehender humoristischer Bestandteil des Tischgesprächs wurden.

Allen Mädchen fiel es auf, daß Keejetje nach den langausgedehnten Besuchen des Doktors sich meist besonders reizbar und erregt zeigte, aber nur Koosje wußte, daß die älteste

Schwester, mit der sie die Bettstatt teilte, häufig einen recht unruhigen Schlaf hatte, und daß sie so manches Mal in der Nacht aufstand und in ihrer Bibel las. Ihr schönes, mit feinster Spitze verziertes Lesezeichen lag bei dem Kapitel von Jephthas Tochter.

Tagsüber freilich, wo jetzt im Hause die durch die Krankheit des Vaters zuerst unterbrochen gewesene gemeinsame Arbeit des Großreinemachens mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt wurde, war Keejetje häufig die munterste von allen. Im Bunde mit Saartje und Miebetje neckte sie Koosje mit dem Seelenhirten ihrer Sekte, einem Witwer, der außer einer verunglückten Nase sechs Kinder besaß. Auch lachte sie herzlich über die Brummerei der alten Pietje, die der frühlingsmäßigen Lustigkeit der Mädchen nicht Herr zu werden vermochte und daher den ganzen Tag über irgendein Stäubchen, das noch in einer Ecke zu entdecken war, oder über einen Streifen, den sie in der Politur der frisch gebohnten Möbel wahrnahm, ihr Klagelied anstimmte.

Deutlich war fühlbar, daß mit der günstigen Wendung der Krankheit des Vaters den Kindern des Hauses eine schwere Last vom Herzen genommen war. Da zugleich die Strenge der Mutter, die noch immer den ganzen Tag im Krankenzimmer verbrachte, sich noch nicht wieder geltend zu machen vermochte, brach der solange gezügelte Übermut der Jugend durch. Abram ging häufig hinter die Schule, Naatje vergaß ihr tägliches Strickstrumpfpensum, Saartje stahl sich für Stunden von der Reinmachearbeit weg, und David, der jetzt einen Sechsmonatstermin für sein Doktorexamen bekommen hatte, benutzte die tägliche pflichtmäßige Erkundigung, die er nach dem Befinden des Vaters einzog, um beim Abendessen den lustigen Mädchenkreis mit den neuesten studentischen Witzen zu unterhalten.

Immer saß er dann neben der Kusine aus Frankreich, die wieder wie zuvor seinen Erzählungen von studentischer Ausgelassenheit und Freiheit lauschte und auch ihrerseits allerhand Fragen zu stellen hatte, die nach Koosjes und Keejetjes Meinung sich wenig für ein junges Mädchen schickten. Einem geübten Beobachter hätte es auffallen können, wie häufig sie ihre Serviette fallen ließ, so daß er sie vom Boden aufraffen und auf dem Schoß des Mädchens ausbreiten mußte. Auch hatte David sehr oft im Zimmer irgend etwas zu suchen, wenn Miebetje den Tisch abräumte, eine Pflicht, die sie, bereits von der Coornveltschen Sparsamkeit angesteckt, beim Lichte des Mondscheins erfüllte, der reichlich durch das große Gartenfenster hereinfiel.

„Er hat sich schon immer tüchtig dazugehalten, der Willem Wijsman," sagte David, als Nicolaas bei Tisch wieder von dem jungen Doktor anfing, der inzwischen festgestellt hatte, daß Keejetje unbedingt wegen fortgeschrittener Bleichsucht von ihm behandelt werden müsse und zu diesem Zweck sein Wägelchen noch doppelt solange als früher vor der Tür warten ließ. „Schon als kleiner Junge hat er seinem Vater beim Sezieren Handreichungen geleistet; auch auf die Lateinschule brachte er schon allerhand Präparate mit, Hunde- und Katzenlebern in Spiritus. Mit zwölf Jahren hat er wie zum Spaß sein Examen als Anatomiediener gemacht."

„Ein gräßlicher Kerl!" Saartje streckte ihre lange rote Zunge heraus und gab somit ihrer Abneigung in einer Weise Ausdruck, die ihr bei Anwesenheit der Eltern sicher den schärfsten Tadel zugezogen hätte. Verstohlen blickte sie auf Keejetje, die blaß wurde und mit allen Zeichen des Widerwillens die ihr ärztlich vorgeschriebene Portion saftigen und halbblutigen Rindfleisches wegschob.

„Sicher bekommt er eine glänzende Praxis," meinte Nicolaas ernsthaft, „er hat bereits bei einigen schweren Entzündungen

und Geschwüren eine sehr glückliche Hand bewiesen." Mit forschendem Blick auf die Schwester fügte David bedeutungsvoll hinzu: „Für die Praxis muß er aber zunächst einmal heiraten. Die verheirateten Frauen gehen hier nicht gern zu einem unverheirateten Arzt."

„Aber Kee kann doch kein Blut sehen!" schlug Bram dem Faß den Boden aus, „beim Schweineschlachten riegelt sie sich immer in ihrem Zimmer ein."

„Laß diese Unverschämtheiten!" Vergebens mühte sich Keejetje, deren blasses Gesicht mit einemmal feuerrot anlief, ihre Erregung zu beherrschen. „Und du kannst dir deine schlechten Witze sparen, David. Wenn Willem Wijsman eine Frau braucht, dann soll er nicht glauben, daß die erste beste ihn nehmen wird."

„Keejetje Coornvelt ist nicht die erste und nicht die beste," scherzte Nicolaas, aber in einem Tone, der merkwürdig bestimmt klang. „Du bist immerhin sechsundzwanzig, die Zeiten sind schlecht und Vater hat Sorgen genug; allmählich könntet ihr Mädchen mit dem Heiraten anfangen."

Während Keejetje statt aller Antwort ihren Kopf vornüber fallen ließ und ihr tränendes Gesicht in dem großen leinenen Taschentuch, das sie fest in der Hand hielt, verbarg, unterbrach Saartje in heller Entrüstung die plötzliche peinliche Stille. Ihre Worte überschlugen sich:

„Welche Abscheulichkeit von euch, so etwas zu sagen. Was kann Keejetje dafür, daß das Geschäft schlecht geht? Muß sie darum einen Mann nehmen, den sie nicht ausstehen kann?"

„Immer diese Großsprecherei!" Nicolaas blieb hinter der Heftigkeit seiner Schwester nicht zurück: „Nicht ausstehen können! Jedes Mädchen bildet sich heute ein, ihr Zukünftiger müsse ein Adonis oder ein Romanheld sein..."

„Das Äußere ist nur Schein und Aas für die Würmer!" sagte Koosje, die es wissen konnte, während ihre großen sehnsuchtsglühenden Augen unter den nackten Lidern in den dämmerig dunklen Garten wanderten. Aber Saartje und Miebetje hatten bei Nicolaas' Worten einander angeschaut und im gemeinsamen Besitz eines heiteren Geheimnisses, das sie ganz allein wußten, ein halbunterdrücktes Lachen angeschlagen. David, dem es nicht entgangen war, stellte die peinliche Frage: „Wißt ihr vielleicht auch schon etwas von diesem gefährlichen und geheimnisvollen Ding, das man die Liebe nennt?"

Während Saartje, die jetzt Teller und Schüsseln abräumte, von neuem in ein übermütiges Lachen ausbrach, konnte Nicolaas, der jetzt aufstand und nach dem Fenster ging, unvermittelt die heftige Stimme seiner französischen Base vernehmen: „Warum schätzt ihr Männer uns doch immer soviel niedriger ein als euch selber? Würdet ihr ein Mädchen heiraten, bloß weil euer Vater es haben will? Würdet ihr noch Worte wie ‚das heilige Band der Ehe' in den Mund nehmen, wenn eine Frau euch nehmen würde, nur um ihrer Familie nicht länger zur Last zu sein?"

Der kleine, nicht recht ausgewachsene Mann war puterrot geworden. Unruhig schoben seine Finger den grünen Augenschirm hin und her. „Wir Männer müssen selbständig zu unseren Entschlüssen kommen," begann er, mühsam nach Worten suchend, „während ihr Frauen nun einmal an Führung und Nachhilfe gewöhnt seid."

Er bemerkte, daß sie miteinander im Zimmer allein waren. Die anderen Mädchen waren in die Küche gegangen, und David führte seine poetische Natur im Garten spazieren. Hastig setzte er mit seiner scharfen unruhigen Stimme, jedem Worte größtmögliche Bedeutung gebend, hinzu: „Und gerade die gescheitesten und gewandtesten unter euch Mädchen lassen sich

so bequem um den Finger wickeln! Ihr vergeßt ganz, daß ein feuriger Kurmacher noch lange kein guter Ehemann und ein Liebesgedicht alles andere als ein Ehevertrag ist . . ." Gewaltsam überredend, legte er seine heiße feuchte Hand auf ihren bloßen Arm. Denselben Augenblick aber vernahm man einen Schrei Miebetjes, der David seinen Spaziergang abbrechen und Saartje ins Zimmer stürzen ließ. Nicolaas war schnell weggesprungen, was aber nicht verhindern konnte, daß Miebetjes Kaffeekanne, die plötzlich in den Händen des Mädchens das Gleichgewicht verloren hatte, einen Teil ihres Inhalts über seine nagelneuen mausgrauen Beinkleider ergoß.

„Das tut mir aber furchtbar leid!" murmelte das Mädchen aus Frankreich mit ihrer leisesten Stimme, während Saartje die harmlose Frage stellte: „Wie kamst du eigentlich so dicht bei ihr zu stehen, Klaas?"

In dem Gefühl, sich rettungslos lächerlich gemacht zu haben, entzog Nicolaas sich dem gutgemeinten Liebesdienst seiner Schwester, die den Kaffeeflecken mit warmem Wasser zu Leibe gehen wollte, vermochte aber auch hinter der Tür dem neuausbrechenden ausgelassenen Lachen Saartjes und einem von Davids klangvoller Stimme zum besten gegebenen Arienbruchstück „Ach, wie verderblich sind oft Liebesbande!" nicht zu entgehen. In blinder ohnmächtiger Wut fuhr er mit den Händen hin und her.

Als am selben Abend der Tisch längst abgeräumt war und Miebetje sich mit einem Korb voll Silber, das sie zu putzen hatte, auf der großen tiefen Fensterbank des Gartenzimmers niederließ, hörte sie bald, wie mit leisem Finger gegen die Scheiben gepocht wurde. Sie erkannte das wohlgeformte Gesicht des Studenten.

„Die Mädchen haben die Gartentür schon zugemacht," entschuldigte er sich, „ich habe im Pavillon gesessen und einen

Vers geschmiedet; zum Lesen ist es schon zu dunkel. Darf ich ihn dir aufsagen?" Miebetje schob das Fenster hoch, und er, der auf der nur wenig niedriger gelegenen Terrasse stand, stützte sich auf die Fensterbank. Sein Gesicht mit dem vorteilhaften goldbraunen Kinnbärtchen und den glänzenden Stirnlocken war dicht bei dem ihrigen. Der durch die Situation gebotene Flüsterton gab ihrem Zusammensein eine beglückende Vertraulichkeit. Er hatte ihr schon früher wohl eine Probe seiner Dichtkunst verehrt, aber bisher waren es nur anmutige, zu nichts verpflichtende Huldigungen gewesen. Jetzt aber, obzwar sie den Sinn nicht allzu gut begriff, hörte sie sich als Muse und Herzenbrecherin gefeiert, sah sich als den Gegenstand der Unruhe und Eifersucht eines Dichters:

„Sperrst du auch den Liebesgarten,
Traf dich doch des Gottes Pfeil:
Treu will dein der Dichter warten
Ohne Drängen, dir zum Heil.
Nach der Mädchenjahre Spielen
Führt er dich zu heiligen Zielen:
Liebe steigt aus frühen Scherzen
Auf zum Lebensbund der Herzen."

Miebetje fühlte die stoßenden Schläge ihres Herzens. Der stille lauwarme Frühlingsabend, der über dem Garten ergossene Mondschein, das frische gewinnende Gesicht des jungen Mannes, das ihr so nahe war, die warme Stimme, die Dichterverse in ihr Ohr fließen ließ... Aber wie den Stich eines Widerhakens empfand sie in der Erinnerung die Worte, die Klaas in seiner Eifersucht ihr zugerufen hatte: „Ein Liebesgedicht ist noch kein Heiratsantrag," und auch an die Worte ihrer armen Mutter über schmeichlerische berückende Männerstimmen mußte sie denken...

Der Jüngling faltete das Papier zusammen und ließ es in das Silberkörbchen fallen. Der Schimmer des Mondes gab noch gerade so viel Licht her, daß er unterscheiden konnte, wie die helle Frauenhand das Blatt schnell ergriff und es im geheimen Säckchen verschwinden ließ. „So lau und lieb ist der Abend und im Garten duftet der Flieder." Aber sie schüttelte ihre Locken, das würde doch nach Tante Aagjes maßgebendem Urteil die Grenze des Zulässigen überschreiten. Außerdem könne niemand wissen, ob nicht Koosje und Tante Pietje aus dem Küchenfenster zusähen!

Plötzlich wurde sie ernst: „Sage mal, bist du immer deinem Vater so gehorsam, wie du es von Keejetje verlangst?"

Der Student lachte: „Das ist doch ganz was anderes...! Natürlich, solange ich noch meinen Vater um jeden Gulden bitten muß, bin ich von ihm abhängig... Aber wenn wir einmal an die Reihe kommen! Wenn du wüßtest, schöne Base, wie es unter uns Jüngeren gärt und kocht... Wir haben unser Vaterland gewiß ebenso lieb wie unsere Eltern, aber wir verkennen seine Mängel nicht — wir wüßten etwas Besseres, als es ewig in Versen zu besingen und niemand an den alten Schlendrian rühren zu lassen!"

„Erzähle mir von euch!" bat das Mädchen, das nur den Wunsch hatte, diese Stunde seligen Vertrauens auszudehnen. Sie ließ ihre Hände träge in den Schoß fallen und beugte sich aus dem Fenster. Mit Turnergewandtheit stützte David sich noch und setzte sich zu ihr auf die Fensterbank. Sein welliges Haar berührte ihre Stirn.

„Ach, ihr Mädchen wißt ja gar nichts," rief er mit der Überlegenheit, die ihm so ausgezeichnet stand: „Nichts von dem großen Freiheitskampf, der ganz Europa in Atem hält; aber keine zehn Jahre werden vergehen und du wirst sehen, wieviel sich dann schon geändert hat! Wie alle, die man jetzt als

Wirrköpfe auslacht, dann als Propheten geehrt werden! Ist es nicht zum Lachen, daß das Bürgertum bei uns in Regierungssachen nicht mitreden darf? Daß wir von einer Schar schläfriger Perückenträger regiert werden, die den Handel in Ketten schlagen und das Volk aus selbstsüchtiger Kurzsichtigkeit in Armut und Unwissenheit erhalten! Weißt du, wie wir uns nennen, die wir für Freiheit und Fortschritt kämpfen, die wir unser Holland wieder groß und mächtig sehen wollen wie vor zwei Jahrhunderten? Wir sind die Liberalen... Ist das kein schöner Name? Unser Führer ist Thorbecke, und wir wollen vor den jungen König hintreten und die Freiheit fordern und ein menschenwürdiges Dasein für jedes Geschöpf unter Gottes Himmel!"

Mit glänzenden Augen hatte das Mädchen zugehört. Im Banne des gutgezeichneten, im silbernen Mondlicht noch besonders edel und begeistert erscheinenden Gesichtes, im Banne der leidenschaftlichen und mit sicherer Rednerbegabung vorgetragenen Worte. Als er schwieg, beugte sie sich unvermittelt vor und sprach halb im Scherz, halb in verlegenem Ernst: „Und wenn ihr Liberale dann die Freiheit für alle Geschöpfe erobert habt, sollen wir Frauen dann auch tun dürfen, was wir selber wollen?"

Die Antwort kam nicht sogleich. Die Frage schien dem jungen Manne wenig gelegen zu kommen. Plötzlich ergriff er ihre Hände und flüsterte eindringlich: „Das kannst du nicht ernst meinen... Das können die Frauen selber nicht wollen, frei und unabhängig zu sein... Für jede Frau ist es doch das höchste Glück, sich aus Liebe einem Manne zu unterwerfen! Die Liebe würde doch ihren edelsten Sinn verlieren, wenn die Frau nicht mehr hilfsbedürftig und abhängig sich auf die stählerne Kraft des Mannes stützte! Wie es der Dichter so schön sagt: Der Efeu, der sich um die mächtige Eiche schlingt!

Sag' es mir ehrlich, liebes herrliches Mädchen: Sehnst du dich noch nach der Freiheit, wenn ich dich fest und sicher in meinen Armen halte... Ob solche Gefangenschaft nicht viel seliger ist als die Freiheit?"

Er zog sie an sich. An seiner Brust liegend, fühlte sie den weichen Samt seiner Künstlerweste an ihrer glühenden Wange. In der selbstvergessenen Seligkeit ihrer Hingabe empfand sie es als ein fast erstickendes Glücksgefühl, so in zwei starken Armen eingeschlossen zu sein, mit einer süß werbenden Stimme an ihrem Ohr, einem bittenden lachenden roten Mund dicht an dem ihrigen. „Sag' mir...," drängte er noch halb scherzend und zugleich mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, vor der sie erzitterte; sie murmelte ein unverständliches Wort und fühlte, während alle Erwägungen kluger und weiser Vorsicht in Rauch aufgingen, seine brennenden Küsse.

Nicolaas, der Engländer, hatte sich in seinen durch Kaffeeflecke verdorbenen Beinkleidern auf das Kontor begeben, wo er noch ein paar Briefe zu schreiben hatte. Er konnte seine Arbeitsstätte bequem durch eine Hinterpforte des Gartens erreichen. Diese Tür führte zu einem Gäßchen, an dessen einem Ende der Eingang zum ‚Haus Schlaraffenland' lag, während auf der anderen Seite eine niedrige Holztür in das Hauptquartier des Feindes, die van Doeverensche Walkerei, ging. Obgleich der junge Mann in allerhand trüben Gedanken über die erlittene Niederlage verstrickt war, fiel es ihm auf, daß die Tür zum Hause van Doeveren offen stand, was sonst nie zu geschehen pflegte. Gerade in dem Augenblick, als er sein Bureau aufschließen wollte, hörte er in der tiefen Stille des Abends ein Geräusch. Aufblickend, konnte er eben noch wahrnehmen, daß eine zarte Mädchengestalt mit absichtsvoll in einem weißen Schleier fast verborgenem Gesicht aus der Gartenpforte

schlüpfte und — o Wunder! — in der geöffneten Tür der Konkurrenz verschwand.

Das war also jemand aus seinem eigenen Haus! Aber wer? Bestimmt nicht die vierschrötige Figur der Dienstmagd ... Eine seiner sittsam erzogenen, still für sich hinlebenden Schwestern ...? Undenkbar. Wer anders als das freche Bäschen aus Frankreich! Und wer denn sonst konnte der Liebhaber sein als dieser eingebildete Junge mit seinen Polkalocken und schmachtenden Augen! ... Der Feind, dieser Affe von Kees van Doeveren? Zitternd vor Wut und sittlicher Entrüstung betrat Nicolaas sein verlassenes stockdunkles Kontor; er setzte sein Taschenfeuerzeug in Tätigkeit, zündete eine Kerze an und setzte sich vor sein gelbpoliertes Pult, um nachzudenken. Ihr nachschleichen, sie auf frischer Tat feststellen, sich weder durch Tränen noch Bitten erweichen lassen und das Verbrechen der Strenge des Vaters anzeigen? Seine Schläfen hämmerten bei dem qualvollen Genuß dieser Vorstellungen; zugleich aber gewann seine nüchterne Verstandesschärfe die Oberhand. Hatte er ein Recht zur Eifersucht? Was ging es ihn an, wenn das französische Bäschen sich übel aufführte? ... Über Ehre und guten Namen seiner Schwestern hatte er zu wachen, aber was kümmerte ihn dies leichtsinnige Kind? Mochte sie sich doch mit ihm einlassen, soviel sie wollte, mit diesem Kleinbürgersjungen von van Doeveren! Er selbst wollte sie doch gewiß nicht heiraten, gerade wegen der mehr als deutlichen Winke des Vaters ... Er hatte nicht die mindeste Lust, auf väterliches Kommando eine Frau zu nehmen und bestimmt nicht so ein heißblütiges aufgeregtes Ding, so ein eigensinniges Kind mit Ansichten, wie sie sich für kein Mädchen schickten.

Der richtige Teufelsbraten für solche heimlichen Liebesspaziergänge: man brauchte ja nur ihre Augen zu sehen, ihre gefallsüchtige Art, scheinbar sittsam unter ihren Locken durch-

zugucken, ihr Lachen bei Davids faden Scherzen! Er drückte die Gänsefeder so heftig auf das Papier, daß die Tinte herumspritzte ... Und doch ... Sie war die einzige im Hause, die mit Aufmerksamkeit, ja selbst mit Spannung in den großen lüsternen Augen seinen englischen Erzählungen lauschte. Sie hatte sogar eine Ahnung von der Dampfkraft, obgleich sie nur ein Mädchen war und selbstverständlich im Köpfchen nichts als Alfanzereien und Nichtigkeiten sitzen hatte.

Es gefiel ihm doch ganz und gar nicht von ihr, daß sie sich in dieser heimlichen und unziemlichen Weise mit diesem Hohlkopf van Doeveren einließ ... Da schoß als befreiender Gedanke durch seinen Kopf, daß bis jetzt alles, worüber er sich aufregte, nur erst Vermutung war, daß er in diesem kurzen Augenblick des Schreckens das Mädchen nur sehr flüchtig und den Liebhaber überhaupt nicht hatte sehen können.

Mit Vorsicht schlich er wieder aus dem Kontor. Geräuschlos drückte er die Tür auf und stand in dem jetzt fast völlig dunklen Gäßchen. Mit angehaltenem Atem ging er die fensterlose, feucht angelaufene Mauer entlang und stand in gespanntem Aufhorchen. Zunächst gab es nichts anderes zu hören als das Gurren der romantischen Taube, dann war die Stille so fühlbar, daß er das Blut in seinen Ohren ticken hörte ... Mit einemmal vernahm er mit marternder Deutlichkeit aus nächster Nähe das Geräusch von Küssen und eine weich lispelnde Männerstimme, die er nur allzu gut erkannte ... Wieder fühlte er den stechenden Schmerz der Eifersucht. Eine unsinnige Wut kochte in ihm auf: Was nahm sich der Flegel heraus, wie konnte Miebetje, die doch lange genug im Hause war, um über die Feindschaft der beiden Familien Bescheid zu wissen, wie konnte ...?

Das schnelle, erregte Flüstern einer Mädchenstimme: „Nein, nein, jetzt nicht mehr ... Ich muß nach Hause, sonst fragen sie nach mir ..." schüttete ein wildes Glücksgefühl in Nicolaas

Coornvelts Adern: Das war nicht Miebetje ... Das war unverkennbar die Stimme seiner Schwester Saartje.

Erst als er wieder im Kontor zurück war, die Gänsefeder in den Fingern, die brennende Kerze dicht an seinen Schreibereien, wurde ihm klar, was er soeben entdeckt hatte: Seine leibliche Schwester hatte heimliche Zusammenkünfte mit einem Jungen, den sie nie in ihrem Leben heiraten würde ... Das Verantwortungsgefühl packte ihn im Nacken. Ohne Vaters Krankheit hätte sie es sich nie herausgenommen! Sollte er gleich zu den Eltern gehen oder erst versuchen, die Überlegenheit des älteren Bruders bei Saartje geltend zu machen? Das schlimme war, daß er sich eigentlich zwingen mußte, überhaupt nur an Saartje zu denken. Sein Herz war voll bunten Jauchzens bei der plötzlich gewonnenen Sicherheit, daß er das arme Waisenkind von Base in so schändlichem falschem Verdachte gehabt hatte!

Eine halbe Stunde später trat er, seinen Brief in der Hand, in tiefem Nachdenken in das Wohnzimmer. Im Lichtkreis der Lampe, die über die glänzende Tischplatte ausstrahlte, saß Miebetje bei einer Näharbeit; neben ihr strickte Klein-Naatje still und artig an ihrem Dauerstrumpf; wie hochmütige Herrschaften standen die leeren Stühle der anderen um den Tisch. Wieder fühlte Klaas Coornvelt den aufpeitschenden Glücksrausch in seinem Herzen, als das Mädchen aufschaute, die Augen im Dämmerlicht schärfte, um zu sehen, wer hereinkam, und ein Lächeln aufsetzte, als sie sein ‚Guten Abend' vernahm. Unter kühnem Bruch der Sitte setzte er sich in den großen Armstuhl des Vaters.

„Ich hole Euch eine Pfeife." Sie stand auf. Er sah die schlanken Bewegungen der zarten Gestalt, während sie an ihm vorbeiglitt und das Pfeifenregister des dickbauchigen Staatsschrankes aufzog; er hörte das Rascheln ihrer Röcke; ihr weiter

Ärmel streichelte seine Schulter, als sie sich niederbeugte, um die Tabakschachtel und die Kohlenpfanne zu seinem Dienst hinzustellen.

„Nicht auch stopfen?" forderte er in einem scherzhaften Paschaton, der nicht gut zu ihm paßte.

Sie zog ein rosiges Mäulchen, und ihre zierlichen Finger griffen in die Schachtel, die er ihr hinhielt. Als sie ihm die lange weiße Pfeife überreichte, fühlte er einen Augenblick die weiche Wärme ihrer Hand. Wieder packte ihn das toll übermütige Glücksgefühl, daß sie es nicht gewesen war, sie nicht, deren Küsse und Liebesworte er drüben in dem dunklen Gäßchen gehört hatte — daß nicht sie sich wie eine Dirne aufgeführt...

Miebetje wollte irgendwie seinen schweigenden dringenden Blick ablenken. „Es ist still heute abend. Koosje und Tante Pietje sind zum Abendgottesdienst, Keejetje sitzt oben beim Onkel..."

„Und Saartje?" fragte er überraschend, beinahe im Befehlston. Er glaubte ein heftiges Errõten in ihrem Gesicht wahrzunehmen, als sie rasch unter dem Tisch die Näharbeit, die ihr vom Schoß gefallen war, aufgriff. „Saartje hatte Kopfschmerzen, sie hat sich zu Bett gelegt," sagte sie schnell gerüstet mit ihrem liebenswürdigsten Kinderlächeln. Unter dem unbefangenen Blick der großen dunklen Augen schlug er die seinigen trotz des Schutzes des großen Augenschirmes verwirrt nieder.

Alles Schwindel ... was schwindelt sie nicht mit ihren großen Unschuldsaugen zusammen..., dachte er in aufbrausender Wut, ein Gefäß der Lüge und der Ungerechtigkeit wie alles andere, was langes Haar trägt...

Aber da kam schon wieder der befreiende Gedankenblitz: Vielleicht weiß sie wirklich nichts von Saartjes Abenteuer; natürlich hat Saartje nicht gewagt, mit ihr über dieses Schandgeheimnis zu sprechen...

„Die Geschichte mit dem Kaffeefleck tut mir doch so leid ..." sagte Miebetje in schmeichlerischem Ton. Sie wußte in manchen Augenblicken ihre französische Klangfarbe wie eine leichte Schminke auf ihre Worte zu legen.

Der kleine häßliche Mann, der ihr gegenüber saß, lachte so jungenhaft, so sorgenlos froh auf, wie sie ihn noch nie hatte lachen hören. Mit geheimnisvoller Bedeutung sagte er: „Ein Unglück ist wohl immer für irgend etwas gut. Wer weiß, ob Ihr und ich nicht später einmal noch für den Kaffeeflecken dankbar sein werden!"

Einige Tage vergingen. Da schlich Nicolaas am Abend unhörbar durch den Garten. Sorgfältig vermied er alle Stellen, auf die das Mondlicht fiel. Seine Laterne hatte er mit einem schwarzen Tuch abgedeckt. In seiner Rocktasche trug er ein schweres Vorlegeschloß, und seine Arbeit war, die Gartentür gründlichst zu versperren. Er hatte gesehen, daß Koosje und Keejetje in der Küche zu tun hatten, während die Kusine aus Frankreich wieder am offenen Eßzimmerfenster Silber putzte. Alles deutete also darauf hin, daß Saartje, die ehrvergessene Schwester, das Haus wieder auf verbotenem Pfade verlassen habe.

Wenn er ihr Treiben kaltblütig und offenherzig dem Vater gemeldet hätte, so hätte dies ihm unbedingt einen verachtungsvollen Blick aus zwei dunklen Augen, an denen seine Träume hingen, eingetragen. So zog er es vor, den Strick zu spannen, über den Saartje fallen mußte: Bei ihrer Rückkehr würde sie die Tür geschlossen finden und sich gezwungen sehen, an der vorderen Türe zu läuten — Tante Pietje mußte ihr dann aufmachen und würde bestimmt nicht verfehlen, dem Vater dieses unerhört späte und durch keinen Entschuldigungsgrund gedeckte Nachhausekommen zu melden.

Aber als er zurückkam und unter sorglicher Vermeidung des Eßzimmerfensters im Schatten des Hausgiebels dicht an der Wand entlang schlich, hörte er von oben gemeldetem Fenster her mit einemmal ein Geräusch, das ihn fast zur Salzsäule erstarren machte. Es war unverkennbar und von marternder Deutlichkeit. Beinahe glitt die Laterne aus seinen zitternden Händen. Fast ohnmächtig, mit bleischweren Füßen klammerte er sich an die Zweige des Goldregens, der in schweren Dolden am Hause rankte.

Er hörte die herausfordernde Stimme Bruder Davids: „Halt... Du bist meine Gefangene!" Und dann Miebetjes Stimme, voll angstvoller Zärtlichkeit: „Nein, jetzt nicht länger mehr... Ich muß weg, sie fragen sonst nach mir..."

Miebetje hatte sich mit den damals so beliebten Kopfschmerzen entschuldigt und etwas früher als die anderen zurückgezogen. Sie stand am Schlafzimmerfenster und suchte immer wieder eine andere Stelle des kühlenden Glases, um ihre brennende Stirn dagegenzudrücken. Mit springendem Herzen dachte sie an all die heimlichen Entzückungen, die sie in den letzten Tagen durchlebt hatte. An die Begegnungen auf der Treppe oder auf dem Vorplatz, die immer damit zu endigen pflegten, daß er sie in eine dunkle Ecke zog und seine bedürftigen heißen Lippen auf die ihrigen drückte; an die Abende, an denen er sie beim Silberputzen überraschte und, über die Fensterbank gelehnt, ihr einen neuen Vers vorlas, den sie in den Falten ihres Halstuches verbarg, bis sie ihn zu so vielen anderen im Koffer einschließen konnte, bei dem Medaillon mit den Haaren ihrer Mutter, bei dem Zeugnis des Institutsvorstehers Monsieur Michel und bei den mit harter Modistinnenarbeit verdienten Reichstalern und Schillingen.

Wie oft wanderten nicht in diesen Tagen Miebetjes Gedanken zu ihrer Mutter, die in ebendemselben Hause, vielleicht in

ebendemselben Zimmer, einst ihre seligen, von niemand geahnten Träume hatte träumen können, die auch gegen den Willen eines strengen Vaters ihr Recht auf Glück verteidigt und gewonnen hatte. Auch sie und David würden für ihre Liebe kämpfen und leiden müssen, daran zweifelte sie nicht. Lange genug gehörte sie jetzt schon zu der Familie Coornvelt, um zu wissen, welche ehrgeizigen Pläne der Onkel für den stattlichsten seiner Söhne geschmiedet hatte, Pläne, die sich mit ihrem eigenen Liebesglück ganz gewiß nicht vertragen würden. Aber sie beide wußten doch, daß sie zueinander gehörten! Geduldig wollte sie warten, bis ihr Geliebter eine feste, seine Unabhängigkeit sichernde Anstellung errungen hatte. Welche Macht der Erde konnte dann noch ihrer Eheschließung in den Weg treten? Während der Wartezeit wollte sie weiter ihre Kunstblumen machen und Geld zurücklegen, um selber ihre Ausstattung bestreiten zu können und also auch hierin nicht von Onkel und Tante abhängig sein zu müssen ... Fast betend faltete sie die Hände auf der Brust. Er hatte recht, der frohe leuchtende Held ihrer Träume: Das größte Glück für eine Frau war es nicht, frei und unabhängig zu sein ... Nein, sich einem geliebten Manne unterwerfen, unterwerfen können, weil die Liebe es befahl.

Hastige Schritte, die auf dem Vorplatz näher kamen, schreckten sie aus ihren Träumen auf. Plötzlich trat die Tatsache in ihr Bewußtsein, daß es sicher schon sehr spät war, und daß in dieser Stunde, wo alles längst zu Bett lag, Saartje noch nicht zurückgekommen war. Im selben Augenblick flog die Tür auf, Saartje trat unsicheren Schrittes ein und fiel aufschluchzend in einen Stuhl.

„Alles ist verloren!" schrie sie mit fast theatermäßiger Betonung auf. „Die Tür war abgeriegelt, ich wußte nicht, was ich anfangen sollte! Ich habe zwei Stunden gestanden, weil ich hoffte, daß du es merken und herunterkommen würdest ... Schließlich habe ich über die Straße nach Hause gehen müssen,

der Nachtwächter hat mich begleitet ... Morgen weiß es die ganze Stadt!"

In plötzlicher Blässe wandte Miebetje sich zu der Freundin um: „Die Tür abgeriegelt ... wer hatte die Gemeinheit ...?" Mit einem Schlage wußte sie es: Kein anderer als Klaas konnte das getan haben. Hatte sie nicht eben am Eßzimmerfenster einen Augenblick das Gefühl gehabt, als sähe sie seine kleine unausgewachsene Figur, die durch den dunklen Garten sich nach der Tür hinschlängelte? Ihre roten Lippen preßten sich in bitterer Verachtung aufeinander ... Es stand ja schon in der Bibel: Hütet Euch vor denen, die Gott gezeichnet hat! ... Und dabei hatte sie in den letzten Tagen noch gehofft, an ihm einen Freund und Bundesgenossen gegen die Tyrannei des Vaters zu finden!

In eilender Hilfsbereitschaft kniete sie bei Saartje hin, die in hemmungsloses Schluchzen ausgebrochen war. „Pietje, die alte Petzliese, hat mir aufgemacht ... Auf den Knien habe ich sie angefleht, sie solle es Vater nicht weiter sagen, aber sie sagt natürlich, sie könne mich nicht fürder auf den Pfaden der Verdammnis wandeln lassen ... Morgen erfährt Vater die Geschichte und alles ist aus!"

„Aus?" wiederholte Marie Elisabeth Sylvain. In ihrer leidenschaftlichen Empörung wurde sie zur flatternden Fahne. „Weißt du es noch nicht? Haben wir nicht in all unseren Büchern gelesen: Die Liebe ist stärker als der Tod!"

ACHTES KAPITEL

DIE BÖSE WIRKLICHKEIT

In der Wäschekammer, einem großen niedrigen Zimmer im obersten Stockwerk, das ein paar Kupferstiche, ein Nähtisch-

chen, welches Koosje, und ein Nähkorb, der Keejetje gehörte, halbwegs zum Range eines Jungmädchenzimmers erhoben, und wo die Töchter des Hauses nicht nur mangelten, plätteten und ausbesserten, sondern auch schwätzten, lachten und ihre kleinen Streitigkeiten austrugen, saß am anderen Morgen Saartje Coornvelt am offenen Gartenfenster und weinte sich aus. Ihre angeschwollenen Augen, die roten Flecken, die ihre Wangen und ihr keck aufwärts gerichtetes Näschen verunzierten, ließen den Schluß zu, daß sie dieser Beschäftigung schon seit mehreren Stunden oblag. Schon in aller Morgenfrühe hatte sie auf strengen Befehl des Vaters das Zimmer des Kranken betreten müssen. Sogleich war über sie von der Bettstatt aus ein Hagelwetter zornig drohender Fragen niedergegangen: Ob sie leugnen könne, in jüngster Zeit mit dem Sohne des feindlichen Hauses van Doeveren Zusammenkünfte gehabt zu haben, ob sie abzustreiten wage, daß sie diesen ehrvergessenen und betrügerischen Knaben heimlich, und zwar an den ungehörigsten Orten und zu unziemlichster Stunde getroffen habe; ob sie einsehe, in welchem Maße sie, ein wohlerzogenes junges Mädchen aus ehrenhaftem Hause, durch solches Betragen den guten Namen der ganzen Familie durch den Kot gezogen habe. Weder zum Leugnen noch auch zu irgendeinem Worte der Erklärung oder Entschuldigung ließ ihr indessen der Vater Zeit, da der Sturm seiner Rede anhielt, bis ein schwerer Hustenanfall ihn zum Schweigen nötigte.

Aus der Fensternische hatte sich dann die verweisende Stimme der Mutter eingemischt: „Wie kannst du nur deinem beklagenswerten kranken Vater so etwas antun!“ Da war Saartje in wildem Schluchzen am Bette niedergekniet, und mit kindlicher Zärtlichkeit hatte sie gebettelt:

„Ach, sagt doch ja ... Sagt doch ja, lieber Vater, laßt uns doch heiraten! Ich weiß ja, Ihr und Klaas habt immer eine

Wut auf die van Doeverens gehabt, weil sie Konkurrenz sind und mehr Geld verdienen ... Aber Kees und ich können doch nicht dafür, daß wir uns so sehr liebhaben ... Er ist ein ehrlicher braver Junge, vor zwei Jahren schon haben wir uns in dem Schleppkahn von Leidschendam kennengelernt, ich würde ihn wirklich nicht liebhaben, wenn er kein braver und tüchtiger Mensch wäre, wir haben einander von ganzem Herzen lieb, und was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen!"

Aber noch ehe sie den leidenschaftlichen Strom ihrer Worte unterbrach, wußte sie, daß alles, was sie vorbrachte, den bösen Mann in seinem Bett nur noch böser gemacht hatte. Wie könne sie nur, fuhr er sie zornig an, bei solch schändlichem Treiben den Namen Gottes in den Mund nehmen! Wie eine Dirne habe sie sich aufgeführt! Und was den Kerl anlangte — seinen verfluchten Namen wolle er in seinem Hause nicht hören. Niemals werde er seine Tochter einem Manne anvertrauen, der sich ihr auf solche hinterlistige und ehrlose Weise genähert hätte.

„Aber er konnte sich doch auf keine andere Weise nähern!" hatte das Kind in verzweifeltem Schluchzen gerufen, „Ihr hättet ihn doch von der Tür gejagt, wenn er irgendwie den Versuch gemacht hätte, mich hier zu besuchen!" „Natürlich hätte ich ihn von der Tür gejagt," sagte der alte Coornvelt, dessen schweres weiches Doppelkinn sich voll strenger Würde in das weiße Halstuch drückte. „Und da Ihr dies im voraus wußtet, mußte dies Euch hinreichender Grund sein, Euch von vornherein nicht mit ihm einzulassen."

Genau erinnerte sich Saartje nicht mehr, was sie alles an tränenreichen Bitten vorgebracht hatte, während die Mutter flüsternd in sie drang, sie solle doch endlich Vater um Verzeihung bitten und versprechen, daß sie niemals mehr ... Niemals in dem langen Leben, das noch vor ihr lag ...

„Ihr kommt mir nicht mehr allein aus dem Hause," entschied der alte Coornvelt, als der erwartete Beweis kindlicher Gefügigkeit auf sich warten ließ, „bis Ihr mir nicht feierlich versprochen habt, daß Ihr niemals mehr versucht, mit dem ehrvergessenen Burschen zusammenzukommen ... In die Katechismusstunde wird Koosje mitgehen, in die Kirche soll Klaas oder Pietje Euch begleiten! Und jetzt könnt Ihr gehen. Ringet in stillem Gebet um Kraft und bittet den HErrn um Vergebung, denn Ihr habt Schande über die Häupter Eurer Eltern gebracht!"

Aber Stille und Einsamkeit waren Saartje sehr bald unerträglich geworden, so daß sie ihre Zuflucht auf der Wäschekammer und bei Miebetje suchte. Untätig saß sie auf der breiten Fensterbank und starrte mit ihren halbblind geweinten Augen zwischen dem jungen Grün der Sträucher hindurch auf die Gartentür, die sie so oft heimlich aufgesperrt hatte, nach dem Pförtchen der feindlichen Weberei, wo sie auf den Knien ihres Kees sooft in einem geschützten dunklen Eckchen hatte sitzen dürfen, wo jeder das Herz des anderen hatte schlagen hören, und wo sie sich erhoben gefühlt hatten in dem gewaltigen Todesmut des gemeinsam durchlebten Abenteuers.

Am anderen Fenster stand Miebetje hinter dem Plättbrett, um ein widerspenstiges, bändergeziertes rosa Kleidchen Klein-Naatjes sachgemäß zu behandeln. Hin und wieder hob sie ihre dunklen Augen von der Arbeit auf und warf einen Blick auf das zusammengesunkene Häufchen Unglück der Anverwandten, einen Blick, in dem sich Mitleid und Ärger mischten.

„Wenn ich mir vorstelle," schrie Saartje in hemmungslosem Verzweiflungsausbruch auf, „daß er heute abend wieder auf mich wartet ... und daß ich nicht kommen kann, ihm nicht einmal Nachricht geben, was mit mir geschehen ist, ob ich noch lebe oder vor Herabwürdigung und Jammer gestorben bin!"

„Er hätte dich gestern um keinen Preis im Stich lassen dürfen," sagte Miebetje mit bitterer Bestimmtheit, „er hätte über die Mauer klettern müssen ... Gewiß, die ist hoch, und es liegen Glasscherben drauf, aber die Gefahr sollte ja gerade den echten und feurigen Liebhaber reizen."

Saartjes Augen gingen unruhig hin und her. „Sein Vater ist ebenso streng wie unserer," gab sie in schwacher Abwehr zu bedenken.

Mit spöttischem Lachen preßte Miebetje heftig das Bügeleisen auf das rosenfarbene Nesseltuch. „Wenn an eurer Liebe wirklich etwas daran ist, dann kann kein väterlicher Verbot euch was anhaben," sagte sie mit eindrucksvoller Festigkeit. „Ich hab' es dir gestern schon gesagt: Wahre Liebe ist stärker als der Tod ..."

„Meinst du etwa ..." frug Saartje stotternd, die Augen tellergroß vor Entsetzen, „ich sollte ... gegen das vierte Gebot ..."

„Das zweite Gebot sagt: Ihr sollt aller Dinge nicht schwören, und dein Vater verlangt, daß du mit einem Eid deine Liebe abschwörst," fuhr Miebetje dazwischen. „Saartje Coornvelt wäre nicht das erste Mädchen, das sich gegen den Willen ihres Vaters verheiratet hätte."

Saartje biß gepeinigt ihr naßgeweintes Taschentuch in Stücke. „Du meinst doch nicht, daß ich ... daß Kees ... daß wir ..."

„Daß er dich entführen soll," legte Miebetje ohne Zögern das ungeheure Wort hin. „Du sagst, er kann ohne dich nicht leben, genau sowenig wie du ohne ihn ... Was könnt ihr da anderes tun, als zusammen der Tyrannei der Eltern entfliehen? Setze ihm alles in einem Briefe auseinander und sage ihm, daß dies der einzige Ausweg ist, der euch übrigbleibt. Ihr müßt euch treffen, tief in der Nacht, wenn kein Mondschein ist. Ein Wagen mit feurigen Pferden muß an einer bestimmten Stelle warten, und ehe einer etwas merkt, seid ihr beide schon meilenweit weg ..."

„Und dann?" frug Saartje, die atemlos zugehört hatte, jetzt mit einer Nüchternheit, die Miebetje ganz aus der Stimmung brachte.

„Und dann, du Gänschen" — ihre Stimme hatte merklich an Sicherheit verloren — „nun, dann schickst du eben Nachricht aus dem Haag oder aus Amsterdam, daß ihr zusammen zurückkommen wollt, wenn alles vergeben und vergessen ist. Dann muß dein Vater sich einfach in die Heirat fügen, weil anderenfalls deine Ehre und dein guter Ruf verloren wären ..."

„Aber die Leute ..." warf Coornvelts Tochter unsicher ein, „alle Leute wissen dann die ganze Geschichte, jeder Mensch hier in Leiden ..."

„Wundervoll," fuhr die andere auf; „die Leute, das ist natürlich hier in Holland immer die Hauptsache! Erst, was die Menschen über euch sagen und dann euer bißchen Lebensglück ... Wenn du das nicht dafür übrig hast, dann verdienst du die große Liebe nicht ..."

„Glaube mir, alles habe ich dafür übrig!" eiferte das blonde Mädchen in voller Leidenschaft. „Ich weiß es ja, ich kann nicht ohne Kees leben und er nicht ohne mich. Wir können keinen Tag getrennt sein, wir würden beide die Schwindsucht kriegen und sterben. Aber wenn ich ihm jetzt schreibe ... Sag', Miebetje ... wie weiß ich dann, daß er meinen Brief auch wirklich bekommt und wie kriege ich seine Antwort? Sie passen jetzt natürlich an allen Ecken und Enden auf mich auf!"

„Dafür werde ich sorgen." In Miebetjes Versprechung lag solch ein feierlicher Ernst, daß Saartje auf einmal wieder vor freudiger Spannung zitterte. „Dein Brief soll in die Hände deines Geliebten kommen, so daß er alles für eure Flucht vorbereiten kann. Habe nur Vertrauen zu mir und glaube an die Kraft eurer Liebe ... Deinen Vater läßt du am besten in der Meinung, daß du dich in Demut und Reue löblich unterworfen hast."

Mit ihrem Spielzeug saß Klein-Naatje auf der untersten Stufe der breiten Eichenholztreppe und war still in ihre Beschäftigung mit den elfenbeinernen Würfeln und dem gläsernen Treiber auf den blau und weißen Fliesen des Flurs vertieft. Im Grunde ihres kleinen Herzens fühlte sie ein beengendes Schuldbewußtsein, weil sie weder heute noch gestern noch auch vorgestern einen Bibeltext gelernt, geschweige denn aufgesagt hatte. Seltsamerweise schien keiner der Hausgenossen, nicht einmal die auf dem Gebiete der Bibeltexte vielerfahrene und unerbittlich strenge Tante Pietje, etwas davon zumerken. Auch am Krankenbett ihres Vaters war Naatje zwei Tage lang nicht gewesen, da, wie Keejetje ihr beim Zubettgehen erzählt hatte, Vaters Husten schlimmer geworden war und Doktor Wijsman selber gesagt hatte, man solle ein Kind im zarten Alter nicht ohne Not in unmittelbare Nähe der Ausdünstungen eines Kranken bringen.

Aus dem Gartenzimmer kam David in einem seidengeblümten Hausrock und mit einer erstaunlich langen Pfeife bewaffnet. Eben war er in Sprüngen die Treppe hinuntergestürmt und beinahe über einen der Würfel des Kindes ausgeglitten, ein Vorfall, der seinem Munde ein abscheuliches Fluchwort entrissen hatte, das er in Vaters oder Mutters Gegenwart sicher nicht gewagt hätte auszusprechen.

„Wo ist Base Miebetje?“ fragte er das Kind, das sich, durch den Vorfall gewitzigt, ganz klein gegen die Treppenwange drückte.

„Miebetje?“ Naatje reckte nachsinnend ihr spitzes Näschen gen Himmel. „Heute ist, warte einmal, Mittwoch... Dann ist sie oben auf der Wäschekammer beim Plätten.“

„Dann lauf mal,“ sagte David, sich zu ihr niederbeugend, „trab, trab nach der Wäschekammer und bring ihr diesen Brief. Hier in dein Schürzentäschchen mußt du ihn stecken.

Nämlich niemand, niemand, hörst du, darfst du es bis dahin sehen lassen."

Naatje zeigte wenig Lust, das kunstvoll dreieckig zusammengefaltene rosenfarbene Papier, das mit einer großen glänzenden Oblate verschlossen war, die Treppe hinaufzubringen. In einer Viertelstunde mußte sie in die Nachmittagsschule und gerade war sie so nett am Spielen. „Wenn du zurückkommst, kriegst du einen Silbergroschen," lockte der große Bruder, „einen ganzen Silbergroschen, und den brauchst du nicht in die Sparbüchse zu tun, sondern du kannst dir Lutschbonbons und Süßholz kaufen..." Naatje erlag der Versuchung.

Den Brief sicher im Schürzentäschchen geborgen und das Händchen schützend auf das Täschchen gelegt, begann sie die Expedition durch das große hohe Treppenhaus nach der im höchsten Norden gelegenen Wäschekammer. In der frohen Hoffnung auf das versprochene Geldstück lief sie in Schlußsprüngen über den Vorplatz, wobei ihre scharfe brüchige Kinderstimme ein Liedchen, das sie eben auf der Schule gelernt hatte, vernehmen ließ. Auf einmal erschreckte sie, als sie an der angelehnt stehenden Tür des Krankenzimmers vorbeikam, die heisere und so seltsam veränderte Stimme ihres Vaters: „Ist das meine Tochter Naatje, die auf dem Hausflur herumsingt und die ihrem kranken Vater noch nicht einmal guten Morgen gesagt hat?"

Klopfenden Herzens war das Kind stehengeblieben. Sie hörte einen gedämpften Einwurf ihrer Mutter, aber noch lauter und im Befehlston wiederholte der alte Coornvelt: „Vater wünscht Naatje an seinem Bett zu sehen!"

„Ich komm gleich, lieber Vater!" Naatje, die an den Groschen dachte, der noch verdient werden mußte, steckte ihr banges Gesicht durch die Türspalte. „Ich muß eben einen ganz kleinen Augenblick hinaufgehen."

„Seit wann," donnerte plötzlich die väterliche Stimme mit der alten Herrschergewalt, „seit wann lassen die Kinder ihre Eltern warten und tun erst, was ihnen selber Pläsier macht?"

In willenlosem Gehorsam stand Naatje schon im Zimmer, mit krampfhaft steifen Fingern drückte sie ihr zitterndes Händchen auf die Schürzentasche, während sie sich auf den Zehenspitzen hob und das große Gesicht unter der mit weißen Federn gezierten Schlafmütze küßte.

Der alte Coornvelt saß, durch eine Unzahl von Kissen gestützt, aufrecht. Vor ihm stand auf der bunten Decke seine treue, vielgebrauchte Schreiblade. Seit ein paar Tagen beschäftigte er sich mehrere Stunden täglich mit Dichten. Als seine Frau ihm soeben das Schreibgerät ans Bett gebracht hatte, war ihr Blick mit Schrecken und Ergriffenheit auf die Überschrift seines Geisteserzeugnisses gefallen:

Mein letztes Lied
an meine Ehegenossin und die Kinder

Die erste Strophe, erst ins Unreine geschrieben und mit vielen Ausstreichungen und Verbesserungen, lautete:

„Die Sommerglut vertreibt des Zephirs Spiele,
Und Nachtigall mit mattem späten Klang
Schenkt, Wandrer ihr zu unbekanntem Ziele,
Zum Abschied euch den letzten Trauersang.
Und ich? Zu lang schon tönte meine Leier,
Bald naht der Herbst, und bleich ward mir das Haar.
Ich seh' die Saiten wie durch einen Schleier —
Umringt noch einmal mich, vertraute Schar:
Ein letztes Lied, eh, der euch so geliebt,
Von dannen zieht."

Der Vater schob seine Papiere zur Seite, während das Kind in den hohen Lehnstuhl, der am Bett stand, hinaufturnte und mit tonloser Stimme die gestellten Fragen nach ihren Schulfortschritten und sittlichem Verhalten beantwortete. Der Gedanke an David, der unten an der Treppe wartete, trat vor dem immer drohender nahenden Schreckbild, Vater könne nach dem Bibeltext fragen, zurück. Wenn sie den Text aufsagen mußte, würde Vater merken... Koosje hatte ihr ja beigebracht, daß Gottes allsehendes Auge den Bösewicht überall auf der Welt einholt... Und eben hatte sie noch daran gedacht, daß Gott gewiß böse auf sie war und sie strafen würde...

„Was hast du da in deiner Tasche, Kind?" frug Lodewijk Coornvelt plötzlich; sitzt da eine Maus oder ein Frosch drin und bist du bang, daß der herausspringt?" Die Mutter lachte über den Scherz, froh, daß Vater endlich den streng anfahrenden Ton fallen ließ. Aber Naatje schaute, statt irgendwie auf den väterlichen Witz einzugehen, noch banger darein und drückte schweigend ihr Händchen immer fester auf die Schürze.

„Was hast du da in deiner Tasche?" wiederholte der Kranke ungeduldig. Schon war sein Mißtrauen wach geworden.

Naatje verschluckte etwas in ihrer Kehle. „Das darf ich niemand sehen lassen."

„Du darfst nicht? Wer hat dir hier etwas zu sagen außer deinem Vater und deiner Mutter?"

„David hat gesagt, ich muß es Base Miebetje auf die Wäschekammer bringen, und ich krieg' einen Groschen, wenn ich zurückkomme."

Mutter Coornvelt war zumute, als ob sie selber auf Liebesabenteuern betroffen wurde, denn ihr Herr und Meister warf ihr einen grimmigen Blick des Einverständnisses zu und gab einen grunzenden Triumphlaut von sich, der so etwas wie ein

Lachen darstellen sollte. „Das Briefchen kannst du ruhig mir geben, mein Töchterchen, und dann geh brav in deine Schule."

„Aber ... aber das geht doch ..." Dicke Tränen stürzten aus den Augen des Kindes, das immer noch die Hand schützend über der Schürze hielt, obgleich auf Vaters Stirn die Adern drohend anschwollen.

„Coornvelt," flehte die Mutter, „der Doktor hat dir ausdrücklich jede Aufregung verboten."

„Her mit dem Brief!" wiederholte der Vater. Als das Kind gehorcht hatte und von doppeltem Schuldgefühl schwer bedrückt aus dem Zimmer geschlichen war, wetterte er mit heiserer Stimme gegen seine Frau: „Willst du dich etwa mir in den Weg stellen, wenn ich dem Unzuchtstreiben hier im Hause ein Ende machen will? Ist es noch nicht genug, daß deine Tochter sich übel aufgeführt hat? Glaubst du, ich wüßte nicht, daß hier bei uns noch allerhand anderes lichtscheues Zeug getrieben wird?"

Unbedenklich erbrach er die glänzende Oblate des namenlosen Briefchens. Mit ängstlichem Blick beobachtete ihn die Mutter von der Fensterbank her. Sie klammerte sich noch an die eitle Hoffnung, der Inhalt könne ein harmloser Scherz sein, aber schon hörte sie ein zorniges Knurren vom Bett her und ein bitteres Lachen, das wenig Gutes verhieß.

„Hier, lies du auch," erklang es nach langem qualvollem Schweigen. Während sie hastig ihre Brille aufsetzte, sah sie auf der Vorderseite des rosenfarbenen Blattes die Federzeichnung einer Taube, die mit einem Brief im Schnabel auf der Hand eines jungen Mädchens saß. Da der vielseitig begabte David auf der Schule ein ganz hübsches Zeichentalent bewiesen hatte, stellte Mutter Coornvelt fest, daß das junge Mädchen einige Ähnlichkeit mit Miebetje Sylvain aufwies.

„Warum, o Rose Frankreichs, diese Glut,
Warum die Träne, die dein Auge feuchtet,
Warum so scheu, gejagt, in trübem Mut:
Ist denn kein Stern, der uns gemeinsam leuchtet?

Dir kann die Mutter nicht den Pfad mehr weisen:
Allein bist du in deiner schwersten Wahl.
Drum soll dies Blatt mit seinen leichten, leisen
Schriftzügen enden alle Zweifelsqual.

O sprich das Wort, das nun für Tod und Leben
Die Seelen bindet, die sich sehnend fanden,
Und bring ein Herz, das sich in deinen Banden
Nach dir verzehrt, zu heiligem Wonnebeben!"

„Gott im Himmel!" sagte Davids Mutter gerührt, und eine Träne fiel auf die Taube, die Botin der Liebe. „Wenn die beiden sich wirklich liebhaben, Coornvelt... natürlich, es ist eine Übereilung von David, jetzt schon um das Jawort zu bitten, aber wenn er das Mädchen von Herzen gern hat..."

„Larifari, von Herzen gern hat!" fiel der Zorn des Kranken ihr in die Rede. Mit Schrecken bemerkte sie, wie gepreßt und gejagt er atmete. „Wieviel Mädchen ist David nicht schon in seinem Leben nachgelaufen? Ich gönne seiner Jugend ein Abenteuer... Es wird wohl nicht sein erstes Liebesgedicht sein, aber unter dem elterlichen Dache... Und mit einem Mädchen, das meiner besonderen Obhut anvertraut ist... Von Herzen gern haben, sagst du? Beste Frau: Das tut ein Kerl, der Ehre im Leibe hat, nur dann, wenn er weiß, daß er den Gegenstand seiner Liebe heiraten kann... An Heiraten kann aber David noch auf Jahre hinaus nicht denken. Einstweilen ist er ein Student, der seinem Vater auf der Tasche liegt, und

wenn er im Leben weiterkommen will, hat er Geld und Verbindungen in hohen Kreisen so nötig wie das liebe Brot!"

„Gott im Himmel," wiederholte Tante Aagje nochmals, indem sie die verunglückte Liebesbotschaft wieder in ihre künstlichen Falten legte. „Daß David so unvorbedacht sein kann; noch dazu in diesen sorgenvollen Krankheitstagen... Und dieses leichtsinnige Kind von Miebetje..."

„Miebetje..." wiederholte Lodewijk verächtlich, „sie gibt dem ganzen Hause das böse Beispiel... schon lange weiß ich, daß sie einen auflehnerischen und hoffärtigen Geist hat. Glaubst du, David hätte sich jemals soweit vorgewagt, wenn sie es nicht hätte geschehen lassen, ja — Gott verzeih mir die Sünde — wenn sie ihn nicht dazu aufgemuntert hätte? Der böse Geist herrscht in ihr, der ihre Mutter ins Verderben geführt hat, und ich habe sie leider viel zu milde behandelt. Geh du jetzt hinunter," gebot er seiner weinenden Frau, „und schick' David, wie er geht und steht, zu mir herauf."

Die Pracht von einem Studenten lehnte am Kamin, sein sonst so übermütiges hübsches Gesicht war gespannt und sehr blaß, während die hämmernden Worte des Vaters über sein Haupt hingingen. Im Grunde seines Herzens verwünschte er das Schwesterchen, das unbewußt zur Verräterin geworden war, und noch mehr seinen eigenen Leichtsinn, der ihn eine so gefährliche Botschaft in Kinderhände geben ließ.

Obgleich er schon seit ein paar Wochen wirklich bis über die Ohren in das Mädchen verliebt war, war es mehr die Freude über einen gelungenen, von Herzen kommenden Vers gewesen, die ihn zu seinem Schritt bestimmt hatte... Als aber jetzt sein Vater die Sache wie eine leichte Liebschaft behandelte, einen Spaß, wie ihn Studenten wohl öfters ausführen, der aber, da es eine Hausgenossin und das Mündel seines Vaters betraf, die

Grenzen des Ungehörigen überschritt, setzte sich der Jüngling zunächst heftig zur Wehr. Er hatte die ernsthaftesten Heiratsabsichten, wenn er auch einsah, daß in der ersten Zeit von einer Verlobung noch keine Rede sein könne.

Der alte Coornvelt fiel ihm mit dem lauten Donnerton, den er zum Schrecken der anderen Kinder sehr oft, aber gegen David so selten anwandte, in die Rede: „Dann schlagt Euch die ernsthaften Absichten lieber gleich aus dem Kopf, ein für allemal! Ihr wollt doch Eure Zukunft, Eure ganze Laufbahn nicht wegwerfen, Ihr wißt, ich habe für Euch mir größere Opfer zugemutet als für irgendeines meiner anderen Kinder. Ihr wißt auch, daß meine Geschäfte schlecht gehen, daß Ihr auf kein Vermögen hoffen dürft, und daß Ihr in dem Beruf, den Ihr Euch erwählt habt, ohne Vermögen nicht weiterkommt... Ihr werdet also dieses Mädchen, das keinen Pfennig Geld, dafür aber einen Schandfleck auf ihrem Namen mitbringt, nicht heiraten, und also schwört Ihr mir jetzt auf der Stelle, daß Ihr niemals mehr ihr ein Wort von Liebe sagen oder schreiben werdet!"

Das war dem jungen Mann zuviel. Er verlor die Selbstbeherrschung, die seine Mutter ihm noch eben unter Tränen ans Herz gelegt hatte, und stand mit geballten Fäusten am Krankenbett. „Das kann ich nicht," rief er, einem Tränenausbruch nahe und mit vergeblichem Bemühen, gegen den stählernen Blick der grauen Augen die Festigkeit seiner Stimme zu bewahren. „Ich will Euch versprechen, Vater, daß ich ihr mit keinem Wort mehr von meinen Gefühlen reden oder schreiben will... solange ich Student und noch von Euch abhängig bin."

Der alte Coornvelt war nicht gewöhnt, mit seinen Kindern Verträge zu schließen, auch nicht mit seinem Liebling. „Ihr schwört mir, daß Ihr nie und nimmer dieses Mädchen heiraten werdet," wiederholte er unerschütterlich.

„Und wenn ich nein sage?" Mit wirkungsvoller Gebärde warf David den Kopf in den Nacken. Er war sich des tragischen Elementes seiner Lage voll bewußt, und heftiges Mitleid, das er mit sich selber und mit dem Unglück seiner Liebe empfand, trieb Tränen in seine schönen braunen Augen.

„Wenn Ihr nein sagt?" Der Vater lehnte sich aus dem Bett vornüber, seine schwere Unterlippe ragte drohend aus dem tiefrot angelaufenen Gesicht heraus. „Dann seid Ihr morgen am Tage kein Student mehr, dann tretet Ihr ins Geschäft ein und könnt im Kontor unter Nicolaas Eure Arbeit tun."

Der Junge biß seine rote Lippe unter dem zierlichen Schnurrbart blutig. „Vater," legte er sich jetzt aufs Bitten, „warum seid Ihr so unbeugsam und hart? Keejetje soll mit einem Mann verheiratet werden, den sie nicht sehen kann, Saartje soll jeden Umgang mit einem jungen Menschen aufgeben, den sie lieb hat, und ich muß für mein ganzes Leben auf Miebetje..."

„Hart bin ich?" unterbrach ihn jetzt der Vater, und David sah, was er noch nie in seinem Leben gesehen hatte, zwei Tränen, die aus den grauen Augen über die kirschroten, stoppelbestandenen Wangen hinabglitten. „Härte werft Ihr mir vor, und ich habe es Euch möglich gemacht, den Herrn Studenten zu spielen und wie ein Prinz aufzutreten? Hart bin ich, weil ich vom Leben etwas weiß und nicht will, daß Ihr und Eure Schwestern Eure Zukunft aufs Spiel setzt und es später bitter bereuen müßt? Habe ich jemals an etwas anderes gedacht als an Euer Bestes, Euer Wohlergehen im Himmel und auf Erden? Glaubt Ihr, daß mein Vater sich auch nur zum zehnten Teil so für mich abgerackert hat, wie ich es für Euch getan habe? Glaubt Ihr, ich hätte ihm auch nur ein Widerwort gegeben, als er mir sagte: Mit diesem Mädchen da wirst du dich verheiraten? Ist das Eure Kindesliebe, mir jetzt, wo ich krank bin und, so Gott will, wohl bald zu einem besseren Leben eingehen werde,

mit Vorwürfen zu kommen, daß ich meine Vaterpflichten gegen Euch und Eure Schwestern nicht erfüllt hätte?"

„Nein, Vater ... Das habe ich wirklich nicht sagen wollen!" Auch der Sohn, den eine seltsame Mischung von Verlegenheit und Rührung ergriff, ließ die Tränen über seine Wangen rollen. Und ganz wie vor ein paar Tagen seine Schwester, kniete auch er an der Bettstatt nieder und bot seine ganze Redegabe auf, ob er nicht wenigstens später, als Mann in Amt und Würden ... Aber er hörte nur den Widerhall seiner gutgewählten leidenschaftlichen und schmerzbewegten Worte an den Wänden des großen stillen Zimmers. Er wußte, daß das Spiel verloren war. Mochte es um einen Apfel oder um eine Heirat gehen, was er einmal befohlen hatte, setzte der alte Coornvelt durch ... Und wie verliebt David auch war, sein glänzendes bewegtes Studentenleben unrühmlich abzubrechen, als ‚eingeheimster' Student zum Gespött seiner Freunde zu werden und statt auf dem Ehrenthron des Richters auf dem Kontorstuhl der väterlichen Weberei sein Leben hinzubringen ... Das hatte er auch für die schönen Augen und die weichen roten Lippen der Anverwandten aus Frankreich nicht übrig ...

„Laßt mich dann noch einmal mit ihr reden," bat er endlich, „damit ich ihr deutlich machen kann, daß es Euer Wille ist und nicht der meinige."

Aber wieder schüttelte der Vater sein schweres Haupt. Nicht ohne Milde schloß er ab: „Leistet mir Euren Schwur und schreibet ihr. Schreibet ihr einen freundlichen und würdigen Brief und bleibt in den nächsten Wochen hier vom Hause weg, denn es würde euch beiden weh tun, wenn ihr euch sobald wieder hier trefft, und laßt Euch ein Ding von mir gesagt sein, Junge, für Euer ganzes zukünftiges Leben: Laßt Euch niemals mit einer Frau auf Auseinandersetzungen ein! Sagt ihr, wie die Sachen stehen, und damit abgetan. Den guten Rat hat mir

mein Vater in meiner Jugend gegeben, und dabei habe ich mich immer wohl befunden, denn sobald wir Männer uns den Frauen zu Auseinandersetzungen in die Hand geben, dann ist es ein für allemal aus mit Ruhe und Frieden."

„Endlich ein Brief für dich!" Miebetje kam, obgleich sie selber etwas Schweres auf dem Herzen zu haben schien, in die Küche gesprungen, wo Saartje sich mit dem Herrichten des jungen Rapunzelsalats beschäftigte, den ihr Vater so gern aß, und den ihm der Doktor als besonderes Stärkungsmittel verschrieben hatte. Zwischen den weiten Falten ihres Rockes suchte sie nach einem mit fünf Siegeln verschlossenen, bedeutungsvoll aussehenden Papier, das Saartjes Namen und Adresse trug.

„Aufrichtig gesagt," rief sie, indem sie, nach Luft schnappend, auf den Küchenstuhl niedersank, „ich hatte mir schon Gedanken gemacht über sein langes Schweigen! Zwar hatte mir Madame Lebrun hoch und teuer geschworen, sie hätte ihn ihm eigenhändig übergeben, aber der Brief konnte ja doch aufgefangen sein, und dann konnte sein Vater im letzten Augenblick euern Plan vereiteln!"

Saartje trocknete ihre zitternden Hände an der blau-weißen Küchenschürze, ehe sie verlangend nach dem eng zusammengefaltenen Papier griff; dann drückte sie gerührt das Schreiben des Geliebten an die Brust. Was galt ihr Miebetjes Unruhe gegen die unerträgliche Spannung, in der sie selber die letzten Tage verbracht hatte, nachdem der bis aufs I-Tüpfel ausgearbeitete Entführungsplan durch die Hilfe und Vermittlung ihrer Base den treuen Sorgen der Madame Lebrun anvertraut war! Unglaublich erschien es ihr in dem gleichmäßigen Schneckengang ihres Tagewerkes, daß sie so etwas Ungeheueres wirklich unternehmen solle, daß wirklich Schlag Mitternacht eine Kutsche an der Ecke der Witte Poort stehen werde, um sie

und Kees van Doeveren nach dem Haag zu bringen, von wo aus sie dann ihren Vater mit der Macht der Tatsachen, aber doch in kindlich-ehrerbietigem Tone brieflich um die Eheerlaubnis beschwören wollte. Wie es dann später werden würde, wenn sie und Kees wieder in der Stadt zurück waren, wo jeder von ihrem Abenteuer wußte, wie sie jemals wieder ihrem eigenen Vater oder dem nicht minder gestrengen alten Herrn van Doeveren werde in die Augen sehen können, daran wagte Saartje noch gar nicht zu denken. Hätte Miebetje es nicht verstanden, ihren mehr als einmal sinkenden Mut mit heftig vorgebrachten Beweisgründen anzuheizen und sie als Opfer eines tyrannischen Vaters zu beklagen, so hätte sie den Entführungsplan wohl schon längst als Unsinn und unausführbar zur Seite gelegt. Aber nun hielt sie den angstvoll herbeigesehnten Brief des Geliebten in den Händen, die ungeheure Wirklichkeit war zum Greifen nahe. Sie las ihren Namen in seiner steifen feierlichen Handschrift, und Tränen entzückter Ergriffenheit traten in ihr Auge.

An die ehrbare Jungfrau Sara Coornvelt,
Auf der Rapenburg beim Glockengäßchen

Sehr geehrte Jungfrau und Freundin!

Maßen ich ein Schreiben Euer Wohledeln durch Vermittlung Eures Fräulein Base Sylvain empfangen und zu meiner sonderlichen Freude Euer Edeln gute Gesundheit daraus vernommen habe, nehme ich mir die Freiheit, an Euer Wohledeln diese Zeilen zu richten.

Obwohl mit blutendem Herzen und tiefdurchdrungen von den schmerzlichsten Prüfungen des menschlichen Herzens, wohlgemerkt denen der Liebe, kann ich mich mit dem durch Euer Wohledeln in Eurem Schreiben dargelegten Plane nicht vereinigen, da die darin vorgeschlagene Tathandlung zu sehr im Streite liegen würde mit meinen Empfindungen von gutem

Anstand und von kindlicher Pflicht. Gewiß hat der durch Euer Wohledeln vorgebrachte Plan vieles Reizende, jedoch schreibe ich es der Jugend und Unerfahrenheit Euer Wohledeln zu, daß Euer Wohledeln sich von den weitgreifenden Folgen seiner Ausführung keine deutliche Vorstellung gemacht haben. Ich stimme Euer Wohledeln darin bei, daß wir bei Durchführung besagten Planes Euer Edeln Herrn Vater zur Erteilung Seiner Edeln Zustimmung zwingen könnten, während ich als volljähriger Sohn tatsächlich beregter Zustimmung meines Herrn Vaters nicht mehr benötige. Aber was würde eintreten, so mein Herr Vater durch meine Handlung in gerechtem und begreiflichem Zorn entbrannt, mir die Zulage entziehen würde, welche ich jetzt durch meine Arbeit in der Fabrik Seiner Edeln verdiene? So daß ich mit Euer Wohledeln als meiner Gattin in Armut und Sorgen mein Leben hinbringen müßte, womit dann zugleich alle Achtung der Menschen für uns verspielt sein und man sicher aller Orten über uns lachen würde?

Ach! Geliebte Freundin! Laßt uns in Demut vereint die Prüfung tragen, welche der Allmächtige HErr auf unsere jugendlichen Häupter gelegt hat. Laßt uns nicht ablassen in Hoffnung und Gebet, daß unsere feurigen Wünsche noch Erhörung finden und Euer Edeln Herr Vater Seiner Edeln Zorn möge mildern und doch noch zustimmen möge, daß Euer Wohledeln mit mir im ehelichen Stande vereinigt werde, um in angenehmer und gottesfürchtiger Pflichterfüllung unsere Tage zusammen zu verbringen. Jedoch laßt uns keinen kindlichen Ungehorsam begehen, wodurch wir unser Seelenheil nicht nur mit dem Zorn unserer Eltern, sondern auch mit dem des Allmächtigen Herrn belasten würden, so daß wir solchermaßen der Hoffnung auf eine Vereinigung in einem besseren und ewigen Leben nach diesem traurigen und beschwerlichen Jammertal verlustig gehen würden.

Somit empfehle ich mich herzlich den Gebeten und Erinnerungen Euer Wohledeln und verbleibe,

Wohledele Jungfrau und hochgeachtete Freundin,

Euer Wohledeln stets gewärtiger Diener

Cornelius van Doeveren

Gegeben in Leiden am 23. des Grasmonats 1842

Es dauerte lange, bis Saartje diese Herzensergießung zu Ende gelesen hatte. Unerträglich spannend lag die Stille über der großen Küche. Dann warf sie das Blatt Miebetje mit einem Lachen zu, das abgerissen wie ein Schrei klang, und schlug mit ihrem Kopf auf die blank gescheuerte Anrichte. „Hundertmal hat der Bursche mir geschworen," rief sie in wildem Tränenausbruch, „er müsse an der Schwindsucht zugrunde gehen, wenn er ohne mich leben müsse! Tausend Eide hat er mir geschworen, daß er allen Gefahren um unserer Liebe willen Trotz bieten wolle!"

Miebetje hatte schnell die feierlichen Sätze überflogen. Sie stand auf und legte den Arm um die hin und her fliegenden Schultern der Freundin. Ein Zug harter verbitterter Entschlossenheit lag auf ihrem Gesicht.

„Sie sind einer wie der andere..." sprach sie endlich in düsterem Prophetenton. „Alle Männer! Die süßen Schmeichelworte, die teuren Eide und heiligen Gelübde gehen ihnen flott von den Lippen, aber im Herzen sind sie sämtlich feige und treulos. Hier!" Mit plötzlichem heftigem Aufschluchzen holte sie aus ihrem Halstuch ein verknülltes rosenfarbenes Briefchen. „Hier kannst du lesen, wie meine Liebe ihr Ende gefunden hat!"

An das Fräulein Miebetje Sylvain

persönlich und zu Händen

Bäschen, o liebes Bäschen, mein Herz blutet und meine Tränen fließen über diese mit bebender Hand geschriebenen

Zeilen. Es muß aus sein mit unsern süßen Heimlichkeiten, mit unserm schönen, aber allzu luftigen Liebestraum. Mein Herr Vater ist hinter alles gekommen. Nutzlos wäre es, Euch die Häufung von Unglücksfällen aufzuzählen, die dazu geführt haben, daß Seine Edeln unser süßes Geheimnis entdeckten. Mein liebes Mädchen, wir müssen uns trennen. Es ist keine Aussicht für uns, in der Ehe vereinigt zu werden, denn mein Herr Vater stellt sich mit seinem Willen gegen solch einen Bund. Nach einer langen und schmerzvollen Unterredung, in der ich vergeblich gekämpft habe, um Seine Edeln zu erweichen und zu anderen Gesinnungen über Euch zu bringen, habe ich mich vor seinem Willen gebeugt, da es die Pflicht der Kinder ist, ihren Eltern gehorsam zu sein. Auch kann ich nichts beginnen ohne geldlichen Zuschuß, um meine Studien zu vollenden und einen meiner würdigen Platz in der Gesellschaft zu erwerben. Lebe wohl, geliebtes Mädchen! Empfanget dieses Schreiben als den letzten Gruß Eures Geliebten, den tiefes Leid ganz gebrochen hat! Werdet glücklich! Findet einen anderen Eurer würdigen Lebensgenossen und vergeßt den waghalsigen Sänger, der Euer Herzlein durch seine Lieder und Euer Blut durch seine Küsse in Aufruhr gebracht hat. Weihe noch eine Träne seinem Gedächtnis und suche ihn dann zu vergessen. Möge der Herr Euch segnen und behüten, Miebetje, und mögen wir, wenn wir uns in späteren Zeiten wiedersehen, einander ohne Schmerz oder Zorn in die Augen schauen können.

Dies hofft und erfleht von ganzem Herzen
Euer dienstfertiger und betrübter Diener
David C. J. Coornvelt

Sie saßen dicht beieinander vor der blank gescheuerten Anrichte unter dem Rapunzelsalat und weinten sich aus, lange und mit einem wohltuenden Tränenstrom über die Treulosigkeit

der Männer und den Schmerz der verlassenen und betrogenen Liebe. Und keine von beiden vergaß, neben dem eigenen Leid auch das der Freundin zu beweinen.

Bis endlich Miebetje sich emporreckte, ihre Tränen an Saartjes blau-weiß gewürfelter Schürze trocknete und mit einem kühnen, aber bis auf die letzte Einzelheit fertigen Plan hervortrat: sie mache sich aus dem Staube, sie wolle im Hause des Tyrannen, der das Glück seiner Kinder mit Füßen trat, keinen Tag länger bleiben, als unbedingt nötig war. Sobald sie aus Paris von ihrem Freund Monsieur Michel Antwort bekäme, wollte sie heimlich das Haus verlassen und irgendwo eine Stellung als Erzieherin antreten. Und was hinderte Saartje, die Reise mitzumachen? Was für ein Glück wartete ihrer denn noch im Elternhause? Von ihrem Geliebten hatte man sie roh losgerissen, und der Vater würde sie genau wie Keejetje zur Ehe mit einem Manne zwingen, den sie nicht ausstehen konnte. Der Ertrag von Miebetjes nächtlichen Arbeitsstunden werde gewiß reichen, um die Reise für beide zu bezahlen, und sobald sie einmal dort unten wären, ließe sich wohl auch für Saartje eine passende Stellung finden. Das wäre doch das schönste, was sie mit ihrem zerbrochenen Lebensglück noch erreichen könnten: daß sie triumphierend an dem steinharten Oheim und Vater Rache nähmen. Die Schalen seines Zornes? Gewiß, aber denen entgingen sie auch jetzt nicht. Hatte er in den letzten Tagen ein gutes Wort zu Saartje gesprochen? Hatte er Miebetje nicht mit dürren Worten vorgehalten, daß sie David durch ihre herausfordernde Gefallsucht zu seiner unüberlegten Narretei verlockt habe? Miebetje fühlte, welchen Eindruck ihre Worte auf Saartje machten. Sie sog sich an ihrem eigenen Plan voll und sah weder Gefahren noch Schwierigkeiten. Saartje hörte mit glühenden Wangen und brennenden Augen zu, wie sie so oft in der gemeinschaftlichen Bettstatt den spannenden und fort-

reißenden Erzählungen der Freundin gelauscht hatte. Auch sie berauschte sich an dem vermessenen Plan, an der Aussicht auf ein Leben, das ungezählte Möglichkeiten barg. Paris sehen dürfen, die erdrückende Fülle seiner Herrlichkeiten, und dann Erzieherin werden auf einem großen hochadligen Schlosse... In wieviel Romanen hatte sie nicht schon gelesen, wie der junge Graf die schöne Erzieherin seiner kleinen Schwester lieben lernte und sie zu seiner Gattin erhob!

Aber im tiefsten Grunde ihres Herzens sprach eine Stimme zu Saartje Coornvelt, sie werde im entscheidenden Augenblick die ungeheure Unternehmung der Flucht aus dem Elternhause doch nicht wagen. Wohl mit Kees... Wäre er nur der vermessene fortreißende Held ihrer Träume gewesen!... Aber mit Miebetje... Mit dem Gedanken an Mutters stillfließende Tränen und an Vaters Zorn, der so lange dauern werde wie sein Leben...

Wie im Traum hörte sie Miebetje sprechen: „Wir müssen am Abend fort und den Nachtkahn nach Utrecht nehmen. Am andern Morgen haben wir dann den Postwagen nach 's Hertogenbosch."

NEUNTES KAPITEL

MIEBETJES HEDSCHRA

Still und blaß, mit dem düster nachdenklichen Blick, den ihr pockengrubiges Gesicht in letzter Zeit angenommen hatte, saß Koosje Coornvelt auf der Fensterbank der Wäschekammer bei einer mühsamen Arbeit, für die aber ihre Finger eine außergewöhnliche Gewandtheit mitbrachten. Es war eine haarfeine Ausschneidearbeit in weißem Papier. Sie hatte die Begabung, Schattenrisse aller Hausgenossen mit merkwürdiger Sicherheit

auszuschneiden. Früher hatte sich Naatje an ihren fiedelnden Musikanten oder den Kutschen mit wild dahertrabenden Rossen erfreuen können und der Schwester bei der emsigen Arbeit zugeschaut. In neuester Zeit aber hatte Koosje diese Art von Darstellungen als zu weltlich und zu leichtsinnig aufgegeben und schnitt mit der geduldigen Sorgfalt unzähliger Stunden Geschichten aus der Bibel aus.

Am anderen Fenster saß Miebetje Sylvain und strickte Strümpfe, während Saartje, unterdrückte Tränen in den Augen, ihr Haupt über das Plättbrett beugte.

Draußen blühte der Frühling mit verschwenderischem Übermut, durch das offene Fenster drang die Stimme geschwätziger Stare und das zärtliche Gurren der Tauben ins Zimmer und unten zwischen den sauber eingefaßten Beeten setzte Vater Coornvelt langsam einen Fuß vor den andern. Auf einen Stock gestützt, trug er einen grünen Mantelkragen über seinem Hausrock und unter dem hohen Seidenhut einen dicken Ohrenschützer aus roter Wolle. Immer wieder durchdrang der laute, fast zornig kratzende Ton seines Hustens die wohlige frohe Lenzesluft. Und jedesmal biß bei diesem Geräusch Saartje die blassen Lippen aufeinander, während Miebetje mit einem Blick, in dem alle ihre heimlich geweinten Tränen lagen, auf die große schwere Gestalt hinabsah.

Mit einem Ruck wurde die Tür der Wäschekammer aufgestoßen, und Keejetje stürzte keuchend, die Hand in die schmerzende Seite stützend, herein. Sie fuhr auf, als sie die drei erschrocken ihr zugewandten Gesichter sah; offenbar hatte sie geglaubt, das Zimmer verlassen zu finden, und machte Anstalten, wieder davonzufliegen. Dann aber brach sie doch auf dem ersten besten Stuhl nieder, über einem Haufen von Tüchern, die sie am selben Morgen noch aufgefaltet hatte, und stieß mit dem Kopf auf den schweren Mangelgriff. Ihr fast laut-

loses Schluchzen, das von einem quälenden Hin- und Herstoßen ihres zarten Körpers begleitet war, ließ in seiner rettungslosen Bitternis die beiden anderen Mädchen einen Augenblick alles eigene Leid vergessen.

Saartje, Koosje und Miebetje sahen einander verständnisvoll an. Es war ja die Besuchstunde des jungen Doktors. Erst gestern war er mit Vater im Garten auf und ab gegangen und hatte anscheinend heftig und dringend auf ihn eingeredet... Doktor Wijsman ließ in seiner Verliebtheit nicht nach, obschon Keejetje ihm deutlich genug gezeigt hatte, daß sie von seinen Blutegeln und Operationserzählungen alles andere als entzückt war.

Endlich legte Koosje ihr halbfertiges Kunstwerk aus der Hand und begann leise, warm und echt — denn trotz aller Meinungsverschiedenheiten und Sticheleien hingen die beiden sehr aneinander — auf die schluchzende Schwester einzureden. Mit einemmal brach Keejetje, die sonst so Beherrschte, in willenlose Heftigkeit aus, strich ihre Locken aus dem Gesicht und ließ ihre Augen verzweiflungsvoll durch das Zimmer irren. „Was soll ich nur tun!" rief sie, die Hände eng ineinander verkrampft. „Ich will meinem Vater keinen Schmerz bereiten! Er hat schon so viel mit seinen Kindern auszustehen gehabt... ich weiß, daß mein Vater das Allerbeste mit mir vorhat... und ich kann es nicht, ich kann es nicht! Ich habe mir fest vorgenommen, wenn Wijsman jetzt kommt, ihm mein Jawort zu geben... natürlich rechnet er darauf... er glaubt ganz wie Vater, daß es nur eine Mädchenlaune ist, was mich so lang zögern ließ... Wenn ich ihn dann wieder sehe, wenn er so laut und lachend von den abgeschnittenen Armen und Beinen erzählt, von den armen Kaninchen, die er lebend aufschneidet, dann habe ich ein Gefühl, daß ich lieber ins Wasser gehen möchte..."

„Keejetje!!!" Drei Frauenstimmen erklangen in gellendem Schrecken. Als ob der Schrei sie wieder zu sich gebracht hätte, schaute sie wieder auf und sah eine nach der anderen mit großen wilden Augen an. „Ihr versteht das ja nicht," flüsterte sie geheimnisvoll, „ich allein weiß es, ich muß ja immer dicht bei ihm sein und ihm beim Ansetzen der Blutegel helfen... Er riecht nach Blut und nach Leichen, seine Kleider und seine Hände... seine Hände sind so groß und so rot..."

Saartje verbarg ihr Gesicht in den Händen. Aber jetzt sprang Miebetjes Wollknäuel über die Fußbodenplanken und Miebetje selbst rüttelte das schluchzende Mädchen hin und her, als müßte sie es aus einem schweren Traum wecken.

„Du wirst ihn ganz einfach nicht heiraten, wenn du solch einen Abscheu vor ihm hast!" fuhr sie heraus. „Heiraten... mach' es dir doch nur klar! Heiraten heißt, das ganze Leben zusammen verbringen... einem Menschen mit Leib und Seele gehören! Du machst ja auch ihn unglücklich! Du kannst doch nicht dein ganzes Leben aufopfern, um deinem Vater einen Gefallen zu tun!"

Keejetje blickte auf und schaute mit großen leeren Augen umher. Aber jetzt reckte Koosje ihre schmale Gestalt in die Höhe und stieß das Bäschen mit heftiger Gebärde zur Seite. „Höre nicht auf sie!" rief sie in fanatischem Befehlston. „Ihr Herz hängt an der Lust dieser Welt, sie weiß nicht, welche Seligkeit es gibt, das Fleisch zu kreuzigen zum Heil der Seele. Hat der Herr nicht gesagt: Wer sein Leben gewinnen will, der muß es dahingeben?"

„Du bist nicht unseres Vaters Tochter," wandte sich Keejetje zu der fremden Verwandten, als müßte sie sich verteidigen. „Du hast schon lange keinen Vater mehr, du weißt nicht, wie furchtbar es ist, sich gegen den Willen eines Vaters zu empören! Du weißt auch nicht, was es auf sich hat, wenn man sechsund-

zwanzig Jahre ist... Ein Mädchen muß doch heiraten, das ist unsere Bestimmung. Wenn ich Willem nicht nehme, werde ich bestimmt eine alte Jungfer und falle meinem Vater zur Last."

„Dann komm aber nicht hierher und beklage dich," fuhr Saartje jetzt empört heraus. „Und rede dir selber nicht ein, daß du dein Jawort gibst, um Vater und Gott wohlgefällig zu sein — denn dann tust du es nur, damit du keine alte Jungfer zu werden brauchst. Ach, es ist ein Unglück, wenn man als Frau auf die Welt kommt! Keinen eigenen Willen darf man haben und mit seinem eigenen Leben nicht tun, was einem gefällt!"

„Als ob nicht jeder Mensch ein Werkzeug in Gottes Hand wäre!" widersprach Koosje entrüstet. „Als ob wir auf die Welt gekommen wären, um nur unserer Freude und unserem Glück nachzujagen!"

Sie holte ihre Ausschneidearbeit vom Fenster und legte sie vorsichtig vor der stillweinenden Schwester hin.

„Das habe ich für dich gearbeitet," rief sie, „es ist zwar noch nicht ganz fertig, aber du kannst es doch schon deutlich erkennen. Es ist Jephthas Tochter." Ein spottendes Räuspern erklang von der anderen Fensterecke, wo Miebetje wieder über ihrem Strumpf saß. Keejetje aber betrachtete die ängstlich feine Arbeit mit tiefer Rührung. Nach und nach verschwand aus ihren Augen das irre Feuer der Auflehnung und über ihr blasses Gesicht legte sich ein Zug stiller Ergebung. In der Haltung ihres schlanken Halses und der leicht vorgeneigten Schultern zeichnete sich demütige Bereitschaft, die schönste Frauentugend ab. Miebetje sah das Wunder dieser Veränderung und fühlte zum erstenmal die gewaltige Kraft des harten zwingenden Glaubens, den sie selber niemals hatte verstehen können.

Ein Schlag fuhr durch Keejetjes Körper. Unten im Garten krachten die Muscheln unter einem flotten männlichen Schritt. Die laute Stimme des jungen Arztes begrüßte ihren Vater, und einen Augenblick später ließ der alte Coornvelt Keejetjes Namen zu dem offenen Fenster emporschallen.

„Komm!" Koosje half ihrer Schwester beim Aufstehen. „Ich gehe mit dir."

Miebetje und Saartje standen zusammen am Fenster, klopfenden Herzens warteten sie, bis sie sahen, wie Keejetje in den Garten kam und, den Kopf mit den Röhrenlocken tief neigend, dem jungen Doktor, der in froher Begehrlichkeit auflachte, die Hand gab. Und dann sahen sie die feierliche Gebärde, mit der der alte Coornvelt, himmelwärts blickend, dem jungen Paar seinen Segen gab.

Saartje flog an Miebetjes Hals und weinte herzbrechend über ihre eigene hoffnungslose Liebe, über Keejetjes Aufopferung und über alle Liebesschmerzen, die in der Welt gelitten werden.

Miebetje aber riß sich los, holte das Tintenfaß mit der Gänsefeder und trug es zum Mangelbrett, wo das papierne Kunstwerk lag, und unter Koosjes mühsame Arbeit schrieb sie mit Buchstaben, denen ihr Zorn eine böse krähenfüßige Form gab: „Am vierten des Maimonats im Jahre 1842 hat Keejetje Coornvelt gleich Jephthas Tochter sich selber dem Willen ihres Vaters zum Opfer gebracht."

War es wirklich das letztemal? Mit klopfendem Herzen und einem unbekannten Gefühl des Zitterns in ihren Knien betrat an einem grauen Herbsttage Miebetje das kleine Modegeschäft im Maarsmangäßchen. Zum letztenmal wollte sie heute Madame Lebrun ihre Blumen und Kränze bringen. In der vorigen Woche war nach vier langen und bangen Monaten des Wartens unter der Deckadresse der Modistin die Antwort des guten

Monsieur Michel eingelangt. Wirklich hatte der Schuldirektor bei einer Familie auf dem Lande eine Erzieherinnenstelle für Miebetje ausfindig gemacht, die ihm wohlweislich weder geschrieben hatte, daß sie gegen den Willen ihres Oheims und Vormunds nach Frankreich zurückkehrte, noch daß sie die lange Reise ohne die für eine junge Dame als unentbehrlich geltende Begleitung auszuführen beabsichtigte. Wenn sie nur erst einmal aus dem Lande weg war, das sie von Grund ihres Herzens hassen gelernt hatte, wenn sie erst wieder die Luft ihres geliebten Paris atmete, dann würde sie alles wohl wieder zum Guten herumreden können. Ein Franzose, auch wenn er der bejahrte und gestrenge Leiter einer Erziehungsanstalt war, werde gewiß der von Tränen und Seufzern wirksam unterstützten Beichte einer Frau Glauben schenken.

Als Miebetje den Laden betrat, wies die Geschäftsinhaberin sie in ein kleines niedriges Dachzimmer, wo sie ihr allerhand Arbeit, Blumen und Kränze, die auf Hüte und Mützen zu nähen waren, bereitgelegt hatte. Da das Zimmer schon im nachmittäglichen Dunkel lag, setzte sich das junge Mädchen so nahe wie möglich an das Fenster. Daß irgend jemand sie dort oben von der Straße aus sehen könnte, fürchtete sie nicht, da wohl kaum einer von den wenigen Besuchern des schmalen Gäßchens zu einem so unansehnlichen Dachfenster aufblicken würde. Indessen war sie gerade mit einem langen Zweig von seidenen Stiefmütterchen beschäftigt, die sie zwischen den verschlungenen grünen Bändern einer Mütze hindurchwinden mußte, als sie erst fast unmerklich, dann immer deutlicher in ihrem Nachsinnen, ob die mit soviel Mühe zusammengesparten Reichstaler und Schillinge wirklich für Schiffahrt und Post, Mahlzeiten und Trinkgelder reichen würden, durch das unangenehme Gefühl gestört wurde, sie tue ihre Arbeit nicht wie sonst in sicherer Unbelauschtheit. Irgendwoher — sie

ließ es sich nicht ausreden — waren die Blitze eines Spions auf sie gerichtet.

Vorsichtig spähte sie auf die fast menschenleere Straße. Keiner der wenigen Vorübergehenden schaute zu ihrem Fenster auf. Der rauhe Herbstwind gab denen, die auf der Straße waren, guten Grund, Augen und Nase in den Mantelkragen zu stecken. Sie zwang sich, nur an ihre Arbeit zu denken, aber wenige Minuten später hatte sie die untrügliche Empfindung, daß ein scharfer Blick auf sie gerichtet sei. Wieder schaute sie hinaus, und nun glaubte sie zu bemerken, daß hinter den eng und schwarz eingefaßten kleinen Scheibenfenstern im Oberstock der gegenüberliegenden Wollhandlung von Peeters ein blasses Gesicht sie anstarrte! In heftigem Schrecken raffte sie ihre Arbeit zusammen und flüchtete hinunter zu Madame in das kleine Hinterzimmer des Ladens. Die Modistin zerstreute lachend ihre Besorgnisse. Der alte Peeters war dermaßen kurzsichtig, daß er seine eigene Frau nicht herausfand, wenn sie eine Elle weit vor ihm stand; sicher sähe das junge Fräulein, spottete sie, aus Gewissensangst Gespenster. Das vielsagende Lächeln, das die beruhigenden Worte der Matrone begleitete, jagte dem Mädchen das Blut in die Wangen. Mit einem heftigen Redestrom versicherte sie der Vertrauten, daß es sich um alles andere handele als um eine heimliche Liebschaft, sie müsse nur deshalb Geld verdienen, weil sie dem Haus ihres Oheims entfliehen wolle, und weder von Männern noch von der Liebe wolle sie nach allem, was sie an Heuchelei, Feigheit und Wankelmut des stärkeren Geschlechts bereits kennengelernt habe, noch irgend etwas wissen ...

Es war am Abend desselben Tages. Onkel und Tante waren zur Bibelstunde gegangen, und Miebetje saß wieder auf der Fensterbank des Gartenzimmers bei ihrer gewohnten Beschäftigung des Silberputzens, als sie ein leises Pochen am

Fenster hörte, ein wohlbekanntes Geräusch, das zugleich lähmenden Schrecken und eine unsinnige Hoffnung durch ihr Herz jagte. Wie lange war es nicht her, daß David an lauen dämmerigen Frühlingsabenden vor demselben Fenster gestanden hatte, so dicht bei ihr, daß sie die seidige Weichheit seiner Stirnlocke an ihrer Wange fühlte! Daß er ihr seine Liebeslieder vorgesungen hatte, die sie in ihrer törichten Unerfahrenheit für Brief und Siegel annahm...!

Aber David war ja weit weg, er mußte in Utrecht für sein Doktorexamen arbeiten und hatte gewiß schon längst sich bei einer anderen Liebelei getröstet. Es konnte nur Nicolaas sein, der da geklopft hatte. Sie hatte ihn ja auch erst eben mit seiner Laterne durch den Garten nach der Fabrik zugehen sehen. Bei der kalten Witterung schob sie lieber das Fenster nicht hoch. Sie nahm den Leuchter vom Tisch und schloß die bereits verriegelte Gartenpforte auf. Schon wollte sie nach einem kurzen ‚Guten Abend' wieder zu ihrer Arbeit, als sie einen plötzlichen Griff an ihrem Arme fühlte und ein scharfes, diesmal merkwürdig befehlendes „Ich muß mit Euch sprechen" aus dem Munde des Verkrüppelten vernahm. Verstimmt über das Gebieterische dieses Tones wandte sie sich kurz angebunden von ihm ab: „Ich habe keine Zeit, ich habe mit dem Silber zu tun und muß Koosje nachher noch mit dem Preßkopf helfen." „Ich muß mit Euch sprechen," wiederholte er unbeirrt, und mit der gleichen Befehlsgebärde rückte er einen Stuhl von der Wand und schob ihn an den Tisch. Beim Schimmer der Kerze, die er ihr aus der Hand nahm und vor ihr niedersetzte, entdeckte sie seltsame Zuckungen in seinem scharf geschnittenen, blassen Gesicht und trotz der befehlshaberischen Sicherheit eine scheue Unruhe in seinen Augen.

Während sie sich auf den angewiesenen Stuhl setzte und, ihr Gesicht hinter den Locken verbergend, mit ihrem Ärmelbesatz

spielte, blieb er starr vor ihr stehen. „Was habt Ihr jeden Donnerstag in dem Modegeschäft bei Madame Lebrun zu schaffen?" überrumpelte er sie, wobei er seine kranken Augen so nahe wie möglich an ihr Gesicht brachte, und sie, mehr noch über diese gewollte Berührung als über seine Worte bestürzt, so weit, wie sie nur konnte, zurückwich.

„Ich weiß, Ihr geht jede Woche immer, wenn Katechismusstunde ist, in den Laden, aus dem Haus von Peeters habe ich es gesehen!" Sie sah das triumphierende Aufleuchten, das durch seine ganze Gestalt ging, mit dem er ihre unwillkürliche Schreckensgebärde verzeichnete und sich an seiner Übermacht weidete, der Übermacht des Mannes über die schwache und, wie er glaubte, in Sünden betroffene Frau ... „Leugnen hilft nichts, ich will wissen, mit welchem Liebhaber Ihr Euch da trefft?"

Aber jetzt lachte sie hell auf, und nun hatte sie ihre wilde Freude daran, wie er vor diesem Lachen ineinanderkroch ... Jetzt trat es in ihr Gehirn, was sie immer noch aus ihren Gedanken weggedrängt hatte: Dieser verunglückte Mann, der sich etwas auf seine Frauenverachtung zugute tat, war ja verliebt in sie, verlangte begehrlich nach ihr ... Er nicht anders als Hendrik und David ... Seine ganze Empörung über ihre Sünde, sein Drängen, daß sie gestehen solle, war nichts, gar nichts anderes als plumpe Eifersucht. Ihre rote leichtgespitzte Oberlippe ließ die kleinen scharfen Zähne sehen. „Als ob ich noch etwas von einem Liebhaber wissen wollte!" sagte sie hochfahrend, „als ob ich noch irgendwann etwas mit Männern zu tun haben möchte — ich weiß, was für elende Gaukler und Betrüger sie sind!"

Er suchte nach einer Antwort. Sie sah, wie unter dem grünen Schirm, den er eifrig tief in die Stirn schob, die kränklichen Augen unruhig hin und her flatterten.

„Ich habe Euch vor David gewarnt," sagte er, schon wieder in die Verteidigungsstellung gedrängt, „aber darum sind doch nicht alle Männer treulos und unbeständig ... Miebetje!"

Mit scheuem Tasten legte er die Hand auf ihre Schulter. Wieder fühlte sie seine Nähe wie etwas Unerträgliches, wie eine unentrinnbare Gefahr, wieder wußte sie, daß jetzt Worte auf seinen Lippen brannten, Worte von heißer Liebe und Verlangen, die sie nicht hören konnte ... sie hatte ja die Liebe und die Männer hassen gelernt! Lächerlich mußten die Worte aus seinem Munde klingen, weil er häßlich und geringfügig war, verfehlt in seinem ganzen Bau, einer, in den niemals sich ein Mädchen verlieben würde ...

Als einziger Ausweg blieb die Wahrheit, die sagte sie in atemloser Hast, um seiner Liebeserklärung zuvorzukommen. „Ich gehe zur Lebrun, weil ich dort Geld verdiene mit Blumen, die ich mache, mit Mützen, die ich aufputze, und das Geld habe ich nötig, um nach Frankreich zurückzureisen. Ich will nicht länger das Gnadenbrot Eures Vaters essen, und ich will keine alte vertrocknete Küchenschürze werden wie Pietje ... Ich will frei sein und mir selber mein Brot verdienen. Ich bin nun einmal kein gefügiger Mensch wie Eure Schwestern, ich will nach Paris und da in Stellung gehen."

Sie sah, wie ihr Geständnis ihn völlig umwarf. Schweißtropfen sammelten sich auf seinem blassen Gesicht, hilflos kratzten seine zitternden Finger an dem grünen Augenschirm. Erst nach langer spannungsvoller Stille fand er mühsame abgehackte Worte, wobei er mit zerfahrenen Bewegungen sie am Ärmel ergriff, als wolle sie ihm im selben Augenblick davonlaufen. „Ihr wißt nicht, was Ihr wollt! Was weiß denn eine unerfahrene junge Frau von der Schlechtigkeit der Welt? Ihr könnt Euch ja gar nicht vorstellen, was Euch alles zustoßen muß, wenn Ihr es wirklich versuchen wollt, als schwaches

Mädchen ... ohne jeden Schutz und Schirm, und noch dazu da unten in dem Land voll Sünden ..."

„Glaubt Ihr wirklich," wies sie ihn mit hartem Lachen ab, „daß die Menschen dort soviel schlechter und sündhafter sind? Ich habe hinter das brave glatte Gesicht Eures Bruders Hendrik schauen können, ich weiß jetzt, wie es mit seiner Tugend steht! Ich habe die Schlechtigkeit der Welt kennengelernt, ich habe mehr Erfahrung, als Ihr denkt, Klaas!"

„Geh nicht fort! Bleib hier, ich flehe dich an!"

Ehe sie ihn hindern konnte, kniete er vor ihr nieder, wieder verließ ihn, wie bei jedem Zusammensein mit einer Frau, sein ganzes Selbstvertrauen. Wie mit Nadeln gepeinigt durch das Bewußtsein seiner Häßlichkeit, umklammerte er ihre Knie und verbarg sein schmerzverzogenes Gesicht in ihrem Schoß. „Wenn du nicht im Haus meines Vaters bleiben willst, dann heirate mich doch! Ich will dich nicht quälen, will nicht herabsehen auf dich, ich will dir dienen, du sollst meine Königin sein! Sag' mir, daß du es tun willst, sag' mir, daß du den unsinnigen Plan fahren läßt!"

Das Mädchen kreuzte die Hände über der Brust; in krampfhaftem Widerstand wollte sie sich selber hindern, sie nach dem bleichen Gesicht auszustrecken, das sich jetzt tränenübergossen zu ihr erhob. Mit bezwingender Kraft hatte er ein lockendes Bild vor ihr entworfen: Sie als Herrin, und er, der hochmütige Frauenhasser, als Sklave zu ihren Füßen! Mitleid zog sie fast zu seiner Häßlichkeit hin, der Opfergang Keejetjes schwebte ihr vor Augen und zugleich in einem trüben Wirrsal der Wahrnehmungen der lockende Sieg ihrer Frauenmacht.

Aber jetzt flammte die Kerze höher auf, und mit einem Schlage sah sie in abschreckender Deutlichkeit, was sie einen Augenblick vergessen hatte, seine krummen Schultern, seine kranken rötlichen Augen ... Mit schmerzender Greifbarkeit

erblickte sie sich selbst in der Pein der Liebkosungen, die sie als Königin seines Herzens und als seine Frau über sich ergehen lassen mußte. Mit schlafwandlerischer Sicherheit kamen die Worte, die sie selbst tief ergriffen, von ihren Lippen: „Ich werde mich nie verheiraten, ich will und kann mich keinem Manne auf der Welt unterwerfen, nicht Euch, Klaas, und keinem andern. Steht auf," schnitt sie fast im Befehlston jede weitere Erwiderung ab, „es wäre Euch doch selber nicht lieb, wenn eine von Euren Schwestern Euch so fände."

Mit dem Bewußtsein, sich ganz und gar lächerlich gemacht zu haben, mischte sich bei ihm, während er sich mühsam aufrichtete, mehr und mehr beherrschend, ein anderes Gefühl: unersättlicher Haß gegen die Frau, der er sein armseliges bißchen Stolz geopfert hatte, und die falsch und heuchlerisch war wie die andern.

„Ihr werdet nicht von hier weggehen!" schrie er in einem Wutausbruch. „Ich erzähle sofort meinem Vater Euren ganzen Anschlag..."

„Das tut Ihr nicht!" Auch sie war aufgestanden, und jetzt war sie es, die ihn am Arm ergriff und drohend ihr Gesicht dem seinen näherte: „Wenn Ihr das tut, dann verachte ich Euch mein Leben lang als einen elenden Spion..."

Jetzt aber lachte er höhnisch über ihr Aufbrausen. „Gefäß der List und des Betruges, eine wie die andere," rief er gallenbitter.

Mit krampfhaft geballten Fäusten brachte er es fertig, an sich zu halten und mit ruhig spöttischem Lächeln zuzusehen, wie sie ihr Silberzeug zusammensuchte und, mit den weiten Röcken die Wand entlang streifend, aus dem Zimmer schlüpfte.

Sie soll nicht aus dem Hause kommen, nahm er sich in aufflammender Wut vor, sie soll sehen, daß ein Mädchen keinen eigenen Willen haben darf. Was für ein Beispiel gäbe das auch

für Saartje und Keejetje ... und für alle andern!" Er trat vor den Wandspiegel, strich sich die in Unordnung geratenen Haare aus dem Gesicht, richtete den Augenschirm und legte sich die Worte zurecht, in denen er den Vater, sobald er von der Kirche zurückkam, von Miebetjes verbrecherischem Plan unterrichten wollte.

Aber noch bevor der alte Coornvelt, im Herzen erwärmt durch die erhebende Ansprache seines verehrten Freundes Pastor Dermout, den glänzend polierten Schlüssel im Schloß herumdrehte, hatte Marie Elisabeth Sylvain das Haus verlassen. Sofort, wie sie Saartje von der qualvollen Unterredung, die sie mit Nicolaas gehabt hatte, berichtete, war die Freundin und Base ihr ins Wort gefallen: „Der sagt es sogleich Vater weiter; mich hat er ja auch verraten!" Eine fieberhafte Angst vor dem Gewaltigen, den nach solcher Enthüllung kein Flehen mehr würde erweichen können — der Macht genug hatte, in seinem Kreise jedes Lebensschicksal nach seinem Willen umzubiegen, jagte sie. Mit hastigen Händen packte sie das Allernotwendigste in ihre leinene Reisetasche und die zusammengesparten Münzen in das samtene Täschchen, das sie mit dem Medaillon ihrer Mutter und Davids Abschiedsbrief auf der Brust trug. Saartje half ihr, durch die Hintertür hinauszukommen. Es war gerade noch Zeit, an der Utrechtschen Überfahrt den Nachtkahn nach Alphen zu erreichen.

Mit ihrer Reisetasche in der einen und einer ihrer großen Hutschachteln in der anderen Hand stand das Mädchen, keuchend vor Aufregung und Angst, in dem kleinen menschenleeren Gäßchen. Sie hörte, wie Saartje von drinnen den verrosteten Riegel wieder ins Schloß legte, wie die leisen Schritte des Mädchens sich auf dem mit Muscheln bestreuten Wege entfernten und wie die Tür des Gartenzimmers mit dem Geräusch, das sie so gut kannte, zufiel. Sie ging die Gasse zu

Ende und stand jetzt auf der dunklen Rapenburg unter den in der Herbstluft frostig raschelnden Bäumen. Nun mußte sie noch an der Vorderseite des Hauses vorbei. Das stand schweigend da, feindlich in sich selbst abgeschlossen. Mit vorgelegten Verblendfenstern, als wolle es das Mädchen nicht kennen, als habe es sich niemals für sie geöffnet.

Sie bemühte sich, das unermeßliche Glücksgefühl in die Hand zu bekommen: Daß sie frei war, daß das Schwierigste, die Flucht aus dem Hause, ohne die geringste Störung gelungen war und sie in einer halben Stunde auf dem rettenden Schiff sein werde. Aber sie empfand keine Freude... Ein seltsames Traumgefühl lag auf ihr, als ob das Haus in ihrem Rücken mit seinen stillen geschlossenen Augen sie verfolge. Sie ging soweit möglich auf der Rapenburg dicht am Wasser, um das Licht der über die Straße gespannten Laternen zu vermeiden, und schlug jetzt eine stille Seitenstraße ein, die sie nach der abgelegenen Utrechter Überfahrt bringen sollte.

Sie zog ihren Schal enger zusammen. Wenn sie nur erst auf dem Kahn war, dachte sie fröstelnd, wenn der Schiffer den mächtigen Hebebaum erst gegen die Brustwehr gestoßen hatte... dann würde wohl das abscheuliche Angstgefühl wie ein schlechter Mantel von ihr abfallen, dann würde sie erst in jauchzender Sicherheit ihrer so lange in Träumen ausgemalten Freiheit innewerden. Und doch ertappte sie sich darauf, daß immer wieder törichte Tränen in ihre Augen drangen, daß sie nicht aufhören konnte, an das Haus zu denken, das sie wie eine Diebin verließ... Das Haus, das ihr doch so verhaßt war und zu dem jetzt mit einer seltsamen magnetischen Kraft ihre Gedanken hingezogen wurden. An Keejetje dachte sie, die immer so voll lieber zarter Aufmerksamkeit für sie gewesen war und der sie nicht einmal den Abschiedskuß hatte geben können, an Saartje, die schluchzend an ihrem Hals gehangen hatte, die so

gern mit hinaus gewollt hätte in die goldene Freiheit, aber den Mut nun einmal nicht aufbrachte, und die gewiß heute nacht in dem großen einsamen Bette bitterlich weinen würde. Auch an ihr Vögelchen dachte sie — sie hatte es nicht mitnehmen können, doch wollte ja Saartje treulich für das Tierlein sorgen.

Immer schneller flossen die warmen schwachen Tränen über ihr frostkaltes Gesicht — und sie hatte nicht einmal eine Hand frei, sie zu trocknen.

Als sie, außer Atem vor Hast, die Abfahrtstelle erreichte, merkte sie, daß es noch viel zu früh war. Gerade legte der Kahn aus Utrecht an. Über die Laufbrücke kamen die Reisenden aus Alphen und den Dörfern am Rhein, meist Bauern, die zum morgigen Markttag in die Stadt kamen. In peinigender Unruhe erwog sie, daß es ganz gut noch eine Stunde dauern könne, ehe das Schiff gedreht und für die neue Fahrt befrachtet sein würde. Sie trat also zur Seite, um den dünnen Strom der Reisenden vorbeizulassen. Dicht neben dem Platz, wo sie stand, brannte eine Öllampe auf einem Pfahl und beleuchtete die mürrisch vor sich hinblickenden und fröstelnd davoneilenden Menschen, die sich aus der schützenden Kajüte in die kalte Herbstnacht hinausgetrieben sahen.

Auf einmal aber fiel ein großer Schatten über sie. Mit lähmendem Schrecken hörte sie eine erstaunte Stimme, die ihren Namen rief: „Seid Ihr das? Was habt Ihr hier zu schaffen, Miebetje?"

Noch ehe sie den Mut aufbrachte, das ihr zugewandte Gesicht anzusehen, war ihr klar, wer die Worte sprach, wessen Hand sich schwer auf ihren Arm legte. An der salbungsvoll feierlichen Stimme erkannte sie ihren Vetter Hendrik, den neugebackenen Pfarrer, in stattlich feierlichem Aufzug mit seinem schwarzen Spitzhut und der hochgeschlungenen weißen Halsbinde.

Wilde Empörung stieg ihr bis an den Hals: Sah sie in ihm doch die Ursache, den bösen Geist all des Übels, das sie im Hause ihres Onkels hatte durchmachen müssen! Wie kam er nur hierher und trat ihr in den Weg, im letzten Augenblick, der sie noch von ihrer Freiheit trennte! Dann stieg es in ihr auf: Seine Pfarre lag ja in der Gegend von Alphen, und daß er an einem dieser Tage die Fahrt nach Hause machte, war nur zu natürlich. Hatte man doch im Hause Coornvelt in den letzten Wochen allerhand geheimnisvolle und hoffnungsfrohe Andeutungen gehört, daß etwas zwischen dem neuernannten Seelsorger und Fräulein Dermout, der ältesten Tochter des gefeierten Professors und Kanzelredners, im Gange sei. Vielleicht handelte es sich schon um den feierlichen Verlobungsbesuch des strebsamen Verwandten!

„Wie kommt Ihr hierher? Ihr geht doch nicht etwa auf Reisen? Jetzt mitten in der Nacht und ohne Begleitung?" Wo sollte sie in diesem Augenblick eine Ausrede, eine Lüge hernehmen? Der Überfall war vollständig geglückt.

Forschend blickte der junge Gottesdiener um sich. Um Gottes willen durfte niemand Bekanntes ihn an diesem Orte mit einem Mädchen sprechen sehen, das ganz auf eigene Faust und noch dazu mit dem Nachtkahn auf die Reise gehen wollte! Jetzt erst wurde es ihm klar, daß man bestimmt zu Hause von Miebetjes nächtlichem Ausflug nichts wußte, denn wenn sie mit seines Vaters Erlaubnis den Kahn betrat, hätte natürlich einer der männlichen Hausbewohner sie auf dem Weg begleitet.

In ängstlicher Sorge um Wohlanstand und seinen guten Namen zog er sie aus dem Lichtkreis der Laterne. Befehlender und schroffer als bisher untersuchte er: „Wie kommt Ihr hierher? Seit wann schickt es sich für eine junge Dame, in nachtschlafender Zeit allein herumzustreifen?" Doch der richterliche Befehlston klang wie eine Nachahmung des alten Coorn-

velt. Plötzlich fand die Angeklagte mit der steigenden Wut auch die Kraft fester Entschlossenheit wieder. Sollte jetzt, nachdem fast alle Hindernisse genommen waren, ihr Plan an diesem fragwürdigen Diener am Wort scheitern?

Sie rang ihre Hand frei. „Ich brauche Euch keine Auskunft zu geben, Vetter," sprach sie in absichtsvoll überlegenem Ton. „Ihr seht, ich wünsche auf Reisen zu gehen und es ist Zeit, daß ich mich an Bord begebe."

Erneut und noch fester umklammerte er ihren Arm. „Ihr seid weggelaufen, Ihr seid heimlich hier, wer weiß mit welcher Absicht!" Schon ergriff seine andere Hand die Reisetasche, die sie krampfhaft umklammerte. „Jetzt geht Ihr mit mir!" herrschte er. „Gewiß sind sie zu Hause schon in Sorge und Aufregung über Euch. Erst neulich hat mein Vater sich bitter bei mir über Euer leichtsinniges und störrisches Wesen beklagt. Das ist Euer Dank für alle erwiesenen Wohltaten!"

Aber nun straffte sich der zarte Körper, den er mit dem Hammer seines Wortes und dem Druck seiner Hand fortzustoßen suchte, zu schnellendem Stahl. Sie hob sich auf den Zehen und schaute dicht und unverwandt in sein strenges Zornesantlitz. Sie ergriff das einzige Verzweiflungsmittel, das ihr, der schwachen Frau, über den starken Seelenbezwinger Macht gab: „Wenn du mich nicht gehen läßt, wenn du wagst, mich zu zwingen! Hast du vergessen, was ich dir damals gesagt habe? Wenn du mich heute zwingst, mit dir nach Hause zu gehen, dann wissen sie's morgen alle: dein Vater, deine Mutter und die gottselige junge Dame, mit der du dich verloben willst... Dann erzähle ich es haarklein der ganzen Stadt, was damals in der Mondnacht auf deinem Zimmer geschehen ist..."

In der Stille, die ihren heiser geflüsterten Worten folgte, hörte sie, wie sein Atem heftig hin und her ging. Das Geräusch

wechselte ab mit dem dumpfen geheimnisvollen Anschlagen des Wassers gegen das Schiff. Und dann fühlte sie, in der würgenden Spannung ihres Lebenskampfes, wie der Griff, der ihre Hand umklammerte, nachließ. Als sie endlich ihre Augen wieder aufzuschlagen wagte, sah sie, wie er auf sie niederblickte in einer Mischung von Angst und Verachtung, die sie noch nie in den Augen eines Mannes gesehen hatte. Und jetzt sagte er ein Wort, das aus der Tiefe seines Herzens kam, während seine Augen sich in finsterer Wut in die ihrigen bohrten: „Satan!..."

Jetzt erst, als er sie losließ und mit hastigen, aber großen und würdevollen Schritten der Stadt zuschritt, hörte sie ihr eigenes, zugleich aufjauchzendes und gallenbitteres Lachen.

Aber als eine Viertelstunde später das Schiff abstieß und geräuschlos durch das schwarze Wasser dahinglitt, als sie auf dem Vorderdeck stand und die Lichter zu beiden Seiten des Kanals langsam zurückweichen sah, klang immer noch das schneidend scharfe Wort in ihr nach. Mit einem Heimweh, das sie nicht gerufen hatte, das sie vergebens wegdrängte, dachte sie an das Haus, das sie so unfreundlich verlassen hatte, an das abendliche Zimmer mit den stillen Frauengesichtern rings um die spiegelglatte Tischplatte unter dem goldleuchtenden ruhigen Schein der Lampe... Sie glaubte den Duft des Zimmers zu spüren, den Duft von Menschen, Tabak und ausgegangenen Kohlen, sie hörte, wie Koosjes Nadel sich durch den groben Stoff ihren Weg bahnte und die Dichterfeder in Onkel Coornvelts Hand kratzte. Die Verse dröhnten in ihren Schläfen, die sie am Abend ihrer Ankunft von ihm zum Geschenk bekommen hatte.

Gewissen? Reue? ... Nein, nein, sie hatte recht getan, für sie taugte nur die Freiheit. Sie konnte nicht wie die guten lieben Mädchen in dem großen stillen Hause ihr Leben lang

einem fremden Willen unterworfen sein. Sie wollte kein herumgestoßenes Hausmöbel werden wie Tante Pietje...

Doch das Bild des sicheren geborgenen Heims, der Kranz ruhevoll friedlicher Gesichter hing mit schmerzvoller Greifbarkeit um sie. Jetzt hatte sie nichts als die weite, weite Welt, die dunkel und feindlich war, nirgends eine treue Schulter, an der sie ihren Kopf ausruhen konnte, nirgends ein Paar Arme, die bereit waren, sie zart und schützend zu umschließen.

Frei war sie ... vogelfrei. Wo war ihr Kampfesmut?

Ende des ersten Buches

ZWEITES BUCH 1872

ZEHNTES KAPITEL

MÜTTER UND TÖCHTER

Frau Sara Berkhout stand in ihrem Salon. Vor dem großen, mit reicher vergoldeter Laubwerkschnitzerei gezierten Spiegel über dem Kamin hob sie sich auf den Zehen, um soviel wie möglich von ihrer neuen bismarckbraunen Toilette in Augenschein nehmen zu können. Da sie mehr in der Breite als in der Länge zugenommen hatte, ärgerte sie sich schwer über die Höhe des Kaminsimses, die sie verhinderte, im Spiegel mehr als den obersten Teil des festlichen Ausgehkleides zu sehen. Gewiß vermochte sie die weiten, offen zurückfallenden Ärmel mit ihrer Besatzreihe, die enganliegende Taille mit ihrem Regiment von Glasknöpfen und die gefältelte Rüsche in der hochsitzenden Halsöffnung, die mit der von der Mutter ererbten Andenkenbrosche geschlossen war, prüfend zu überschauen. Leider mußte sie sich aber bei der Begutachtung des umfangreichen, mit vielen Streifen gezierten Rockes und der ansehnlichen ‚Turnüre' auf den Tastsinn ihrer Hände verlassen. Das Ergebnis dieser Untersuchung waren einige flüchtige Runzeln auf ihrer noch glatten Stirn. Zwar hatte ihre älteste Tochter Cateau, deren geschickten Händen das keineswegs einfache Kleidungsstück sein Entstehen verdankte, ihr geschworen, solche großen Turnüren entsprächen durchaus dem Gebot der Mode und würden bei Hofe in noch gewaltigerem Umfange getragen. Aber in dem ansehnlichen, jedoch steifen Leiden konnte man

in der Auswahl seiner Kleidung nicht zu vorsichtig sein. Frau Saartje wußte, daß jetzt gleich bei ihrem Ausgang eine Unzahl von Bekannten ihre neue Errungenschaft und besonders den Umfang des rückwärtigen Balkons mit Richteraugen betrachten würden. Ebenso verhehlte sie sich nicht, daß man ihr und ihren Töchtern nachsagte, daß sie über ihre Verhältnisse lebten, und noch weniger, daß mit jeder Neuanschaffung unausweichlich ein wenig erfreuliches Gespräch mit ihrem Gatten, dem pensionierten Oberstleutnant Berkhout verbunden zu sein pflegte.

Die Offiziersgattin seufzte. Ihre klaren braunen Augen, in denen noch immer die neugierige Lebenslust der Kinderjahre aufflackern konnte, verloren ihren Glanz, als sie sich von dem erfreulichen Spiegelbild abwendeten und dem Bodenbelag begegneten, der verschossen, dem Möbelbezug, der fadenscheinig geworden war. Ja, es war keine Kleinigkeit, in dieser teuren Zeit vier erwachsene Töchter ‚an den Mann zu bringen'! Wenn auch Coba und Cateau ihre eigenen Schneiderinnen, und nicht die schlechtesten, waren, so kostete ja allein die Anschaffung der zahllosen Meter Stoff, Seide und Spitze viel mehr, als das Nadelgeld ausmachte, das der Gatte für die fünf Frauen seines Haushalts aufzubringen vermochte.

Nochmals seufzte Frau Berkhout auf, während sie mit vorsichtiger Sorgfalt die engen Glacéhandschuhe anstreifte. Es war doch ein solcher Genuß, sich ein bißchen gut anzuziehen, so daß man wenigstens in diesem einen Punkte nicht hinter den reichen Verwandten zurückzustehen brauchte! Ach, und wie herrlich war es, auch für eine ansehnliche Dame von fünfzig Jahren, ab und zu noch einmal heimlich etwas zu tun, wovon man selber wußte, daß es unrecht war. In manchen Dingen blieb der Mensch doch immer ein Kind. Oder sollte es zum Teil davon kommen, daß sie jetzt seit ein paar Jahren wieder

in dem Hause ihrer Jugendjahre wohnte, dem Hause, das Berkhout, als ihre Mutter 1867 gestorben war, zu einem Freundschaftspreis an sich gebracht hatte?

Jedenfalls empfand Sara Berkhout, wenn sie ein neues Kleid trug, von dem der Stoff noch nicht bezahlt war, oder wenn sie zu einer Stunde ausging, die eigentlich dem Haushalt gehörte, immer wieder das gleiche angenehme Herzklopfen, das in ihren Kinderjahren so häufig jeden kleinen Ungehorsam begleitet hatte, den sie gegen die gestrengen Eltern beging. Und wenn sie jetzt an einem schönen sonnigen Tage spazierenging, alle Sorgen des Alltags abstreifte und ihre kleine, gut herausgeputzte Figur sich in den glänzenden Erdgeschoßfenstern der vornehmen Rapenburg spiegeln ließ, hatte sie noch ganz die gleichen Träume wie als achtzehnjähriges Mädchen: irgend etwas Herrliches mußte geschehen, das Leben war ein großer spannender Roman; nur aus einer Art von Irrtum war sie die Gattin des trefflichen, aber etwas stumpfen Berkhout geworden, und sicher lag noch ein gewaltiges Abenteuer vor ihr.

Sie befestigte das kleine flache Hütchen auf dem kunstvollen Aufbau ihrer blonden Haare, deren natürliche Farbechtheit ihrer gutgläubigen Annahme nach von niemandem angesichts des jungen blühenden Antlitzes, das daruntersaß, in Zweifel gezogen wurde. Nach einem letzten prüfenden Blick in den Spiegel nahm sie kunstgerecht ihre Schleppe in die linke Hand und öffnete mit der rechten die Tür nach der Straße.

Eine zierliche bewegliche Mädchengestalt sprang ihr auf der steinernen Schwelle entgegen.

„Tag, Tante Sara, sind die Mädchen oben auf ihrem Zimmer? Darf Betsy oder Cateau heute abend mit in die ‚Gemeinnützige Gesellschaft'? Wir haben noch zwei Freikarten, weil der Herr Vortragende bei Papa und Mama wohnt. Cateau sagte ja neu-

lich, Onkel sei dieses Jahr ausgetreten, und es täte ihr so leid, die Vorlesung von Beets nicht hören zu können ..."

Clara Coornvelt — denn sie war die Besucherin — trat höflich zur Seite, um ihrer Tante den Weg frei zu machen. Wenn das Kind nur nicht gesehen hatte, dachte Frau Berkhout bei sich, wie ihr eben das Blut in den Kopf gestiegen war! Was brauchte auch dies vorwitzige Kind von Cateau bei Davids Töchtern auszuplaudern, daß sie nicht mehr in der ‚Gemeinnützigen Gesellschaft' waren? Der Blick, mit dem sie das teure pelzbesetzte blaue Samtkleid des blonden Mädchens musterte, war nicht frei von giftiger Eifersucht. Also wieder hatten David und seine Frau den Redner der ‚Gemeinnützigen Gesellschaft' und diesmal gar den allgemein gefeierten Pfarrer Beets als Gast in ihrem Hause, wieder würden sie nach der Vorlesung in ihren großen prächtigen Räumen ein glänzendes Abendessen geben, und wieder gehörten Herr und Frau Berkhout nicht zu den Eingeladenen.

Mit einem Schlage war die behaglich frohe Stimmung Frau Saras verflogen. „Geh nur hinauf und frag die Kinder selber," sagte sie kurz angebunden, während sie die Schwelle hinabrauschte und den zierlichen Sonnenschirm, obgleich es erst März war, aufspannte. Gewiß wußte sie, daß Claras Augen sich auf ihren Rücken hefteten, und daß die großartigen Streifen und Falten von bismarckbraunem Atlas ihre Wirkung nicht verfehlten. Aber statt sich dieses Erfolges zu freuen, malte sie sich aus, wie das Mädchen zu Hause erzählen würde, Tante Sara habe wieder ein neues Kleid angehabt, und wie dann ihre Schwägerin Aleida die schmalen Lippen aufeinanderpreßte und spöttisch ein vornehm leises Lachen anstimmen würde ...

„Hätte ich es doch nur gewagt, hätt' ich doch nur den Mut aufgebracht," rief sie sich in wilder Verzweiflung zu, „vor dreißig Jahren mit Miebetje Sylvain davonzulaufen! Was hätte mir

damals alles offen gestanden... Was für eine vornehme Heirat hätte ich tun können, was hätte ich alles gesehen und erlebt... Und statt dessen habe ich mich hier in diesem kleinen Nest verkrümelt und bin mit einem alten eingetrockneten Mann verheiratet, der nicht einmal seinem Stande entsprechend leben kann...!" Ihre noch immer geschäftige Phantasie sah sie schon als vornehme Witwe eines adligen Grundbesitzers heimkehren, von allen Verwandten und Bekannten wegen ihres unermeßlichen Vermögens bewundert und beneidet; sie malte den Glanz ihrer Feste und die vornehmen Heiraten ihrer Töchter vor ihr Auge, fuhr aber aus ihrem Nachsinnen auf, als der Bäcker, der unter dem Vordach seines Hauses frische Luft schöpfte, sie mit absichtsvoller Eindringlichkeit begrüßte. Frau Berkhout hatte nämlich im vorigen Monat das für seine Rechnung bestimmte Geld zur Anschaffung eines neumodischen Blumentisches, wie sie ihn bei ihrer Schwester Wijsman gesehen und bewundert hatte, verwendet und sah auch im laufenden Monat nicht die geringste Möglichkeit, den Rückstand abzutragen.

Ihre Sorgen und Mühen hatte sie zum Teil wieder vergessen, als sie die Glocke zum Hause ihrer Schwester auf dem Hoogewoerd zog. Da jetzt zur Stunde des allgemeinen Spaziergangs die Frühjahrssonne sich reichlich über das trockene graue Pflaster ergoß, hatte Saartje eine hübsche Anzahl bewundernd prüfender Blicke verzeichnen können, die ihrem neuen Baregekleid galten. Kokett nahm sie ihre Schleppe etwas höher auf und unterhielt ihren Geist mit den kleinen Angelegenheiten ihres engumzirkten Lebenskreises: Frau Immerzeel hatte sie doch eben, obgleich sie doch Gattin eines richtigen Obersten war, zuerst gegrüßt — und was würde Keejetje wohl dazu sagen, daß Louis Coornvelt, Davids einziger Sohn, seinen Examentermin von neuem verschoben hatte!

Mit sachkundiger Anerkennung musterte sie die Schwelle, auf der sie stand. Keejetje verdiente wirklich ihren Ruf als akkurateste Hausfrau von ganz Leiden. Obgleich die Sprechstunde des Doktors doch eben erst abgelaufen sein konnte, waren Tür und Schwelle auf den Glanz neu geputzt und der Türknopf leuchtete, als hätte ihn den ganzen Tag über noch keine Hand berührt. Im Hausflur lag eine Arbeitsfrau bei unablässigem Scheuern auf den Knien und sämtliche Stühle des Wartezimmers standen im Gang, da das Zimmer jeden Nachmittag, sobald seine Benutzungszeit vorbei war, gründlich aufgeräumt wurde.

Kea Wijsman beaufsichtigte selber die Scheuerarbeit; sie wandte ihr stilles blasses Gesicht, das von schlohweißem Haar umrahmt wurde, unter dem Mützchen aus feinster schwarzer Spitze der Schwester zu mit einem müde und doch etwas erregt lächelnden Gruß; trotzdem nur wenige Jahre die beiden Schwestern trennten, glich sie neben Saartjes rundlicher Beweglichkeit einer alten Frau. Beide Damen traten in das links an der Straße gelegene Vorzimmer, dessen beruhigendes Dämmerlicht einen angenehmen Ausgleich für die lebhafte Frühjahrssonne bot. Die gewählte teure Vornehmheit des großen hohen Raumes hatte für Saartje etwas Einschüchterndes. Alle Möbel, das Dutzend Stühle, Sofa, Lehnsessel, die Hocker und die Kissen auf der Fensterbank hatten im Lauf der Jahre von den nie ruhenden Fingern der Hausfrau ihr Kleid aus Kreuzsticharbeit erhalten. Eine Arbeit, die niemals ein Ende nehmen konnte, da die ältesten Stühle längst fadenscheinig waren, ehe die neuesten ihren Schmuck bekommen hatten.

Lize, die jüngste Tochter des Hauses, saß mit einem Buch auf der Fensterbank und stand jetzt, als die Schwestern sich in den Lehnstühlen zu beiden Seiten des Fensters niederließen, dienstfertig auf, um Fußbänke heranzuschieben und eine

Kristallflasche mit Madeira sowie ein Tablett mit Gläsern heranzubringen.

„Ihr habt Mutter in einer wichtigen Arbeit gestört," rief sie lachend der Tante zu, „es ist nämlich ein Bauer, der die Krätze hat, in der Sprechstunde gewesen, und nun hat sie zugesehen, ob die Mädchen auch ordentlich abgewaschen haben!"

Ihre Mutter errötete leicht, als sie jetzt eine Handarbeit von ihrem Nähtischchen ergriff.

„Deine Mutter hat vollständig recht," sprach Sara Berkhout abweisend; freilich war auch sie im Herzen der Meinung, daß Keejetje in ihrer Überängstlichkeit das Abputzen und Reinhalten des Hauses etwas übertreibe.

„In einem Doktorhaus darf man nicht so übergewissenhaft sein," erwiderte die Arzttochter, indem ihr roter Mund, um den ein Zug besonderer Willenskraft lag, sich vorschob. Sie war ein großes, gutaussehendes, kräftig gebautes Mädchen, das aber älter wirkte als ihre zwanzig Jahre. In ihrem Gesicht vereinten sich die zarten Linien ihrer Mutter und die Lebenskraft des Vaters. Unter einem Wald dunkelblonder Haare, die sie weit aus dem Gesicht gekämmt trug, standen die graublauen Augen forschend und ein wenig herausfordernd. Wenn sie auch alle Manieren eines fügsamen, guterzogenen und höflichen jungen Mädchens beherrschte, so lag doch häufig im Ton ihrer Stimme und der Wahl ihrer Worte etwas übermütig Spöttisches, das den Schwestern und Freundinnen ihrer Mutter zu manchem bedenklichen Kopfschütteln Anlaß gab.

„Erzählt doch mal, Tante ..." riß sie das Gespräch an sich, nachdem ihre Mutter mit ihrer leisen, etwas schleppenden Stimme von der bevorstehenden Entbindung ihrer ältesten Tochter Constanze, die in Indien lebte, und von den Reizen und Vorzügen der kleinen Dorothea, dem Kind ihrer zweiten Tochter, berichtet hatte. „Wer von Euren Mädels geht heute

abend mit in die ‚Gemeinnützige'. Es muß ja schrecklich interessant werden, Pastor Beets spricht über Frauenemanzipation, das ist doch gerade etwas für Betsy und Cateau; aber sagt, Onkel und Ihr seid nicht mehr Mitglieder? Das tut mir eigentlich schrecklich leid. Die ‚Gemeinnützige' ist gerade jetzt so recht auf der Höhe und für uns Mädchen das netteste Ausgehen im ganzen Winter..."

„Wenn von Frauenemanzipation gesprochen wird, finde ich es ganz und gar nicht passend, daß Cateau und Betsy hingehen," wußte Tante Sara, indem sie ihre ganze Würde aufsetzte, sich aus dem Netz verfänglicher Fragen zu retten. „Augenblicklich wird mehr als genug über diesen häßlichen Gegenstand geredet und geschrieben: Je weniger ihr junges Mädchenvolk davon hört, desto besser."

„Aber selbstverständlich wird Pastor Beets dagegen reden," fiel Keejetje mit nachdrücklicher Eile ein; „gerade deshalb dachte ich... dachten Wijsman und ich, daß es Lize... und auch einigen anderen Mädchen sehr gut tun würde, den Vortrag zu hören... Wenn irgendeiner, dann ist sicher unser Beets imstande, den jungen Mädchen den Weg zum wahren Frauentum zu zeigen..."

Da die Mutter während ihrer Auslassungen von ihrer Stickarbeit nicht aufgesehen hatte, bemerkte sie nicht, daß Lizes Mund von neuem einen etwas schnippischen Ausdruck angenommen hatte, ein Zug, den die Tante aber gebührend verzeichnete.

„Und das wäre wahrhaftig sehr am Platze," fuhr Saartje dazwischen. „Ihr Mädchen habt doch jetzt ein zehnmal so unterhaltendes und abwechslungsreiches Leben als wir früher, und statt euch dafür dankbar zu zeigen, schafft ihr immer noch mehr Unfrieden. Glaubst du, Kind, deine Mutter und ich, wir hätten uns in unseren Mädchenjahren jemals an einem Werktag

mit einem Buch hinsetzen dürfen, wir hätten in Kaffeegesellschaften oder ins Theater gehen dürfen oder, wenn es uns paßte, zusammen ein Stündchen spazieren? Als ich so alt war wie du, war ich nicht weiter aus Leiden herausgekommen als mit dem Schleppkahn nach dem Haag, wogegen du schon mit deinen Eltern eine Rheinreise gemacht hast und David deine Kusine Claartje sogar mit nach Brüssel genommen hat! Als wir jung waren, kannten wir den ganzen Tag nichts als Sorgen und Pflichten, und doch kommt es mir vor... Was meinst du, Kee? Daß wir viel fröhlicher und zufriedener waren als unsere Töchter!"

Lize Wijsman zog die fein gezeichneten Brauen hoch und strich mit müder Gebärde ihr schweres blondes Haar zurück. „Vielleicht habt Ihr recht," sagte sie nachdenklich, wobei ihre meist so scharfblickenden Augen einen traurig träumerischen Ausdruck annahmen. „Vielleicht war es viel besser, so wie Mutter und Ihr früher, den ganzen Tag mit Sorgen und Pflichten besetzt zu haben, als jetzt eine Unmasse freie Zeit, mit der wir nichts anzufangen wissen."

Wieder zog ein flüchtiges Erröten über Kea Wijsmans blasse vornehme Züge. „Eine Tochter findet im Haus ihrer Mutter immer Arbeit genug," sprach sie, „auch wenn es nicht mehr die grobe Arbeit ist, mit der wir uns früher abplagen mußten — es gibt immer Dienstboten zu beaufsichtigen, Näh- und Flickarbeit. Warum versuchst du beispielsweise niemals, dir deine Kleider selbst zu machen, wie das Co und Cateau so ausgezeichnet fertigbringen?"

„Warum soll ich mich damit abgeben, wenn Vater mir Geld genug gibt, um bei einer Schneiderin arbeiten zu lassen?" versetzte Lize mit heftigem Achselzucken. Zugleich aber fiel ihr ein, daß ihre Worte Tante Sara weh tun mußten. Mit ihrem offensten Mädchenlachen fügte sie daher rasch hinzu: „Außer-

dem würde ich gar nichts Gescheites zustande bringen, ich bin schauderhaft ungeschickt mit Nadel und Faden; nur mit Verbandzeug und Scharpie weiß ich Bescheid. Wenn ich nur ein Junge wäre... Wenn ich an Willems Stelle wäre und er an der meinen, dann würde ich gleich Doktor... Dafür hätte ich das Zeug. Ich würde Vaters Gehilfe und später sein Nachfolger, ganz wie er seines Vaters Nachfolger geworden ist... Seit fünf Menschenaltern sind die Wijsmans Doktoren und Heilkundige gewesen, nur dieser Faselhans von Willem setzt Himmel und Erde in Bewegung, daß er nur nicht zu studieren braucht und Maler werden darf."

Ihre Mutter, die aufgestanden war, um die Gläser einzugießen und auf der silbernen Schale Biskuit anzubieten, ergriff sofort für den Jüngsten, den einzigen Sohn unter ihren Kindern, Partei: „Willem hat nun einmal keine Neigung zu dem Beruf, er kann Blut und Krankheiten und Elend nicht sehen, und er kennt sich selber genug, um zu wissen, daß niemals ein guter Arzt aus ihm werden wird."

„Desto abscheulicher ist es, daß ich nur ein Mädchen bin!" rief die Tochter mit heftigem Ausfall. „Ich kann mein ganzes Leben damit verbringen, Tassen abzuspülen, Staub zu wischen und später Kinder trocken zu legen..."

„Jetzt hörst du aber auf!" befahl Kea Wijsman, die plötzlich einen gebieterischen Ausdruck annahm. „Du weißt, dein Vater und ich lieben solche Brandreden ganz und gar nicht. Durch Gottes Ratschluß bist du als schwache Frau zur Welt gekommen, und so Gott will, wirst du dich verheiraten und Kinder haben. Ich begreife wirklich nicht, was in der letzten Zeit in euch Mädchen gefahren ist. Ihr alle beklagt euch um die Wette, daß ihr ‚nur als Mädchen geboren' seid. Wahrscheinlich kommt das von all den Büchern, die ihr lest, und mit denen Mädchen ganz und gar nichts zu tun haben sollten."

Während dieser Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter nippte Sara Berkhout mit Genuß an ihrem Madeira. Das Gespräch fing an, sie nicht mehr zu interessieren. Gewiß war ihr nicht unbekannt geblieben, daß auch ihre eigenen Kinder ab und zu solche törichten Ansichten vertraten, aber sie hielt es für besser, davon lange nicht soviel Notiz zu nehmen wie die Schwester. Wenn erst einmal ein ernsthafter Freier am Horizont auftauchte, war es mit dem törichten Zeug bald von selber aus. Hatte Sophie, ihre Älteste, nicht ursprünglich Lehrerin werden wollen — und jetzt dachte sie an nichts anderes als an ihren Evert Immerzeel und an Aussteuer und Möbel.

Beim Niedersetzen des Glases musterte sie staunend das kostbare silberne Tablett; sie wettete ihren Kopf darauf, daß es wieder eine neue Anschaffung war! Es war doch etwas Herrliches darum, wenn man so wie ihre Schwester immer schöne Dinge kaufen konnte und niemals an dieses abscheuliche Geld zu denken brauchte; wenn man einen Mann hatte, der seine Frau gern gut gekleidet und mit wertvollen Schmuckstücken sah und diese guten Dinge bezahlen konnte!

Sara hatte im Grunde ihres Herzens nie recht eingesehen, warum Keejetje sich seinerzeit so heftig gegen diese Heirat gesperrt hatte. Wenn ein Mädchen sich erst den Dreißig näherte, mußte sie nehmen, wen sie kriegen konnte. Von dieser Überlegung hatte sie sich jedenfalls leiten lassen, als sie einige Jahre nach der unglücklichen Liebschaft mit Kees van Doeveren sich schon hübsch auf dem Wege ins alte Register sah und unerwarteterweise der Hauptmann Berkhout ernsthafte Absichten auf sie bekundete. Er war das Gegenteil eines Herzenbrechers, aber er wußte mehr als einmal durchblicken zu lassen, daß er nicht nur auf seine Offiziersgage angewiesen sei. Erst ein Jahr nach der Eheschließung kam sie dahinter,

daß ihr Gatte durch unglückliche Spekulationen einen großen Teil seines Vermögens verloren hatte, und daß auch er im Irrtum gewesen war, indem er die Witwe Coornvelt wegen ihres großen stattlichen Hauses für eine reiche alte Dame angesehen hatte. Obgleich Saartje nicht mit allzuviel rosigen Träumen in die Ehe eingetreten war, hatte die Wirklichkeit sie doch noch enttäuscht. Der reichliche Kindersegen, an dem sie in den ersten Jahren ihre helle Freude gehabt hatte, war dem rasch alternden Manne eher unbequem als willkommen gewesen. Da er dazu neigte, alle Sorgen noch zu vergrößern, hörte er nicht auf, über die vielen Mäuler zu klagen, die er von seinen geringen Einnahmen satt machen müsse. Als die vier Töchter heranwuchsen, war er bald mehr ihr Großvater als ihr Vater.

Eigentlich war es schon längst Zeit für Sara, nach Hause zu gehen. Das Gewissen schlug ihr, da sie vergessen hatte, Butter und Fett zum Mittagessen auszuteilen. Sie lehnte gerade das zweite Glas Südwein, das die Schwester ihr anbot, ab, als sie die Doktorkutsche vor dem Hause halten sah.

„Hurra, Vater," rief Lize munter und sprang ihm auf dem Korridor entgegen. Auch Keejetje lauschte, obgleich sie ihre Handarbeit wieder aufgenommen hatte, aufmerksam der schweren und rauhen Männerstimme, die sich draußen mit dem lachenden Geschwätz des Mädchens mischte.

Beinahe sechzigjährig, unterschied sich Willem Wijsman nicht allzusehr von dem neugebackenen Doktor, der den alten Coornvelt bis an sein Lebensende behandelt und der der hübschen Tochter seines Patienten mit seinen Blutegeln einen solchen Mordsschrecken eingejagt hatte. Sein rotes gutmütiges Gesicht, seine lebhaften, aber jeder Anmut entbehrenden Bewegungen waren dieselben geblieben. Auch sein Haar überragte noch in dicker Bürste seine Stirn — nur war es aus Gelbblond in Gelbgrau übergegangen. In seinem schönen, peinlich

in Ordnung gehaltenen Hause lief er noch ganz wie früher in einem Rock voll Flecken und mit altmodischen hocheckigen Kragen herum, die schief saßen und die Spuren längerer Benutzung verrieten. Und noch immer mußte sich Keejetje still darein ergeben, daß er in ihr Heim die unbestimmbaren Ausdünstungen von Krankheiten und leidenden Menschen mitbrachte.

„Nun Sara, Abrahams Hausfrau," begrüßte er lärmend die rundlich anmutige Schwägerin, mit der er recht gut auskam. „Nicht wahr, Ihr erzählt meiner Frau, daß sie bei so schönem Wetter unmöglich den ganzen Tag im Hause hocken darf? Ich wette zehn Gulden drauf, sie hat wieder ein Zimmer auf der Liste oder gar Großreinemachen? Muß sie sich nicht schämen, neben Euren Rosenfarben so blaß auszusehen? Frische Luft, ein gutes Glas Wein und von Zeit zu Zeit eine wohltätige Spritze, das sind die besten Medizinen."

Er schenkte sich schon zum zweitenmal ein und suchte mit seinen dicken breiten Fingern unter dem Backwerk herum, während seine Frau eben von ihrer Arbeit aufsah und dann wieder vor sich hinblickte. „Wißt ihr schon," fuhr er gut aufgelegt fort, indem er listig zu seiner Tochter nach der Fensterbank hinüberblinzelte, „Keejetje ist heute abend mit einem alten Verehrer von ihr zusammen eingeladen? Mit niemand Geringerem als unserem berühmten Beets — der hat ihr nämlich in seiner Studentenzeit ein Liebesgedicht verehrt, das sie selbstverständlich ihrem gestrengen Eheherrn niemals gezeigt hat! Ich wüßte noch heute nichts davon, wenn nicht Schwager David die Geschichte seiner Tochter Clara und die wieder unserer Lize verpetzt hätte! Das gibt sicher zwischen den beiden ein merkwürdiges Wiedersehen!"

„Schäm' dich, Wijsman!" rief Keejetje errötend und doch empört, was den Doktor nicht hinderte, wie ein ungezogener Junge loszuprusten und von neuem sich den Mund mit Biskuit

vollzustopfen. „Ihr geht doch auch hin?“ frug er die Schwägerin, als sie, sehr gegen ihre sonstige Gewohnheit, gar nicht auf seinen Witz einging. Daß er nach zwei Seiten hin ungeschickt gewesen war, merkte er erst an ihrer spitzigen Antwort: „Nein, uns hat man nicht eingeladen, wir sind offenbar für Davids vornehmen Bekanntenkreis zu arme Leute.“

„Wir sind auch nur eingeladen, weil Wijsman früher mit im Vorstande war,“ suchte Keejetje den Schaden wieder gutzumachen; „Aleid sagte mir, sie hätte nur die offiziellen Leute gebeten, sie kann nämlich nicht mehr als sechzehn im Eßzimmer unterbringen ...“

Aber Sara war eilig aufgestanden. Wieder stieg ihr die ohnmächtige wütende Eifersucht in die Kehle, die ihr sooft jede Lebensfreude und jeden Genuß verdarb. Morgen wußte ganz Leiden, daß sie nicht auf dem Abendessen gewesen war, das Coornvelts zu Ehren von Nicolaas Beets gegeben hatten, und alle ihre Bekannten würden sie süßlich bemitleiden oder insgeheim auslachen ...

„Wenn es nach mir ginge,“ brummte der Doktor mit vollem Munde, „dann sähe man uns auch nicht bei der Affenkomödie.“ Aber Lize rief entrüstet: „Kein Wort davon wahr, Vater spitzt sich selber auf die Bekanntschaft mit dem berühmten Beets und hat sogar versprochen, ihn um einen Vers für mein Stammbuch zu bitten.“

„Wenn Ihr doch nach Hause geht, Sara, dann bringe ich Euch eben mit dem Wagen dahin,“ bot Wijsman gutmütig an, um seine ungeschickte Bemerkung wieder gutzumachen. „Lize, Mädel, du wirfst rasch den Schleier um und setzt dir irgendeinen Hut auf. Ich möchte dich gern mithaben nach Zoeterwoude, da muß ich einem Bauern ein Geschwür aufschneiden ...“

„Wijsman!“ Seine Gattin warf ihre Arbeit mit einer Heftigkeit hin, die in seltsamem Gegensatz zu der gewohnten Be-

herrschtheit ihrer Bewegungen stand. „Ich kann dir Lize nicht mitgeben, ich brauche sie im Haushalt und außerdem muß sie für heute abend noch neuen Besatz an ihr Kleid nähen... Das ist doch keine Arbeit für ein Mädchen, Wijsman, was du da von ihr verlangst!"

Aber Lize war schon längst aus dem Zimmer, und man hörte sie mit ihrem hohen und kräftigen Sopran durch das ganze Haus singen, während sie rasch die Treppe zu ihrem Zimmer hinauflief. Der Doktor, der dem zornigen Blick seiner Frau auswich, goß sich ein drittes Glas Madeira ein, das er in einem Zuge hinunterstürzte, und rief den Beistand der Schwägerin an: „Als ob es nicht das allergesündeste für ein Mädchen wäre, daß sie ein bißchen Bescheid weiß mit Krankheiten und Unglücksfällen, ehe sie heiratet! Dann steht sie nicht mit offenem Munde dabei, wenn wirklich einmal Not an den Mann kommt, und braucht nicht, wenn jemand sich in den Finger geschnitten hat, in Ohnmacht zu fallen."

„Kee hat selber immer so schreckliche Angst vor Blut gehabt," suchte die Schwester, der das blasse Entsetzen Keejetjes nicht entgangen war, auszugleichen. „Ich kann nicht soviel Arges dabei finden. Lize beklagte sich ja eben, daß sie gar nichts zu tun habe, und behauptete steif und fest, sie wolle selber Doktor werden, wenn sie nur ein Junge wäre..."

„Das ist es ja eben...," warnte Keejetje, die sich längst wieder ihres Heftigkeitsausbruches schämte und sich auf ihrem Stuhl am Fenster in ihre Handarbeit vertiefte. „Wijsman muß es selber wissen, er hat hier im Hause zu sagen... Aber ich sehe kein Heil dabei, vielmehr eine Gefahr, eine viel größere Gefahr, als ihr alle denkt!"

Als das kleine Gefährt mit dem Doktor und Saartje auf dem Rücksitz und Lize auf dem schmalen Vordersitz über die Pflastersteine davongerasselt war, legte Kea Wijsman von

neuem ihre Arbeit beiseite. Ängstlich umherspähend, als täte sie etwas Verbotenes, nahm sie ein Putztuch und rieb Stuhllehnen und Tischplatte, alle Stellen, die der Doktor mit seinen breiten roten Fingern berührt hatte, sorgfältig ab. Dann ging sie mit der silbernen Schale zum Kamin und ließ alles Gebäck, unter dem er herumgekramt hatte, in das Feuer fallen. Ein halbes Lachen voll wilder Freude zog über ihr fast immer so sanftmütig stilles Gesicht, als sie den Teig aufpuffen und zusammenschrumpfen sah. Hierauf läutete sie, ließ eine Schaufel und einen Staubfeger bringen. Streng und mit gespannter Aufmerksamkeit paßte sie auf, daß die Arbeitsfrau auf den Knien den Bodenbelag von der Tür bis zum Tisch gründlich und sorgfältig säuberte.

Als Sara Berkhout, dem Doktorswagen entstiegen, die steinernen Stufen ihrer Haustür hinaufging, sah sie, wie ihr Mann auf der anderen Seite der Rapenburg herankam. Er ging vorgebeugt mit schiebenden Schritten. Mehr noch als das armselig Hilfsbedürftige seiner Bewegungen erschreckte sie die Vernachlässigung, die sich in seiner viel zu weit gewordenen Uniform aussprach, und die traurige Nachdenklichkeit, die auf seinem mageren Gesicht mit dem zahnlosen Mund und den fast erloschenen Augen lag. Ein Greis... er könnte mein Vater sein... sagte sie bitter zu sich selbst und dachte an das Spiegelbild ihrer eigenen Erscheinung, das sie vor ein paar Stunden in ihrem Salon gesehen hatte. Er wurde ihrer erst in dem Augenblick gewahr, als er mühsam und auf seinen Stock gestützt die Schwelle hinaufhumpelte. „Wo bist du gewesen?" frug er mit dem Mißtrauen, das bei ihm zur zweiten Natur geworden war. „Den ganzen Nachmittag hat es nach Angebranntem gerochen, die Dienstboten haben im Fenster gelegen und sich mit dem Gärtner nebenan Witze erzählt, anstatt ihre Arbeit

zu tun... Unmöglich kann auch eine Frau ihr Haus in Ordnung halten, wenn sie jeden Mittag ihre eigenen Ausgänge hat!"

Mit umständlicher Vorbereitung holte er sein Schlüsselbund heraus und drehte das Türschloß auf. Da seine Gattin aus ihrer Jugendzeit die weise Lebenslehre mit in die Ehe genommen hatte, daß eine gute Hausfrau ihrem Manne nur in Gedanken widersprechen darf, erfolgte auf seinen Ausfall keine Antwort. Vielmehr ging Sara schnell voraus und setzte in dem Salon mit den roten Damastmöbeln ihr Hütchen ab.

„Da ist eben eine Kiste gekommen von der Amsterdamer Überfahrt," fing der Alte wieder in seinem gequält klagenden Ton an. „Die Mädchen haben ein wahres Hausheben daraus gemacht, als sie sie hinaufbrachten. Hoffentlich hast du nicht wieder Dinge gekauft, die wir nicht bezahlen können!"

Errötend neigte Saartje ihr Haupt über dem Blumentisch, dem neuen Prachtstück, das mit dem zur Bezahlung der Bäckersrechnung bestimmten Gelde gekauft war... Warum mußte auch Berkhout gerade dabei sein, wie die Kiste gebracht wurde... Wenn er noch dazu erfuhr, daß sie wieder auf Kredit gekauft hatte...!

„Heute abend ist großes Festessen bei David und Aleida," erzählte sie, um seine Aufmerksamkeit irgendwie abzulenken. „Uns haben sie wieder nicht eingeladen, aber Keejetje und Wijsman sind natürlich dabei."

„Gott sei Dank," meinte Berkhout, der noch immer in seinem alten abgetragenen Uniformrock in der Tür stand. „Wenn sie uns miteingeladen hätten, brauchtest du und die Mädchen wieder allerhand neue Kleider, wobei ihr doch ganze Schränke voll hängen habt... Und wenn es regnete, müßte ich außerdem noch eine Droschke bezahlen..."

Sara biß sich heftig auf die Lippen. „Eine Pracht von einem Mann!" sagte sie, wie sooft nach seinen bitteren Auseinander-

setzungen, vor sich hin. „Eine ununterbrochene Kette von Seligkeiten! Wäre ich doch nur damals mit Miebetje weggelaufen!“ Dann aber zog sie ihm mit der Dienstwilligkeit, die man ihr in ihrer Jugend eingepredigt hatte, sorgfältig den Überrock aus, hing ihn an den Kleiderständer und setzte dem Gatten die Hausmütze auf sein spärliches graues Haar.

Es ging ein wunderliches Summen oben durch das Mädchenzimmer, als sie ein paar Minuten später, keuchend und schnaufend vom schnellen Treppensteigen, eintrat. Der große Nähtisch in der Mitte stand verlassen, am Fenster aber drängten sich blonde und braune Mädchenköpfe um Jacoba, die über einen Gegenstand von seltsamer Form gebückt saß und mit ihrem schnell hin und her gehenden rechten Arm das fremdartige Geräusch hervorbrachte.

„Komm schnell, Mama! Sie ist da, die Nähmaschine. Es ist geradezu Hexerei, einfach unglaublich!“ Sophie, die Älteste, überschlug sich in der Stimme vor freudiger Aufregung, und ein einstimmiger Freudenschrei entfuhr dem Mund aller Mädchen, als Coba mit dem Drehen aufhörte und triumphierend einen meterlangen zitronengelben Streifen emporhielt.

Eilig trippelte Mutter Saartje näher und neigte sich nun auch über das seltsame Gerät, das in seinem dunklen, aus kleinen Rädern und Scheiben zusammengesetzten Innern einem geheimnisvollen lebenden Wesen glich; wieder begann Cobas Hand das Rad zu bewegen, auf der anderen Seite tanzte eine Nadel hin und wieder und auf einem neuen zitronengelben Streifen reihten sich die Stiche mit so rasender Schnelligkeit aneinander, daß man kaum ihr Entstehen verfolgen konnte.

Sara hielt den Atem an... Ja, das war wirklich ein Wunder. Zuerst hatte sie Cateaus begeistert erregten Erzählungen von den Wundern der Nähmaschine keinen Glauben geschenkt, und

die Mädchen hatten ihre ganze Überredungskunst aufbieten müssen, bis sie bei Sinkel in Amsterdam eines dieser Wundertiere bestellte...

Wenn nicht Coba mit ihrer ganzen Beredsamkeit ihr vorgerechnet hätte, wieviel Arbeit dadurch erspart würde, und daß die Maschine also im Hinblick auf Sophies Ausstattung geradezu unentbehrlich war... Jetzt aber weidete sie ihre entzückten Augen; vergessen war, daß das teure Stück noch nicht bezahlt war, vergessen alle verzweifelten Fragen, wo man das Geld dazu hernehmen könne... Sie freute sich wie ein Kind an einem neuen Spielzeug. Alle ihre Bekannten und alle Freundinnen ihrer Kinder würden ja vor Eifersucht platzen, alle würden kommen, um sich die neue Errungenschaft anzuschauen, in ganz Leiden würde man es wissen: „Bei Berkhouts haben sie eine Nähmaschine!" Begeistert stimmte sie zu, als Cateau jubelte: „Jetzt können wir uns Kleider mit fünfunddreißig Bahnen machen, ganz wie die Königin sie auf dem Hofball getragen hat, und Fie kann ihre Bettücher mit Einlagestreifen und Zwischenstücken nähen, ganz wie Agathe Wijsman sie an ihrer Brüsseler Aussteuer gehabt hat..."

„Und wenn wir gar kein Geld mehr haben," meinte Coba mit scharfer spöttischer Stimme, „können wir mit der Maschine bei Leuten nähen gehen und selber unser Brot verdienen..."

Unangenehm berührt, warf ihre Mutter einen raschen Blick nach ihrer Nichte Coornvelt, die gegenüber Betsy, ihrer Jüngsten, auf der breiten Fensterbank saß. Co würde doch nie verstehen lernen, was sie sagen dürfte und was nicht! Aber Claartje Coornvelt ließ träumerisch einen der gelben Streifen durch ihre Hände gleiten und sprach mit nachdenklichem Lächeln: „Jetzt bekommen wir eine Menge Zeit frei für andere Dinge, wenn die Maschine die Näharbeit so schnell für uns besorgt, jetzt können wir nach Herzenslust lesen und brauchen

uns nicht mehr immer mit den Röcken und dem Unterzeug herumzuschlagen . . ."

Frau Sara zog die Brauen zusammen. Unwillkürlich mußte sie an das heftige Gespräch zwischen ihrer Schwester Wijsman und der stolzen Lize denken. Keejetje hatte schon recht, das beständige Lesen von Büchern, die nicht für junge Mädchen bestimmt waren, brachte sie schließlich dahin, daß sie gar keine Lust mehr an weiblicher Hausarbeit hatten . . . Geriet das hübsche, von Kindheit auf verwöhnte Töchterchen Davids auch schon auf diesen Weg? Zur Mehrung ihres Ärgers antwortete ihr eigenes Kind Betsy, das noch auf die französische Schule ging: „Mit einem Schlage erfindet einer eine Maschine und macht unsere Hände frei!"

Cateau ließ das summende Rad stillstehen. Ihr spitzes Gesicht, auf dem sich ein roter Wangenfleck scharf abzeichnete, hatte den gespannten Ausdruck ernsten Nachdenkens angenommen.

„Das ist kein Zufall," belehrte sie. „Louis Coornvelt hat es mir erst neulich genau erklärt, solche Dinge kommen nie zufällig: das ist Evolution, das heißt, die Dinge wachsen aus den Umständen heraus . . ."

Sophie und Coba, die einander schon während dieses Vortrages angeschaut hatten, lachten nun laut heraus. „Es lebe die Maschine, die uns von der Sklaverei erlösen wird!" schrie Co in toller Ausgelassenheit. „Seit Cateau die dicke Freundschaft mit deinem Bruder hat, Claartje, lernen wir hier Emanzipation!"

Frau Berkhout lachte mit und war froh, daß die Mädchen selber die Sache ins Lächerliche zogen. Im Grunde genommen wurde ihr immer unheimlich zumute, wenn sie ihre Töchter, die doch kaum mehr als halbe Kinder waren, so ernsthaft über Dinge reden hörte, die in kein Mädchenhirn paßten. Gott, wenn

das Mädchen etwas alltäglicher in seinem Wesen wäre und nicht überall ihre törichten Ideen an den Mann zu bringen suchte, wäre sie längst verlobt und untergebracht!

„Mutter, ich gehe heute abend mit Evert in die ‚Gemeinnützige'," meldete Sophie, als bedürfe es überhaupt keiner Begründung, daß sie mit ihrem Bräutigam ohne weitere Begleitung in einen Vortrag ging. Frau Berkhout, die sich selbst für eine äußerst fortschrittlich gesinnte Dame hielt, fügte sich nur mit schwerem Herzen in diese modernen Sitten. Aber leider waren ja die Mädchen von heute lange nicht mehr so unterwürfig wie in Saartjes Jugendjahren, und außerdem gab es wohl keinen korrekteren jungen Mann in Leiden als den hoffnungsvollen Leutnant Immerzeel, dessen einziger Fehler die Vermögenslosigkeit seiner übrigens hochangesehenen Eltern war.

Sara Berkhout war ans Fenster getreten; im Garten färbte das erste Frühlingsgrün Rasen und Sträucher... Das Zimmer, das man jetzt das Mädchenzimmer nannte, war dasselbe, wo sie und ihre Schwestern früher der edlen Arbeit des Plättens obgelegen hatten, dasselbe, wo sie einst über ihre verbotene Liebschaft mit Kees van Doeveren geweint und mit Miebetje den Entführungsplan geschmiedet hatte, von dem dieser Feigling nichts hatte wissen wollen... Vergeben hatte sie es ihm nie, wenn sie sich auch oft damit tröstete, daß ihr Berkhout zum mindesten im Range nicht hinter ihrem Bruder David oder ihrem Schwager Wijsman zurückstand, während van Doeverens Gattin trotz seines blühenden Geschäfts noch lange nicht ‚Mevrouw' angeredet wurde! Aber einen gründlichen Haß gegen das ganze männliche Geschlecht hatte sie sich in jenen Tagen zugelegt, in denen ihr die bittere Wahrheit offenbar geworden war, daß die Herren der Schöpfung durchaus nicht alle feurige Ritter ohne Furcht und Tadel waren und häufig an Bekennermut von schwachen Frauen übertroffen wurden.

So jung und lebendig sich die angehende Fünfzigerin fühlte, sie kam sich doch alt vor, wenn sie vom Zimmer ihrer Töchter hinabschaute auf die alte Gartenpforte, hinter der sie vor einem Menschenalter das einzige Liebesabenteuer ihres Lebens erlebt hatte. Ihr waren die Freuden des Daseins, so dachte sie, nur kärglich zugemessen worden, und mit trauriger Eifersucht hörte sie dem geschäftigen Plaudern und Pläneschmieden ihrer vier Töchter zu, für die alles erst anfing. Und doch, gewiß, fröhlicher und unterhaltender lag vor ihnen das Leben, als es sich je ihr und ihren Schwestern gezeigt hatte. Aber was für ein Unfriede, was für ein unruhiges Verlangen nach noch mehr Freiheit, nach selbständiger Bildung lebte in diesen Mädchen von heute; wie unverständlich wurden sie der Mutter, wenn sie über die Leere, über den Unwert ihres Daseins klagten!

ELFTES KAPITEL

DER GROSSE ABEND

Der Saal der ‚Gemeinnützigen Gesellschaft' war bis zum letzten Platz gefüllt. Um den berühmten Dichter der ‚Camera obscura', den Professor und gefeierten Kanzelredner Beets zu hören, nahmen die Mitglieder gern den Regen in Kauf, der gegen Abend in unablässigem Guß zu fallen begann. Alles, was in der Stadt an Viersitzern und kleinen Kutschen aufzutreiben war, fuhr zwischen den alten Herrenhäusern der Breestraat und Rapenburg hin und her, um die schöne Welt von Leiden an den Ort des Ereignisses zu bringen.

Nicolaas Beets hatte im Hause seines alten Freundes und Studienkameraden Professor David Coornvelt im engsten Kreise gespeist, da erst nach dem Vortrage spät abends das

glanzvolle Festmahl stattfinden sollte, zu dem die erste Gesellschaft der alten Schlüsselstadt eingeladen war.

Die Liste der Gäste war Aleida Coornvelts Werk, und David hatte nach den Erfahrungen, die er in den achtundzwanzig Jahren seiner Ehe gemacht hatte, daran auch nichts ändern wollen. Um seine Schwester tat es ihm leid, aber auch er erblickte in der verschossenen und abgetragenen Uniform des alten Berkhout nicht gerade ein Prunkstück der Verwandtschaft. Außerdem konnte Aleida Saartje nun einmal nicht leiden, und es war klüger, Aleidas nicht gerade unverwüstliche gute Laune an einem solchen Tage zu schonen.

Im übrigen hatte Professor Coornvelt auch heute allen Grund, mit der Führerin seines Hauswesens zufrieden zu sein. Aleida hatte ihren eigenen Kopf und war leicht reizbar, aber als Wirtin suchte sie ihresgleichen, und so hatte der erlauchte Gast mehr als einmal seine ehrliche Anerkennung über das einfache, aber äußerst erlesene Mittagsmahl ausgesprochen. Und bei der anheimelnden Haustafel, in Gesellschaft seiner stattlichen, vornehm liebenswürdigen Frau, seines hübschen Töchterchens und seines gutaussehenden, wenn auch etwas schweigsamen Sohnes hatte David Coornvelt sich wieder einmal, wie früher so oft, im vollen Glanze eines Mannes gefühlt, der stets den Wind in den Segeln hatte und der jetzt zu den ersten Männern seiner Stadt gehörte, er, der als junger Rechtskandidat ohne Vermögen und ohne einflußreiche Verwandte angefangen hatte. Aus vollem Herzen konnte er in den kurzen Trinkspruch einstimmen, in welchem der berühmt gewordene Studienfreund nächst Gottes Segen dem Walten der Hausfrau das offensichtliche Glück der ihm so lieben Familie zuschrieb.

Schwager Wijsmans Doktorskutsche brachte David und den Vortragenden zeitig zum Hause der ‚Gemeinnützigen', während Aleida und Claartje in einem gemieteten Viersitzer mit Keejetje

und Lize folgen sollten. Ein Schmerz war es für den Professor an diesem Ehrenabend, daß er noch immer keinen eigenen Wagen hatte. Sein immer wacher Ehrgeiz beschäftigte sich mit den bevorstehenden Kammerwahlen — nicht ohne Grund machte er sich Hoffnungen auf einen Ministerposten, und dann war es ja eine angenehme Notwendigkeit, Equipage zu halten...

„Oh, er hat so etwas Gewinnendes, so etwas Liebenswürdiges!" erzählte Claartje Coornvelt begeistert ihrer Kusine Lize, als sie beide auf dem schmalen Rücksitz des Wagens mit Mühe ihre Tarlatankleider mit den großen Anbauten unterbrachten. „Er hat mir gedroht, er werde genau aufpassen, ob ich auch gut und aufmerksam zuhöre, und nur wenn er mit mir zufrieden ist, bekomme ich meinen Albumvers."

Aleida, die in ihrem grünen Moiré ebensoviel Platz einnahm wie ihre Schwägerin, die schwarzes Mozambique gewählt hatte, schlug mit ihrer schleppenden etwas näselnden Stimme das uralte Klagelied über die Dienstboten an.

Für Aleida als Frau des Vorsitzenden waren in der ersten Reihe der ‚Damenabteilung' zwei Sessel reserviert. Claartje suchte mit Lize und Cateau Berkhout, die im Vorplatz auf sie gewartet hatte, zwischen den schon stark besetzten Bänken. Sie mußte einen Platz haben, von dem sie den allverehrten Kanzelredner gut sehen konnte.

Sie hatten noch kaum Platz genommen und bemühten sich, ihre Röcke in der Enge ohne allzu arge Zerknitterung unterzubringen, als schon die Tür des Vorstandszimmers aufging und Professor Coornvelt als Vorsitzender den Redner hineingeleitete, der sofort mit ehrlich gemeintem lautem Händeklatschen begrüßt wurde. Die Schar ansehnlicher Herren, die in ihren engschließenden schwarzen Röcken und mit den weißen Halsbinden unter dem feierlich in den Kragen ver-

senkten Kinn ehrfurchtgebietend aussahen, nahm die gebührenden Plätze am Vorstandstisch ein, welcher neben dem Rednerpult prangte. Zu seiten des Vorsitzenden rückte der Diener einen Sessel für den Vortragenden. Unverzüglich gebot Professor Coornvelt mit seinem Hammer Schweigen und eröffnete die Sitzung.

Groß, selbstbewußt, im vollen Schmucke des Lebens, mit seinem nur leicht ergrauten Haar und wohlgepflegten goldbraunen Backenbart weit jünger als seine Fünfundfünfzig, stützte der Professor seine weißen Hände auf die grüne Tischdecke und warf einen Blick über den vollen Saal, ehe seine klangvolle Stimme die noch immer im Flüsterton geführten Gespräche zum Schweigen brachte.

Seine Tochter Claartje, die in ihm den schönsten, glänzendsten und liebenswürdigsten unter allen Männern ihrer Bekanntschaft verehrte, fühlte ihr Herz vom stolzen Glücksgefühl geschwellt, daß dieser Mann, den alle achteten und verehrten, ihr eigener Vater war. Sie erhaschte seinen Blick, ein fast unmerkliches Zeichen, das seine lachenden Augen ihr gaben, und das sie in frohem Erröten zurückgab.

David Coornvelt bewillkommnete zuerst alle Erschienenen und dann seinen alten Studiengenossen. Pfarrer Beets ließ sich, wie der geehrten Zuhörerschaft wohl bekannt war, jetzt nur mehr sehr selten zu einem öffentlichen Vortrag bereitfinden. Wenn er dennoch eingewilligt hatte, die Rede, die er vor einigen Monaten vor der ‚Utrechter Gelehrten Gesellschaft' gehalten hatte, heute abend hier in Leiden zu wiederholen, so verdankten die Anwesenden dies sowohl der bekannten Anhänglichkeit des Dichters an die alte Musenstadt wie auch besonders — er bitte um Verzeihung, daß er diesen Punkt erwähne — dem Bande vertrauter Freundschaft, das ihn mit dem Vorsitzenden der Leidener ‚Gemeinnützigen' verknüpfe, einem Freundschafts-

bunde, der im schönsten Lenz des Lebens, in unvergeßlichen Studentenjahren geschlossen wurde.

Und in wohlgebauten und fließenden Sätzen rief Professor Coornvelt der Zuhörerschaft ins Gedächtnis, wie er und der damals trotz seiner jungen Jahre doch schon ruhmgekrönte Beets zusammen Mitglieder des ‚Literarischen Vereins' waren, aus dem so manche Zierde der niederländischen schönen Literatur hervorging. Er selbst, so fügte er mit wirkungsvoller Bescheidenheit hinzu, hatte schon seit langem die Leier an den Nagel gehängt und brauchte seine Feder nur mehr im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes. „Ihr aber, lieber Beets," wandte er sich zu dem erlauchten Gaste, „Ihr seid aus einem fröhlichen und hoffnungsvollen Studenten ein berühmter Dichter und... was noch mehr sagen will... ein beredter und allgemein verehrter Diener der Heiligen Schrift geworden. Unsere Wege gehen nicht mehr in der gleichen Richtung, aber wir halten beide den Sinnspruch hoch, den wir in den unvergeßlichen Jahren unserer Jugend auf unsere Fahne geschrieben haben, eine Fahne, die ein haltungsloser und verderblicher Geist, der unter dem Namen des modernen Fortschritts unter den heutigen jungen Leuten seine Herrschaft ausübt, am liebsten herunterholen möchte: ‚Alles aus unserm Vaterlande, alles von Gott!'"

Neben eifrigem Beifallklatschen war auch auffälliges Stühlerücken, Räuspern und Husten zu vernehmen. Zwei Vorstandsherren sahen einander bedeutungsvoll an. Der Herr Vorsitzende, der sich selber sehr gern reden hörte, war wohl ein bißchen über seine Befugnisse hinausgegangen... Die ‚Gemeinnützige' war nämlich neutral und schloß die Politik grundsätzlich von der Erörterung aus. Diese letzte Reiterattacke ging doch offensichtlich gegen die Radikalen, die unter den anwesenden Studenten eine Anzahl Anhänger zählten, zu denen,

wie man munkelte, sogar der einzige Sohn des Professors gehörte.

Nunmehr stand Pfarrer Beets auf, langsam und mit der Würde, die seinem Stande ziemte, betrat er das Katheder. Sein glattes und helles, von einem reichen grauweißen Bart umsäumtes Sechzigerantlitz ließ liebenswürdige Blicke über das schon von seinem Anblick erwärmte und befriedigte Publikum wandern, in dem er so manches bekannte Gesicht erblickte. Plötzlich schien er sich an etwas zu erinnern. Seine freundlich blinzelnden Augen suchten zwischen den Reihen — und jetzt nickte er mit schelmischem Lachen dem hübschen Töchterchen seines Wirtes zu, das hocherrötend den Gruß erwiderte. Einen Augenblick darauf füllte seine klangvolle wohlgeschulte Stimme den totenstillen Saal.

Den Weg zu seinem Gegenstande nahm er über ein launiges Wort an die Damen. Gewiß nicht über ihre schönen Köpfe hinweg, solle doch heute abend über etwas gesprochen werden, was sie alle brennend nahe angehe. Ursprünglich sei er nicht ohne Bedenken gewesen, ob der gewählte Gegenstand sich wohl für einen Vortrag in der ‚Gemeinnützigen Gesellschaft' eigne; doch habe sein Freund, der verehrte Vorsitzende, ihm diese Zweifel mit seiner bekannten unwiderstehlichen Beredsamkeit aus dem Kopf geredet... Nun folgten die ersten Sätze über die Unruhe, über die Befürchtungen, die sich überall im ganzen Lande verbreitet hätten „angesichts des seltsamen und für uns Männer schwer begreiflichen Strebens nach wissenschaftlicher Bildung, das in jüngster Zeit eine bestimmte Schicht der Frauenwelt zu beherrschen beginnt...

Indessen, meine verehrten Zuhörer, ‚die gelehrten Frauen' sind bis jetzt bei uns noch nicht das beliebteste Theaterstück geworden. In unserem Lande haben wir noch nicht, wie es in Zürich geschah, die Promotion eines weiblichen Doktors ge-

feiert, und es wird glücklicherweise wohl noch etwas Wasser durch unsere Kanäle fließen, ehe das Gesetz der bunten Reihe auf den altehrwürdigen Kollegbänken unserer Hochschulen zur Einführung gelangt."

Bereits ging ein leises Rauschen, das die geweckte gute Laune verriet, durch den Saal; lächelnde und frohgemute Gesichter wandten sich dem Redner zu. Geradezu meisterhaft, wie dieser Beets immer wieder sein Publikum in die Hand bekommt, dachte David Coornvelt, indem er mit einer zur Angewohnheit gewordenen Gebärde seinen seidenweichen Backenbart durch seine Finger gleiten ließ. Kaum drei Sätze hatte er gesagt, und die Zuhörer waren mitten drin in dem gewiß nicht bequemen und nach der Ansicht einiger Vorstandsmitglieder sogar recht stachligen Problem. Der Professor genoß in vollem Maße die Befriedigung, daß er beim Vorstand die Behandlung eines Gegenstandes durchgesetzt hatte, der für manche seiner Kollegen in die Reihe gewisser sozialer Übel gehörte, von denen man lieber nicht spricht.

„Wir bemerken mehr als ein Anzeichen," drang es an sein Ohr, als er seine einen Augenblick abgeschweiften Gedanken wieder dem Vortragenden zuwandte, „daß bei der schöneren Hälfte der Menschheit eine ‚Berufung' vernommen wird, daß ein Bestreben Ermutigung findet, das nach dem bisher allein durch das männliche Geschlecht betreuten Gebiete der gelehrten Studien oder wie man es jetzt nennt, der Wissenschaft, hinzielt.

Aber, meine Herren" — mit anmutiger Gebärde wandte sich der Redner dem männlichen Teile der Zuhörerschaft zu — „glauben Sie nicht alle, daß es für Sie einen Verlust bedeuten würde, wenn die Frau, statt an der Tür des Arbeitszimmers Ihrer zu harren, die Schwelle überschreiten wollte, um drinnen Ihr Mitarbeiter zu sein? Unsere Frauenwelt trägt, mit einigen

stark abweichenden Ausnahmen, in unübertrefflicher Deutlichkeit das Gepräge des Frau- und Muttertums. Macht man aus ihr eine politische Welt, eine Gelehrtenwelt, eine Künstlerwelt — läßt man alles, was in den Büchern steht und was in Zeitungen geschrieben wird, in diese liebenswürdigen Köpfchen seinen Einzug nehmen — dann wird die Sprache, die von schönen Lippen fließt, gegen die bessere Natur der Frau und zu unwiederbringlicher Schädigung unseres guten Geschmacks und gesunden Verstandes nicht mehr als ein ewig frischer Quell unsere Ausdrucksweise verbessern, sondern sie wird die Pedanterie und Gekünsteltheit der wissenschaftlichen Lehrbücher mit der Muttermilch auf unsere Kinder übertragen."

Die Gesichter der Zuhörer hatten einen ernsten und straffen Ausdruck angenommen; jetzt gerieten in der ‚Frauenabteilung' viele der reichbebänderten Mützen in Bewegung. Was der Pastor jetzt sagte, war den meisten aus dem Herzen gesprochen. Kea Wijsman suchte den Blick ihrer Lize zu fassen, und Aleida Coornvelt schob die schmalen Lippen vor und drückte das volle Doppelkinn würdig in ihren spitzenbesetzten Halskragen. Sie hatte nämlich heute morgen ihrem Töchterchen Clara eine Vermahnung gegeben, weil sie auf dem Zimmer ihres Bruders in gewichtigem Gespräch mit Louis und seinem Freunde Deelman betroffen wurde und den Frühstückstisch halb abgeräumt hatte stehenlassen. Das war eine gute Lehre für ihren Gatten, der auf die schnelle Auffassungsgabe seiner Tochter so besonders stolz war... Als ob geistige Begabung zu den weiblichen Tugenden gehörte!

Jetzt erst gebrauchte der Redner das Wort ‚Emanzipation'. Er nahm es wie einen gefährlichen Gegenstand in die Hand, vor dem aber die Zuhörer nicht zu erschrecken brauchten.

„Wenn dieses Wort," sagte er, „nichts anderes bedeuten soll als das Natürliche, das Einfache, allgemeine Höherentwick-

lung, etwas, was das Ziel verständiger Menschenfreunde nicht nur für die Frauen, sondern für das ganze menschliche Geschlecht stets und immer gewesen ist, — warum nimmt man denn auf einmal den Mund so voll? Warum spricht man von einer Umgestaltung des Frauenlebens, von der endlichen Mündigkeitserklärung der Frau, von einer Umwälzung aller gesellschaftlichen Zustände? Warum kündigt man eine Revolution an?"

Während die gespannte Aufmerksamkeit der Versammlung ein wenig nachließ, da der Redner sicheren Schrittes, aber nach der Meinung vieler Zuhörer etwas zu langsam der nunmehr in die Diskussion geworfenen Streitfrage zu Leibe ging, ließ David Coornvelt seine Gedanken aufs neue wandern. Das unerfreuliche Tischgespräch fiel ihm ein, das vor mehreren Monaten zu Aleids heftigem Ärger über das berüchtigte Wort in seinem Hause stattgefunden hatte. Louis hatte von der jungen Dame erzählt, die in Groningen ihr Doktorexamen machen wollte, und die Gerüchte erwähnt, daß auch der Ministerpräsident Thorbecke ihrem Wunsche nicht unfreundlich gegenüberstehe und man sogar von einer bevorstehenden Verfügung spreche, durch welche die Tore der Groninger Universität sich allgemein den Frauen erschließen sollten. Als er, David, mit lachendem Spott erwidert hatte, Thorbecke werde sich wohl hüten, bei seiner keineswegs sehr starken Mehrheit sich noch mit einer Verordnung in die Nesseln zu setzen, die in weiten Volkskreisen Anstoß und Empörung erregen müßte — da war auf einmal Claartje, sein sanftmütiges anhängliches Töchterchen mit einer Heftigkeit aufgefahren, die er nie an ihr erlebt hatte. Warum denn nicht, war Minister Thorbecke es nicht seinen liberalen Überzeugungen schuldig, einen solchen Versuch zu machen? Läge es nicht ganz in seiner Art, sich dem trägen Strom der öffentlichen Meinung entgegenzustellen und die junge Dame in

Groningen einmal zeigen zu lassen, ob sie recht hätte? Wenn sie scheiterte, wenn sich wirklich das weibliche Gehirn als zu klein erwies, wäre das nicht der beste, der schlagendste Gegenbeweis gegen die Emanzipation, den man sich wünschen könnte?

Emanzipation... Wie schmerzlich hatte ihn dieses Wort aus dem hübschen roten Mädchenmund berührt. Sein Claartje, das frische zarte Kind, war sie wirklich von dem abscheulichen Geist angesteckt, der in manche Frauen und Mädchen gefahren war? Hatte wirklich der eine oder andere elende Blaustrumpf es fertiggebracht, in die naiven Ohren das Gift der neumodischen Lehre von ‚Höherentwicklung' und ‚persönlicher Freiheit' zu gießen?

In diesem Augenblick hatte er zuerst erkannt, daß er kein Kind mehr vor sich hatte, daß Clara nach ihrer Pensionszeit viel stiller und ernsthafter geworden war und nur mehr mit halbem Herzen auf die Späße und Scherze einging, die er in unerschöpflicher Erfindungskraft für sie ausdachte... Und er hatte den Wunsch nach einer Aussprache empfunden; auf einem ihrer langen gemeinschaftlichen Spaziergänge wollte er sich ihr Vertrauen erschließen. Aber schnell war ihm klar geworden, daß er hierüber mit seinem Kinde nicht sprechen könnte, daß ihr ganzes enges Verhältnis auf kleinen Neckereien und Schmeicheleien aufgebaut war, und daß er den Ernst in seinem Kinde fürchtete, den Ernst, der aus dem kleinen Wesen, das er noch immer mit dankbarer Freude spielerisch liebkosend auf seine Knie zog, einen Menschen machte.

Von neuem suchten die Augen des Professors den Blondkopf mit dem kunstreichen Lockenaufbau, wie ihn die damalige Mode vorschrieb; er sah, daß sein Töchterchen aufmerksam, aber doch mit unwillig gerunzelter Stirn und mit einem beinah erzürnten Widerspruch, der sich in den großen blauen Augen

malte, zuhörte. Wie kraftlos und lau kam ihm auf einmal die Rede des gefeierten Mannes vor! Nirgends schien er mit seinen Folgerungen entschlossen bis ans Ende zu gehen... Gott im Himmel, er würde die Sache anders anpacken, wenn er jetzt über Frauenemanzipation zu reden hätte. Keulenschläge sollten seine Worte sein, mit flammenden Beweisgründen würde er alle, Männer und Frauen, zum Kampf aufrufen gegen die Verirrten, die es wagten, das schönste Krongut der Frau zu bedrohen, ihre zarte Unschuld, ihre liebliche Anhänglichkeit...

Aber täuschte er sich oder schien jetzt nicht auch der Pastor wärmer und entschiedener in seinem Vortrag zu werden? Ja, er beugte sich über das Katheder, scharfe eindringliche Betonungen, zwingende Gebärden verstärkten seine Worte, und jetzt lag wieder fühlbare Spannung, gefesselte Anteilnahme über dem Saal.

„Nur der oberflächliche Betrachter kann diese Bewegung für unschuldig ansehen. Ich erblicke ein schnell anwachsendes Heer von Unzufriedenen, dessen Begehrlichkeit keine Grenzen kennt. Die Vorhut setzt sich in Zürich akademische Lorbeeren auf das Haupt und verlangt in London das Stimmrecht bei den Parlamentswahlen, die Nachhut aber sitzt in Amerika mit übergeschlagenen Beinen und schämt sich nicht, in ihren Frauenklubs — ich spreche das Wort aus: Zigarren zu rauchen!"

Rauschender Lacherfolg auf der Herrenabteilung lohnte den wohlgezielten Blitz des Redners. Im Reich der Damen suchten ungläubig erstaunte Gesichter einander zu finden. Ein allgemeiner Wettstreit im Naserümpfen entbrannte. Die alte Frau Dermout, die Witwe des allverehrten Pfarrers, hatte sich sogar einen echten Empörungsschrei geleistet und hierdurch die Aufmerksamkeit von Cateau Berkhout und Lize Wijsman erregt, die, wie der Professor zu seinem Leidwesen feststellte, alle Mühe hatten, ihr Losprusten durch geeignete Bewegungen

ihrer wohlbehandschuhten Hände zu verbergen. Gar keine passende Gesellschaft, sagte sich David in aufsteigendem Ärger, für mein Töchterchen. Zum Glück hatte Claartje sich nicht an dem unschicklichen Lachausbruch beteiligt, aber auch der Ausdruck beseligten Hingegebenseins, mit dem sie zu Beginn des Vortrags zu dem geliebten Seelenhirten aufgeblickt hatte, war aus ihrem Gesicht, das jetzt nur mehr ruhige Aufmerksamkeit verriet, verschwunden.

Der große Mann war jetzt zum Kern seiner Ausführungen gelangt. „Haben wir Anlaß," frug er mit gehobener Stimme, „den Kampf zu fürchten, dessen erste Anzeichen so viele bereits am Horizont erblicken, den Kampf, der, wie man sagt, auf einzelnen äußersten Vorposten schon entbrannt ist, fehlt es der Frau an gebührender Verehrung, weigert man ihr ihre Rechte, verkennt man ihren Wert, ist sie eine Sklavin in unserem freien, auf jahrhundertalte Bildung mit Recht stolzen Heimatlande, das in der ganzen Welt wegen der Innigkeit seines Familienlebens gepriesen wird? Nein, verehrte Anwesende, dem wage ich mit vollem Ernst und Freimut zu widersprechen. Das Schillerwort:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben"

hat auch bei uns Heimatrecht erworben. Die Würde der Frau? Die Tüchtigkeit des holländischen Wesens genügt, sie jedem Manne unseres Volkes deutlich vorzuzeichnen. Ihre Rechte...? Ja, wenn man nicht etwa von neu ausgetüftelten Forderungen spricht, die keinerlei Grund in der innersten Natur der Frau besitzen, ihre Rechte, es sind die heiligen Rechte der Schwachen, und der, der in unserem Kreise sie zu verletzen oder zu verachten wagt, empfängt als Lohn die gebührende allgemeine Brandmarkung! Eine Sklavin wäre die holländische Frau? Ja... Genau so wie auch jeder rechte Mann in unserem Lande

gerne Sklavenketten auf sich nimmt, die Ketten des gerechten und geliebten Herrn, dessen Name Pflicht ist!"

David Coornvelt saß jetzt in seinem Stuhl zurückgelehnt; mit einer Hand streichelte er noch immer die seidigen Wellen seines Backenbartes. Plötzlich ertappte er sich darauf, daß er mit der anderen einen ungeduldigen Wirbel auf den Tisch trommelte. Gewiß, eine geschickte Wendung eines geschickten Redners, genau das, was ein vorübergehend unruhig gewordenes Auditorium brauchte, um wieder hochbefriedigt zu lächeln und zuzustimmen, aber als Festungsmauer gegen die Gefahr der Emanzipation nahm sich diese Begründung doch etwas dünn aus. Den ‚Rosenflechterinnen', den verheirateten Frauen drohte, wie David nicht ohne Spott insgeheim feststellte, die Gefahr wohl kaum. Anders aber stand es mit den jungen Mädchen, die sich in ihrer kindlichen Unerfahrenheit nur allzu leicht durch wohlklingende Schlagworte fortreißen ließen — und dann gab es ja noch die dritte Sorte, die bisher noch gar nicht mitgezählt hatte und die eigentlich nur lächerlich war, die alten Jungfern!

Offenbar war der Pastor jetzt auf seinem eigensten Gebiet angelangt. Mit warmem liebevollem Lächeln verbreitete er sich über seinen Lieblingsgegenstand, die Heiligkeit der Ehe, die reinen Freuden des Familienlebens... Und richtig, schon brachte er den so oft von ihm angewandten Vergleich an: Mann und Frau als ein Händepaar, der Mann die Rechte, die Frau die Linke... Jede für sich fast ohne Kraft und vereinigt Schöpfer alles Schönen auf Erden! David Coornvelt, nach außen hin noch immer der andächtige Zuhörer, unterdrückte einen heimlichen Seufzer. Auf diesem Gebiet folgte er seinem Dichterfreunde lieber nicht. Das waren Entzückungen, an denen er keinen Anteil hatte. Die Liebe gehörte seinem Empfinden nach untrennbar mit Jugend und Schönheit zusammen, nur als Liebe eines jungen Paares verdiente sie, in hohen Worten gepriesen

zu werden ... Die Ehe ... gewiß, eine treffliche, notwendige, nützliche Einrichtung, aber im Grunde genommen doch eine Sache, mit der jeder an seinem Teil sich so gut wie möglich auseinandersetzen muß, je weniger man von ihr sprach, desto besser ...

Allen Anzeichen nach schritt der Redner jetzt dem Schlusse zu, seine Stimme tönte in vollen Orgeltönen, sein Wort steuerte auf eine letzte entscheidende Vermahnung hin mit der ganzen zwingenden Überredungskraft des großen Kanzelredners, der weiß, daß seine Herde an seinen Lippen hängt.

„Nicht auf das Ringen nach Macht, nach Bestimmungsrecht neben dem Manne, nicht auf Ziele, die das innerste Naturgesetz der Frau verweigert hat, nein, auf die Mehrung und Stärkung ihres wohltätigen Einflusses auf den Gatten, auf die Wahrung und Ausbreitung dieses ihres natürlichen Vorrechts möge sich die Ausbildung der heutigen Frau richten. Ehren wir die Männer und die Frauen, die aufrechten Sinnes das Gute für die Frau erstreben, aber mögen sie es erstreben auf dem von Gott vorgezeichneten Wege, dem Wege, der auch der heilige Weg der Natur ist und neben dem es nur — wenn auch für eine kurze Weile verlockende, doch schließlich ins Verderben führende — Irrwege geben kann."

Nicolaas Beets stieg von der Höhe seines Katheders hernieder. Lebhafter Beifall erscholl, der sich hinten, auf den Studentenreihen, sogar zu lauten Bravorufen steigerte. Zwischen den sich rasch bewegenden mützengeschmückten Köpfen der vor ihm sitzenden Damen hindurch konnte David bemerken, daß seine Tochter und ihre beiden Kusinen in lebhaftem Geflüster Kritik übten. Dieser Mangel an Ergriffenheit verletzte ihn dermaßen, daß er sogar vergaß, gemäß seiner Eigenschaft als Vorsitzender sich zu erheben. Ehe er sich des kleinen Fehlers bewußt wurde, war der gefeierte Mann nochmals vor-

getreten, um mit seinem bekannten gewinnenden Lächeln für die so freigebig dargebrachte Anerkennung zu danken; dann ging er zum Vorstandstisch, wo einer der Herren schon aufgesprungen war und seinen Sessel für ihn zurechtschob.

In diesem Augenblick geschah etwas, was wie ein Donnerschlag wirkte.

Auf einem Eckplatz der fünften oder sechsten Reihe der Damenabteilung war jemand aufgestanden, und plötzlich erklang eine Frauenstimme, die laut, klar und mit geschulter Deutlichkeit sich über das Durcheinander von Hunderten halblauter Gesprächsstimmen hinweg Geltung verschaffte.

„Einen Augenblick, meine Herren und Damen, einen Augenblick, erlauchter Redner! Erlauben Sie einer Frau, nachdem Sie den ganzen Abend über die Bestimmung der Frauen zu Gericht gesessen haben, nun noch ihrerseits eine Frage zu stellen?"

Pastor Beets schnellte von dem Sessel, auf dem er ermüdet, ruhebedürftig sich niedergelassen hatte, empor. Das Taschentuch, das die feuchten Perlen seiner Stirn aufgenommen hatte, in der Hand, suchte er ganz verwirrt das Auge des Vorsitzenden. Eine Debatte wäre etwas Unerhörtes gewesen... niemals fand nach einer Vorlesung der ‚Gemeinnützigen Gesellschaft' eine Diskussion statt... Es galt für den Gipfel der Ungehörigkeit, mit lauter Stimme hier eine Bemerkung oder Einwendung zu einer eben beendeten Rede zu machen... Aber was jetzt geschah, daß eine Frau aufstand und ihre Stimme erhob, in diesem Augenblick, nach allem, was er soeben über den ihr gebührenden Platz, über die ihr gebotene Zurückhaltung dargelegt hatte: das erschien ihm fast wie ein Trugbild seiner überreizten Phantasie...

Geschickt hatte die Sprecherin den Augenblick der Verwirrung zu nützen gewußt. In der plötzlichen Stille, die das Erstaunen geboren hatte, gewann ihre klare Stimme solche

zwingende Kraft, solchen leidenschaftlichen Nachdruck, daß sie sich Gehör verschaffte.

„Wir haben von Ihnen goldene Worte gehört über die verheiratete Frau, über die Flechterin der himmlischen Rosen, über die unentbehrliche Linke im einigen Händepaar... Aber, Herr Pastor, es gibt noch andere Frauen, allein hierzulande gibt es hunderttausend Frauen mehr als Männer... Hunderttausend Frauen, die unverheiratet bleiben müssen, linke Hände, denen sich keine Rechte entgegenstreckt... Im Namen aller dieser Frauen frage ich Sie: Mit welchem Recht versperren Sie ihnen die Möglichkeit, für sich selber zu sorgen, mit welchem Recht zwingen Sie sie, von ihren Vätern und ihren Brüdern abhängig zu sein? Mit welchem Recht sprechen Sie zu diesen Frauen von den Segnungen des Muttertums, von den Pflichten der Hausfrau? Mit welchem Recht versagen Sie ihren Töchtern die Gelegenheit zu wissenschaftlichem Studium, zu höherer Berufsausbildung, wo Sie doch durchaus mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß auch für sie die erniedrigende Abhängigkeit der unverheirateten Frau im Schoße der Zukunft liegt?"

Nach einem Augenblick lähmenden Entsetzens brach hinten auf den Studentenreihen der Lärm los. Noch hielt heftiges Zischen, hielten Rufe um Ruhe ihn im Banne, bis eine rauhe empörte Jünglingsstimme mit den Worten: „Schmeißt doch den Blaustrumpf heraus!" die bängliche Spannung der Zuhörerschaft in befreiendes Gelächter auflöste. Unter dem hohen Glucksen der Frauenstimmen und dem schweren Losbrechen der Männer wandten sich zahllose geziemend aufgeputzte Damenköpfe mit Blitzen der Entrüstung gegen das Mitglied ihres Geschlechts, das sich in so grober Weise gegen die Gesetze des weiblichen Anstandes vergangen hatte...

„Aber wozu hast du denn deinen Hammer?" hatte der Schriftführer schon bei dem ersten Satze der unverfrorenen

Sprecherin dem Vorsitzenden zugeflüstert. Gehorsam war David, den Hammer in der erhobenen Hand, aufgestanden. Aber auf einmal legte es sich wie eine Lähmung über seine hohe kraftvolle Gestalt. Vornübergebeugt, mit zitternden Knien, hörte er wie gebannt zu. Diese helle überdeutliche Stimme, die Worte, die Laute, ab und zu, kaum spürbar, ein ganz leichter fremdländischer Beiklang ... Ein Wirbelsturm verwirrter Erinnerungen raste in einer Sekunde durch seine Gedanken. Seine Jugendzeit! Ein Sommerabend in seinem Elternhause. Der Mond stand über dem Gebüsch im Garten und er selbst reckte sich zu einem offenen Fenster empor. Er lauschte mit klopfendem Herzen nach einer Stimme, einer klaren, zwingend überzeugenden Stimme, die ein Gefühl in ihm befreit hatte, ein sehnsüchtiges Verlangen nach Glück und zugleich den festen Willen, ein guter großer starker Mensch zu werden ... Ein Sehnen, eine Entschlußkraft, wie er sie niemals wieder, niemals in seinem langen Leben der Arbeit und des Erfolges gekannt hatte.

„Um's Himmelswillen! nimm doch deinen Hammer, Coornvelt!" Eine kräftige Hand stieß seinen Arm nieder, so daß die silberbeschlagene Waffe Thors dröhnend auf die Tafel niedersauste. Und mit diesem Schlage, wie aus einer lähmenden Umklammerung befreit, fand David die ihn umgebende Wirklichkeit wieder. Schnell und mit zwingender Kraft wiederholte er die Hammerschläge, bis die Ruhe im Saal nichts mehr zu wünschen übrigließ. Und jetzt empfand er auch nichts anderes mehr als brausenden Zorn über die Störung, die eine Fremde, eine törichte verstiegene Frauensperson in diesem erlesenen Kreise anzurichten gewagt hatte, über die Beleidigung, die sowohl dem verehrten Redner wie dem Vorstande und der Zuhörerschaft widerfahren war.

Sofort auch wußte er mit der Kaltblütigkeit des geübten und selbstbewußten Versammlungsredners die Worte zu wählen,

die die unangenehme Situation nach Möglichkeit heilen konnten: „Lieber Beets, eine ebenso unerhörte wie bedauerliche Unterbrechung hat mich einen Augenblick daran gehindert, der Dolmetsch der dankbaren Ergriffenheit zu sein, die sich der ganzen Versammlung bemächtigt hat... Wie sehr es nötig ist, daß Männer wie Ihr die Verirrten auf den Weg der wahren Pflichterfüllung hinweisen, das ist uns durch diese sinnlose und unziemliche Störung aufs deutlichste vor Augen getreten..."

Aber alle schönen Worte zum Preise des Redners und der von ihm vorgebrachten Anschauungen vermochten nicht die Zorneswolke von dem fast immer so liebenswürdigen Gesicht des Dichters zu verscheuchen. Die Leidener ‚Gemeinnützige' hatte sich vor dem gefeierten Manne eine tüchtige Schlappe geholt. Der Vorsitzende war einfach einen Augenblick nicht auf der Höhe seiner Aufgabe gewesen, und der Redner hätte ihm mit Grund den Vorwurf machen können, daß er dieses unziemliche Frauengeschwätz erst viel zu spät unterbrochen habe...

Er endete mit warmen Worten der Verehrung und des Dankes, er hörte den nicht recht von Herzen kommenden Beifall des Publikums und fühlte, wie Beets ihm mit schwachem Druck die Hand reichte... Als er seinen Sessel wegrückte, um den Saal zu verlassen, sah er, wie seine Tochter und ihre Kusine Lize sich mit recht unschicklicher Eile durch die noch vollen Sitzreihen drängten und durch dieselbe Tür verschwanden, an der noch eben die fremde Sprecherin gestanden hatte.

Lize Wijsman hatte Claartje am Arm ergriffen. „Wer ist das, wer bringt dazu den Mut auf?" hatte sie in heftiger Erregung geflüstert. Sich auf Cateaus Schulter stützend, versuchte sie über die hohen Haaraufbauten der Damen hinweg die Fremde ins Auge zu fassen. Da sie groß war, gelang es ihr. An einer der Seitentüren erblickte sie eine zarte Figur in schwarzem

Radmantel nebst gleichfarbiger Kapuze. Die Gesichtszüge konnte sie kaum unterscheiden; nur ein Paar große dunkle, scharf und zornig blickende Augen prägten sich ihr ein. Sie fühlte eine tolle Lust, aufzuschreien, zu jauchzen über das Unglaubliche, das geschehen war, über die Herausforderung, die diese einzelne schmächtige Frau dem ganzen Saal ins Gesicht geworfen hatte! Hatten diese Worte nicht wie gut gezielte Hiebe gesessen nach all diesen altehrwürdigen Wahrheiten, die der Pastor die Ideen des heutigen Tages genannt hatte! Leidenschaftlich begannen ihre Hände Beifall zu zollen, aber sofort wurden sie von Cateau festgehalten: „Bist du verrückt ... das kannst du doch nicht tun! Wenn Onkel sieht ...!" Lize schaute Claartje an, die, die Hände vor dem Schoß gefaltet, in abwesender Entzückung in der Richtung starrte, aus der die seltsame Botschaft erklungen war.

Jetzt wußte Lize, was sie wollte. „Komm mit!" rief sie der blonden Kusine in bezwingendem Tone zu. „Da durch die Tür ist sie weggegangen ... wir müssen ihr nach! Ich muß ihr sagen, wie wundervoll ich es von ihr finde, wie herrlich, daß sie das alles mit lauter Stimme vor den Leuten gesagt hat."

Sie hatte Clara bei der Hand ergriffen und zog sie rasch mit sich. In den Gängen war es noch leer, aber auch dort war die Fremde nicht mehr zu erblicken. Unbekümmert um den naßkalten Abendwind schlug Lize ihr Tuch um die nur mit zartem Nesseltuch bekleideten Schultern und sprang hinaus. Clara Coornvelt zögerte, ihr zu folgen, da sich der Vorplatz schon mit Aufbrechenden füllte und ihre Mutter sich gewiß gewundert hätte, sie ohne Mantel und Hut hinausstürmen zu sehen.

„So ganz allein, Fräulein Coornvelt? Kann ich Ihnen behilflich sein, vielleicht Ihren Wagen holen?"

Erschrocken wandte das junge Mädchen sich um, bis unter die Haarwurzeln errötend. Verlegen suchte sie nach einer Aus-

rede. „Vielen Dank, nein ... ich muß ... ich warte hier auf meine Mutter und Kusine Wijsman; der Wagen wird wohl gleich kommen."

„Lassen Sie mich dann wenigstens Ihren Mantel holen," bot er aufs neue seine Dienste an, „man braucht nämlich kräftige Arme, um an die Garderobe durchzukommen!"

Sie blickte dem Dienstfertigen nach, der sich mit kräftigen Schritten einen Weg bahnte. Jonkheer van Schagen war eine auffallend große Erscheinung und, wie sie aus den Kluberzählungen ihres Bruders Louis wußte, wegen mancher herkulischer Kraftleistung berühmt. Eine Minute später war er auch schon zurück und hielt ihren mit grauem Pelzwerk gefütterten Umhang triumphierend empor. In der Art, wie er ihr in das Überkleid hineinhalf, lag zugleich Treuherzigkeit und ergebene Verehrung. Vertraulich flüsterte er ihr zu: „Ist das keine Schande, daß diese unverschämte Frauensperson unserem Beets so in die Rede fallen konnte? Haben Sie dafür Verständnis, Fräulein Clara, wie eine Frau — ich will gar nicht sagen eine Dame — so etwas wagen kann. Sie wirft ja einen Schandfleck auf die Ehre ihres ganzen Geschlechts!"

Nun war also der Augenblick gekommen, wo Claartje Coornvelt sich mutig beweisen mußte. Jetzt mußte sie sich der leidenschaftlich bewunderten Fremden würdig erzeigen und den jungen Mann darüber belehren, welche verkehrten und beschränkten Anschauungen ihn zu seinem Urteil geführt hätten ... daß die fremde Dame ihr Geschlecht keineswegs verunziere, sondern im Gegenteil die begeisterte Dankbarkeit aller rechtgearteten Mädchen und Frauen verdiene ... Als Claartje aber in das frische Gesicht mit dem blonden Schnurrbart und den blauen Augen hineinsah, die mit solcher verehrenden Bewunderung auf sie blickten, wollten die Worte, die dieser Überzeugung entsprachen, nicht über ihre Lippen

kommen ... Vielleicht nachher, redete sie sich selber ein. Er war ja bestimmt nachher beim Festbankett für den Dichter ihr Tischherr ... Dann wollte sie einmal ernsthaft mit ihm reden und versuchen, ihm klarzumachen, daß er seine Vorstellungen von der Aufgabe der Frau ganz und gar werde ändern müssen, wenn er jemals zu ihr ...

In ihrem kleinen Herzen aber wußte sie, daß sie sich selbst etwas vormachte. An der Festtafel würde es zwischen ihnen beiden zu keinem ernsthaften Gespräche kommen. Ein hübscher lebensfroher junger Mann wie er legte gar keinen Wert darauf, mit einem jungen Mädchen von ernsten Dingen zu reden ... Er würde ihr Artigkeiten sagen über ihre Toilette, über ihre Frisur, er würde sich ein paar Neckereien ausgedacht haben und immer würde in seinen Augen die respektvolle und zugleich dringliche Werbung liegen, der gegenüber sie sich so häufig verwirrt und ängstlich fühlte ...

In diesem Augenblick sah sie, wie Lize zurückkam. Sie bahnte sich rasch einen Weg durch den jetzt gedrängt vollen Vorraum, und Claartje sah am Glänzen ihrer Augen, an dem triumphierenden Lachen, das ihren schönen, aber eigensinnig herben Mund umspielte, daß ihre Kusine ihren Zweck erreicht hatte.

„Soll ich Ihnen etwas verraten?" flüsterte Claartjes Begleiter. „Wissen Sie, wer da eben ‚Blaustrumpf' gerufen hat? Niemand anders als Gerrit van Doeveren, der Ihrer Kusine immer so eifrig den Hof macht."

Tatsächlich hatte Lize noch an der Ecke des Gebäudes die geheimnisvolle Fremde eingeholt, als diese gerade in die Langebrug einbiegen wollte. Mit dringlicher Bitte legte sie ihre Hand auf den schwarzen Mantel der Eiligen: „Ach bitte ... haben Sie einen Augenblick Zeit ... Darf ich Ihnen eben ein paar Worte sagen ...?"

Die Unbekannte war bei der plötzlichen Berührung erschrocken. Erst als sie das erhitzte Mädchengesicht sah, die Augen, die vor Erregung glänzten, und das dünne helle Abendkleid, das sich so verwegen der märzlichen Kälte aussetzte, zog ein Lächeln über ihr Gesicht, das für einen Augenblick die entschlossen harten Linien weicher erscheinen ließ und Lize zu den hastig geflüsterten Worten ermutigte: „Ich muß wissen, wer Sie sind... Ich möchte Sie kennenlernen, möchte Sie um Rat fragen. Ich bewundere Sie ja so, daß Sie den Mut gehabt haben... Ich will auch lernen, mutig zu sein... Ich will mithelfen, daß die Frauen sich endlich auf sich selbst besinnen..."

Deutlich bemerkte Lize an der Fremden ein überlegsames Zögern, sie fühlte, wie die dunklen Augen sie prüfend musterten. „Gut," sprach sie endlich wie in mühevoller Entscheidung. „Ich will mit Ihnen reden und einmal näher zusehen, was an Ihrer Lebhaftigkeit und Begeisterung echt ist. Wenn Sie den Mut haben... Wenn es Ihnen morgen früh noch nicht leid tut, können Sie mich im Hotel Levedag aufsuchen..."

„Ganz bestimmt wird es mir nicht leid tun!" versprach Lize eifrig, „bestimmt werde ich kommen!"

Heftig drückte sie die dargebotene Hand der Fremden; sie suchte nach einem Wort, mit dem sie die Prophetin, die schon im Weggehen war, noch einen Augenblick festhalten konnte.

Plötzlich wandte sich das schmale dunkle Gesicht unter der die Augen beschattenden Kapuze zu ihr zurück: „Wie ist Ihr Name?"

„Ich bin Lize Wijsman... Die Tochter von dem Arzt auf dem Hoogewoerd."

„War Ihre Mutter eine Coornvelt?"

„Kea Coornvelt... Kennen Sie die vielleicht?"

Die andere schüttelte den Kopf und ging ihres Weges. Doch zum drittenmal berührte Lizes Hand den schwarzen Radmantel. „Und darf ich um Ihren Namen bitten? Ich muß doch morgen im Hotel nach Ihnen fragen?"

Die Angeredete schwieg. Wieder schien die Entschließung Mühe zu kosten. „Fragen Sie nach Sylvia," sagte sie kurz. „Das ist mein Schriftstellername."

ZWÖLFTES KAPITEL

IM SCHOSS DER FAMILIE

Als David Coornvelt im Jahre des Heils 1865 sich zum Professor an der Universität Leiden ernannt sah und demgemäß die Residenzstadt, die seit seiner Eheschließung ihm zur zweiten Heimat geworden war, wieder mit seiner Vaterstadt vertauschte, hätte er am liebsten sein etwas baufällig gewordenes Elternhaus in ein Heim umgeschaffen, wie es zu seiner Stellung und seinen jetzigen Mitteln paßte. Aber damals wohnte seine Mutter noch darin und saß mit seinen Schwestern Naatje und Koosje, die sich beide nicht verheiratet hatten, hinter den Spiegelfenstern des mit Wandmalereien geschmückten Vorderzimmers. Noch immer waren Strickstrumpf und heizbare Fußbank ihre unzertrennlichen Begleiter, noch immer war sie zwar schlecht zu Fuße, aber lebhaften Geistes und Mundwerks und im Grunde dieselbe geblieben wie in den Jahren, als ihr jetzt so angesehener hochgelehrter Sohn noch ein übermütiges Studentlein war.

Das große Jahr 1848, in dem es auch in dem bedächtigen Holland nicht ohne einiges heftige Gerüttel abging, hatte auch die ersten Schritte gesehen, die der erst dreißigjährige, noch unbekannte Jurist Coornvelt auf dem Weg nach Ruhm und Erfolg getan hatte. Es war auch Thorbeckes großes Jahr, und da er

als Student zu den besten und begeistertsten Schülern des liberalen Führers gehört hatte, bekam er durch Thorbecke einen Posten bei der Kommission zur Verfassungsrevision, die sehr bald einen tiefgreifenden Einfluß auf alle Zweige des öffentlichen Lebens entfaltete. In dieser Eigenschaft gelangte er mit fast allen politischen Persönlichkeiten seines Vaterlandes in Berührung, nicht nur mit den Anhängern, sondern auch mit den Gegnern des hervorragenden Mannes. Der junge ehrgeizige Rechtsanwalt erwies sich gewandt im Umgang, vermied, nach irgendeiner Seite durch unnötige Schärfen anzustoßen, und sicherte sich in allen Lagern wertvolle Verbindungen. Kein Wunder, daß Doktor David Coornvelt, als zwei Jahre später Thorbecke sein erstes Ministerium zustande brachte, ein wichtiges Amt im Justizministerium erhielt und wenige Jahre später seine Vaterstadt als Abgeordneter in der Zweiten Kammer vertreten durfte.

Erst damals bewarb er sich vor aller Welt um die Hand eines Mädchens, auf das sein Augenmerk schon vor mehreren Jahren gefallen war, da er als junger und noch gänzlich unbekannter Anwalt die Empfangsabende des Ministers Vorster van Walsem besuchte. Die älteste Tochter des Hauses hatte damals mit aller gebotenen Zurückhaltung, aber doch deutlich zu erkennen gegeben, daß die Gesellschaft des eleganten jungen Mannes, der als ernsthafter Bewerber freilich keineswegs in Frage kam, ihr durchaus nicht unangenehm war. Jetzt brauchte er keinen Korb mehr zu fürchten. Aleida war inzwischen vierunddreißig geworden, und ihr Vater saß, da er zur Rechten gehörte, nicht mehr am Regierungstisch. Aleida war nicht schön, nicht anmutig und auch nicht besonders liebenswürdig, aber sie brachte eines mit, was bei dem Sohn des Leidener Webereibesitzers manche anderen Vorzüge ersetzte: eine angeborene Vornehmheit des Auftretens und überlegene Leichtigkeit im gesellschaft-

lichen Verkehr. Außerdem wartete ihrer die Hälfte des großen Vermögens, daß Großvater van Walsem, einst von seiner Familie wegen leichtsinniger Streiche in die Kolonien geschickt, auf den Zuckerplantagen des fernen Ostens zusammengebracht hatte.

Seit dieser glänzenden und von vielen ehrlich beneideten Heirat war es mit David schnell vorwärts gegangen. Wer konnte genau sagen, wieviel er seinen eigenen Fähigkeiten, wieviel den einflußreichen Verbindungen seiner Frau verdankte? Aleida war viel zu gut erzogen, um sich jemals laut ihres Anteils an den Erfolgen des Gatten zu rühmen... Und doch ließ sie es ihn an hundert Kleinigkeiten fühlen, in der keinen Widerspruch duldenden Sicherheit, mit der sie die Zügel des vornehm geführten Haushalts in der Hand behielt, in der Bevorzugung ihrer eigenen Verwandtschaft und der leise hochmütigen Freundlichkeit, die sie für die Familie des Mannes übrig hatte: „Ohne mich wärst du als nicht einmal besonders wohlhabender Sohn eines Leidener Webers nicht so weit gekommen!"

Von den reichen Mitteln seiner Frau hatte David auch das große Doppelhaus in der Breestraat erworben, das Aleida, die sich auf ihren guten und modernen Geschmack etwas einbildete, im Sinne der Zeit umgestaltete. Die alten Täfelungen und Wandmalereien hatten glitzernden Papiertapeten weichen müssen, die zarten Graumalereien des achtzehnten Jahrhunderts waren durch große Spiegel und Konsolen mit schwer vergoldetem Schnitzwerk verdrängt worden. Die hohen, mit reicher Bildhauerei geschmückten Kamine waren auf Aleidas Geheiß durch moderne Kachelöfen ersetzt worden, und die neuen prächtigen Möbel aus Ebenholz, schimmerndem Samt und einem Überfluß von goldgestickten Einfassungen und Troddeln kamen ausgezeichnet unter den kristallenen Gaskronen zur Geltung, die bei jeder festlichen Gelegenheit die

neidische Bewunderung der Leidener guten Gesellschaft erweckten. Die alte Frau Coornvelt, die sich nur schwer in die Rolle einer ‚gnädigen Frau' hineinfand, schüttelte zwar über die neumodische Pracht bedächtig den Kopf, und die Schwestern Naatje und Koosje pflegten, da ihnen die vornehme Haager Verwandtschaft von vornherein wenig zusagte, alle Einladungen abzulehnen, aber bei Saartje Berkhout, die trotz des heftigen Widerspruchs ihres Gatten auch in ihrem Salon Täfelung und Wandmalereien durch Papiertapeten ersetzen ließ, und bei Doktor Wijsman, der ebenfalls die Gasunternehmung in Nahrung setzte, machte Aleidas fortschrittliche Wohngesinnung Schule.

Die alte Walkmühle hinter dem Haus an der Rapenburg war in den fünfziger Jahren zuerst als Lagerhaus verwendet und dann abgerissen worden; weit draußen auf den geschleiften Wällen an der Heerepoort hatten Nicolaas und Abraham eine neue Fabrik errichtet, über deren Eingangstor zum entrüsteten Ärger Pastor Hendriks und Professor Davids wieder das alte unsittliche Giebelrelief mit dem tanzenden Weberpaar prangte, das über zwanzig Jahre unter der Erde geschlummert hatte und jetzt wieder zu Ehren kam. ‚Haus Schlaraffenland' war eine der letzten Webereien, die den Dampfbetrieb einführten. Eigentlich war es, da Nicolaas trotz seines Ehrgeizes auch nach dem Tode seines Vaters dem etwas auf den toten Strang geratenen Fabrikwesen kein rechtes neues Leben einhauchen konnte, dem mit Ach und Krach zu einer schlecht genug von ihm versehenen Pfarrstelle gelangten Abraham vorbehalten geblieben, eine neue Blütezeit der Fabrik heraufzuführen. Abraham faßte, sobald er den schwarzen Rock des ‚Seelenhirten' an den Nagel gehängt hatte, seine Aufgabe mit hemdsärmeliger Entschlossenheit an und wagte es gegen die Abmahnungen des durch eine Fülle von Rückschlägen übervorsichtig gewordenen Bruders, nicht nur englische Maschinen, sondern sogar ein paar eng-

lische Vorarbeiter kommen zu lassen. Diese mußten seinen Leuten einen ganz neuen Betriebszweig, nämlich das Weben von Decken nach neuester Art, beibringen. Da Sarsche, Bajett und Kamelott nach und nach durch Stoffe, die sowohl billiger wie auch feiner waren, vom Markt verdrängt wurden, verlegten sich die Coornveltschen Webereien mehr und mehr auf die Herstellung von Decken aus haltbarster, echter Leidener Wolle und erkämpften sich bereits in den ersten zehn Jahren nach Abrahams Eintritt einen ersten Platz auf diesem Gebiete.

Mutter Coornvelt hatte mit ihren zwei unverheirateten Töchtern lange Jahre ein recht kärgliches Witwendasein geführt; erst gegen Ende ihres Lebens konnte sie sich an dem neuerblühenden Wohlstand der Familie freuen und mit Hilfe des ungeratensten ihrer Söhne sich einen teueren Platz in der Kirche und einen neumodischen Ofen im Schlafzimmer gestatten. Aber gerade jetzt hatte Abraham eine neue Schmach über die Familie und neuen Kummer über das Haupt seiner alten Mutter gebracht, indem er sich mit einem Fabrikmädchen verheiratete und die Frucht der sündigen Beziehungen, in denen er schon seit Jahren gestanden, in Gestalt dreier Kinder legitimieren ließ. Seit diesem Ereignis war er mit seinen Brüdern und Geschwistern völlig überworfen, sein Verkehr mit Nicolaas, dessen Geschäftsteilhaber er nun einmal war, beschränkte sich auf Berufsgespräche, und nur Saartje, die er ab und zu vor dem Zugriff drohender Gläubiger rettete, besuchte ihn hier und da in seinem Hause. In seinem Wesen war er zumal unter dem Einfluß seiner Frau, die das Heft in der Hand hatte und gegen die hochfahrende Wohlanständigkeit seiner Familie einen gesunden Haß aufbrachte, vergröbert und rauher geworden; in der Stadt aber war der große dicke Fabrikbesitzer, der zuzeiten froh und gutmütig sein konnte wie ein Kind, keineswegs unbeliebt. Gewiß kein vornehmer Mann wie

sein Bruder, der Professor, sah er sich doch, da es ihm mitunter auf ein paar Gulden nicht ankam, zum Regenten in verschiedenen Stiftungen gewählt und hielt auch im Gemeinderat seinen Einzug, wo man seine klare Einsicht und durchgreifende Energie bald zu schätzen wußte.

Bei ihm wohnte, seitdem die Mutter im Jahre 1867 das Zeitliche gesegnet hatte, auch seine Schwester Naatje. Da das einstmals so stille und liebe Kind sich zu einem ewig unzufriedenen und meist schlecht gelaunten älteren Mädchen entwickelt hatte, wollte keiner der anderen Brüder sich dauernd mit ihr belasten. Bei Abraham war sie, wie das nun einmal für unbemittelte alte Jungfern das ungeschriebene Gesetz war, ein kümmerliches Zwischending von besserem Dienstboten und mindergeschätztem Hausgenossen.

Koosje, deren Frömmigkeit sich jetzt ganz auf ihr Innenleben gewandt hatte, führte nach dem Hinscheiden ihrer Mutter den großen Haushalt ihres Bruders Hendrik, der im Haag ein angesehener Kanzelredner geworden war, aber seine Gattin schon im Jahre 1866 durch den Tod verloren hatte.

Am Tage nach der denkwürdigen und durch den berichteten Zwischenfall noch zuletzt so aufregungsreichen Vorlesung des großen Beets saß David Coornvelt des Morgens in seinem großen Arbeitszimmer, das im ersten Stock nach dem Garten hin gelegen und so vor allen lästigen Geräuschen gesichert war.

Die lustige Märzsonne, die unter dem hochgezogenen Vorhang auf das hellglänzende Nußholz des Schreibtisches fiel, beleuchtete einen von Sorgen bedrückten und keineswegs mit dem Weltlauf einverstandenen Mann, der in seinem Sessel zurückgelehnt seinen Backenbart durch die Finger gleiten ließ. In seinem Gesicht würde man nicht sofort den selbstbewußten, liebenswürdig lebhaften Hochschullehrer wiedererkannt haben,

der am gestrigen Abend die Versammlung der ‚Gemeinnützigen Gesellschaft' geleitet hatte.

Wie alle Zimmer des Hauses war auch dieser Raum mit schweren Gardinen, reichgeschnitzten Möbeln und Samtstühlen ausgestattet, die mit Troddeln und besticktem Bandwerk verziert waren. Nur ein paar Erbstücke aus dem Elternhaus hatten hier zu Aleidas Kummer einen Ehrenplatz gefunden: der schmucklose, gelbpolierte und mit grünem Tuch ausgeschlagene Bücherschrank, auf dem die Büsten von Cicero und Homer standen, der alte schwarzlederne Armstuhl, in dem sein Vater immer gesessen hatte, und die Schreibkassette mit den Messingbeschlägen, an der der alte Coornvelt seine Verse geschrieben, für die allerdings der Enkel, des Professors Sohn Louis, der gleich Vater und Großvater nicht ohne dichterische Veranlagung war, nur ein spöttisches Lächeln aufzubringen vermochte.

Da Professor Coornvelt infolge des mit schweren Weinen begossenen gestrigen Abendessens seit dem Aufstehen einen leichten Kopfschmerz verspürte, hatte er den feierlichen langschößigen Rock ausgezogen und eine altmodische Hausrobe angelegt, die ein phantastisches Blumen- und Drachenmuster aufwies und ihm von seinem Vater, der sie mit Vorliebe zu tragen pflegte, ausdrücklich im Testament vermacht worden war. Den Kopf in die Hand gestützt, hing er dem dumpfen Ärger über den am gestrigen Abend begangenen Fehler nach, der schwer wieder gutzumachen war. Unverkennbar war in den Abschiedsworten des berühmten Gastes, den er soeben an die Bahn gebracht hatte, bei allen Dankes- und Freundschaftsbezeugungen doch eine gewisse Kühle bemerkbar gewesen; so hatte er desto mehr Grund, über den Vorfall nachzudenken, der den Eindruck der Vorlesung beeinträchtigt und auch auf das in so großem Stile angelegte Festmahl seinen Schatten ge-

worfen hatte. Nach außen hin überging man selbstverständlich das peinliche Intermezzo mit Schweigen, und an bewundernden und dankbaren Worten für den gefeierten Gast hatte es auch nicht gefehlt. Unaufhörlich sah er sich von begeisterten Damen umschwärmt, die ihn um Verschen oder kleine Zeichnungen für ihr Stammbuch anbettelten.

Von einem seiner Vorstandskollegen erfuhr David, daß der weibliche Störenfried eine Schriftstellerin gewesen sei, die eine große Rolle in der Emanzipationsbewegung spiele, seit kurzem eine Frauenzeitschrift ‚Die Stimme der Zukunft' ins Leben gerufen hatte und jetzt nichts Besseres zu tun wußte, als bei allen passenden und leider auch unpassenden Gelegenheiten sich als Vorkämpferin der Freiheit und Höherentwicklung ihres Geschlechts in den Vordergrund zu stellen. Wie war es doch gekommen, daß er beim Klange ihrer Stimme unwillkürlich an Marie Elisabeth Sylvain hatte denken müssen, und daß die Bilder der Vergangenheit so mächtig auf ihn eingestürmt waren, daß er einen Augenblick der Pflicht, die ihm als Vorsitzenden oblag, nicht genügen konnte!

Lange, lange Jahre hatte David Coornvelt kaum mehr an Miebetje Sylvain gedacht. Vor langer Zeit hatte er einmal von Saartje gehört, Miebetje sei als Erzieherin nach den Kolonien gegangen, und die stets über eine üppige Phantasie verfügende Schwester hatte als ganz sicher hingestellt, daß sie sich dort bald mit dem einen oder anderen millionenschweren Nabob verheiraten werde. Mit Gewalt mußte sich der Professor klarmachen, daß Miebetje Sylvain jetzt eine Frau in reifen Jahren sein müsse, da sie nur ein paar Jahre weniger zählte als er selbst, denn auch er war, wenn er sich das auch bisweilen eigens vorsagen mußte, jetzt kein Jüngling mehr, sondern der Vater erwachsener Kinder... Der nüchterne Morgen ließ die gespenstische Vorstellung, daß Miebetje Sylvain die Friedens-

störerin vom gestrigen Abend gewesen sei, mehr denn unwahrscheinlich scheinen. Andernfalls täte freilich Eile not, die französische Base auf das Unziemliche ihres Verhaltens hinzuweisen und ihr begreiflich zu machen, sie tue besser, ihre Zelte nicht in Leiden aufzuschlagen, da die Familie Coornvelt durchaus nicht gewillt sei, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen. Auf keinen Fall durften ihre törichten Lehrsätze über sein Töchterchen oder über Cateau und Lize Macht gewinnen, die ja schon allerhand Raupen im Kopf hatten. Einstweilen ging dem Professor das Wort Emanzipation bis an den Hals, und er fand es äußerst verständig von dem alten Berkhout, daß er den Gebrauch des abscheulichen Ausdrucks in seinem Hause streng verboten hatte.

David Coornvelt tauchte seine Feder ein, um endlich zu seinem Tagewerk zu gelangen. Über die passende Einleitung eines wichtigen Briefes nachsinnend, schaute er in den Garten und entdeckte dort seinen Sohn, der, die Hände in den Taschen, einherschlenderte und seine Aufmerksamkeit den ersten Krokussen und dem malerisch zwischen dem Efeu an der rückwärtigen Mauer angebrachten Taubenschlag zuwandte.

Zornesröte fuhr in das Gesicht des Vaters, der fast unwillkürlich heftig mit seinem Siegelring an das Fenster pochte. Während er dem Eintreten des durch diesen gebietenden Wink herbeigerufenen Jünglings entgegensah, überzeugte ihn ein Blick in das Vorlesungsverzeichnis, daß er sich nicht geirrt hatte. In der Tat versäumte der Faulpelz, der erst kürzlich sein Examen um ein halbes Jahr verschoben hatte, eines der wichtigsten Pandektenkollegs.

Aber als der Sohn mit einem munteren „Guten Morgen, Vater" vor ihm stand, den kurzen braunen Samtrock mit einem frischgepflückten Krokus verziert, die blauen Augen frei und offen und ohne eine Spur von bösem Gewissen, hatte sich die rasche

Aufwallung des Vaters schon wieder gelegt. David hatte sich ja zum Grundsatz gemacht, sein Sohn solle ein ebenso reichlich ausgestattetes fröhliches Studentenleben haben, wie er es selber genossen hatte; als Vater wolle er Geduld und Nachsicht üben, unvorhergesehene Schulden ohne viel Aufhebens bezahlen und bei manchen Ausgelassenheiten ein Auge zudrücken! Ein richtiges Studentenleben machte einen Knaben zum Manne, und gerade Louis, der stille nachdenkliche Junge, hatte es nach seines Vaters Meinung bitter nötig, einmal tüchtig über die Stränge zu schlagen.

Louis hatte indessen nie rechte Neigung zu den üblichen studentischen Heldentaten gezeigt, die sein Vater ihm so gern verziehen hätte. Weder hatte er Bierflaschen über die Häupter vorbeigehender friedlicher Bürger ausgegossen, noch war er mit einem Trupp gleichgesinnter Genossen in ein Mädchenpensionat eingedrungen; er prahlte nicht mit der Zahl der Füchse, die er ‚gebrannt', der Weinflaschen, denen er den Hals gebrochen, oder der Mädchen, denen er Küsse geraubt hatte. Nachdem er zwei Jahre draußen gewohnt hatte, war er selbst mit der Bitte gekommen, wieder im Elternhause bleiben zu dürfen.

Leider hatte er sich aber auch den hohen Erwartungen, die David an die lebhafte Auffassungsgabe seines Sohnes geknüpft hatte, nicht gewachsen gezeigt. Nach vier Jahren des Studiums war er erst mit dem Zwischenexamen fertig geworden und schob die Meldung zur Doktorprüfung immer von neuem hinaus. Gewiß war dem Professor nicht unbekannt geblieben, daß der Sohn seine Zeit nicht müßig hinbrachte: Louis beschäftigte sich aus freiem Antrieb aufs eifrigste mit sozialen und politischen Fragen. Aber gerade weil Louis mit der Verschlossenheit, die ihm zur zweiten Natur geworden war, alle Gespräche über diese seine Liebhabereien vermied, ahnte David, daß die Richtung,

die sein Sohn bei seinen soziologischen Studien einschlug, durchaus nicht die dem Vater genehme war.

„Ich wollte mich einmal erkundigen," — der Professor verfiel halb unfreiwillig in den unnahbaren Überlegenheitston, der ihm von seinem eigenen Vater her noch so gut im Ohre lag, — „warum man sich gestern abend auf dem Bankett zu Ehren von Professor Beets nicht hat blicken lassen? Das entsprach erstens nicht der Höflichkeit, die du dem Gaste deiner Eltern schuldig bist, und war zweitens für einen jungen Menschen, der im Begriff ist, die ersten Schritte einer öffentlichen Laufbahn zu tun, mehr als unverständig. Unser Dichter hat bei einer früheren Gelegenheit die große Freundlichkeit gehabt, sich für deine Verse zu interessieren... Aber als er gestern mittag bei Tisch nach deinen neuesten Leistungen auf diesem Gebiete fragte, hast du ihm eine sehr nichtssagende ausweichende Antwort gegeben."

„Aber lieber Vater!" Ein schmerzlicher Zug umlief die Augenbrauen des Studenten, auf dessen Stirn sich eine flüchtige Röte gezeigt hatte. „Du weißt doch, welche Ansicht ich selber über diese Reimspielereien nun einmal habe, und ganz besonders über die Versfabrikation von Pastor Beets und seinem Anhang, die man in unserem schönen Lande übereingekommen ist, Poesie zu nennen!"

Dem Jüngling blieb die Erregung, die er mit solchen ehrfurchtslosen Worten heraufbeschwor, nicht verborgen. Er sah, wie die Feder in der wohlgepflegten großen Hand des Vaters heftige und augenscheinlich nicht sehr sinnvolle Bewegungen auf dem frisch eingespannten Löschblatt ausführte. Wie um sich einen festeren Stützpunkt im Fußboden zu schaffen, vergrub er seine Hände in den Hosentaschen, wobei ihn das hörbare Klopfen seines Herzens ärgerte.

Der Professor ließ einen Augenblick vergehen, bevor er erwiderte. Seine Stimme klang ruhiger, als der Sohn erwartet

hatte, ja, es spielte selbst ein Lächeln um den strengen Mund. „Das ist nun wohl einmal so in der Ordnung, daß das junge Geschlecht, ehe es selber etwas leistet, an den Alten kein gutes Haar läßt. Ich erinnere mich zum Glück, daß wir das auch so gemacht haben. Auch wir haben damals die Reimschmiede, die im ‚Vaterländischen Dichtergarten' ihre in Verse gebrachte Lebensweisheit an den Mann brachten, nach Kräften heruntergerissen ..."

„Leider habt ihr aber nicht viel Besseres an ihre Stelle gesetzt!" fuhr der Sohn spöttisch dazwischen. „Was ist heute noch übriggeblieben von dem ganzen Sack voll Ideale, mit dem Potgieter damals den ‚Gids' ins Leben gerufen hat! Kannst du mir heute einen einzigen Dichter nennen, Vater, der sich mit wirklichem Feuer an einen großen Gegenstand heranwagt? Kennst du bei uns einen Schriftsteller, der irgend etwas zum Ausdruck bringt von dem großen gewaltigen Kampf, um den sich gegenwärtig alles dreht ... Ich meine natürlich nicht in unserm verschlafenen Ländchen, aber in England, in Deutschland, von dem Ringen zwischen den Sklaven der Fabrikarbeit und ihren Unterdrückern ... Weißt du einen einzigen außer Multatuli ..."

„Das hätte ich mir denken können!" setzte sich der Professor mit allen Waffen höhnischer Überlegenheit zur Wehr. „Dieser Prahlhans, hinter dem nichts steckt als revolutionäre Phrasen — der ist der einzige, der vor deinen Augen Gnade findet! Das ist wundervoll! Selber leistet man nichts, alles Bestehende reißt man herunter und Multatuli krönt man zum Propheten! Einen Mann, der Gott und Vaterland in den Kot zieht, einen aufgeblasenen Komödianten, der anderen Leuten Predigten über höhere sittliche Pflichten hält und in seinem eigenen Leben die Unsittlichkeit in Person ist!"

„Und was hat euer frommer und erhabener Bilderdijk seinerzeit getan? Der war nur so vorsichtig, sein Wesen in der Heim-

lichkeit zu treiben; hast du nicht gelesen, was Busken Huet erst neulich aus der Lebensgeschichte Bilderdijks ans Licht gebracht hat, wie er in jedem Briefe an seine Frau von heiligen Treueschwüren überfloß und dabei in London vergnügt mit der Tochter seines Wohltäters zusammenlebte?"

„Ich habe genug von diesem sinnlosen Dahergerede," sprach der Professor zornig. Um auszudrücken, daß die Unterredung für ihn beendigt war, griff er von neuem zur Feder. „Ich will dir einen guten Rat geben: Leiste erst einmal selber etwas, ehe du mit solchen Urteilen über dein Land und seine Literatur zu Markte gehst. Ich weiß nicht, was das für Freunde sind, mit denen du augenblicklich verkehrst. Aus deinen eigenen Kreisen kommen sie sicher nicht, denn da gilt es noch nicht für ein Heldenstück, alles, was bei uns geleistet wird, zu verspotten und lächerlich zu machen. Wenn du in deinem Berufe weiterkommen willst und etwas anderes vorzustellen wünschest als einen leeren Phrasendrescher, dann wirst du deine Anschauungen einer gründlichen Änderung unterziehen müssen."

Der Sohn hielt den scharf beobachtenden Blick des Vaters aus und begann nach langer Pause von neuem: „Ich habe nicht die Absicht, meine Anschauungen, wie du es auszudrücken beliebst, einer Änderung zu unterziehen. Im Gegenteil, es ist ganz gut, wenn ich es dir jetzt mit einmal sage. Vater, ich will und kann meine innerste Überzeugung nicht länger verheimlichen. Seit einigen Wochen hat sich hier in Leiden eine Ortsgruppe der ‚Morgenröte' gebildet. Der Name wird dir nicht unbekannt sein, es hat sich da eine Anzahl von jungen Leuten zusammengeschlossen, die den echten, den gründlichen Fortschritt wollen und die sich frei und offen zu dem Namen ‚Sozialisten' bekennen ... Und zu ihnen ..."

„Das wolltest du mir so einfach wie eine Tagesneuigkeit erzählen!" David hatte sich in seiner ganzen Größe vor seinem

Schreibtisch aufgerichtet, suchte aber mit Mühe nach Worten. „Ein bummelnder Student, der seinen Vater einstweilen noch um jeden Pfennig bitten muß... Der will mit diesen Schurken und Landesverrätern... Du trägst den Namen Coornvelt... Du hast einen Vater, der mit Gottes Hilfe in ein paar Wochen berufen sein wird, die Geschicke dieses Landes..."

„Rege dich nicht so auf, Papa!" Dem jungen Menschen tat die Wirkung seines etwas selbstgefällig vorgetragenen Geständnisses leid; er sah ein, daß er sowohl den Augenblick wie die Form nicht gut gewählt hatte. „Wahrscheinlich weißt du von dem wahren Charakter unseres Vereins nicht mehr, als was man dem großen Publikum einredet..."

„Ich weiß genug davon, um dir zu verbieten... ganz einfach zu verbieten, mit dieser Sache dich noch irgendwie zu bemengen. Ich wußte ja, daß du dich wie so viele von deinen Freunden auf eigene Faust mit Politik abgabst, daß es bei euch für guten Ton galt, sich möglichst auf die radikale Seite zu verlegen. Aber hätte ich eine Ahnung gehabt, daß du daran denken konntest, deinen guten Namen und deine ganze Zukunft so in den Dreck zu werfen..."

Der hemmungslose Wutausbruch des Vaters hatte auf Louis nur die Wirkung, seine schon ins Wanken geratene Entschlußkraft zu stählen. Eine sonderbare Mischung von Verachtung und Mitleiden bemächtigte sich seiner, als er sah, wie der Vater, mit Mühe Haltung annehmend, zur Feder griff und seinen Zorn an dem unschuldigen Löschblatt ausließ. Ein bitteres Lachen abbrechend, bemerkte er mit langsamem Nachdruck: „Du kannst mir nicht gut verbieten, meine eigene Überzeugung zu haben."

Diese Ruhe raubte dem Vater den letzten Rest seiner Selbstbeherrschung.

„Ich kann dir zum Glück verbieten, deine sogenannte Überzeugung irgendwie in der Öffentlichkeit zu zeigen," rief er,

Wort für Wort scharf betonend, „solange du für dein Studium und für deine ganze Laufbahn noch von mir abhängig bist."

Wieder begann die Sicherheit des jungen Mannes nachzulassen. Seine Stimme klang viel sanfter, als er nach einer Pause die Frage stellte: „Du willst damit sagen ..."

„Ich will damit sagen, daß du am morgigen Tag dein Studium aufzugeben hast, wenn du mir nicht versprichst ... mir nicht auf Ehrenwort versprichst ..."

Der Professor fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Ein Bild aus vergangener Zeit war mit einem Schlage vor sein Bewußtsein getreten. Die Umrisse des Zimmers verschwammen vor seinen Augen. Das war ja derselbe entsetzliche Kampf, vor den er sich vor drei Jahrzehnten selbst gestellt gesehen hatte. So wie der Junge jetzt vor ihm stand, hatte er in ohnmächtigem Ringen vor seinem Vater gestanden; so wie er jetzt den Willen seines Sohnes brechen wollte, hatte sein Vater ihn mit ganz derselben Drohung gezwungen. Und fast wie eine tröstende Gewißheit trat es in sein Gedächtnis, wie ganz und gar er selber sich damals dem Unvermeidlichen gebeugt hatte; er blickte auf und suchte das Auge des jungen Menschen, der am Fenster stand und die Stirn an die Scheiben preßte. In heller Flamme brannte sein Mitleid auf ... Nein, er wollte kein harter unbeugsamer Vater sein wie der, unter dem er gelitten hatte. Er wollte alles wieder gutmachen, sich aus heißem Herzen mit diesem stillen verschlossenen Knaben versöhnen, sich seine Freundschaft, wenn es nötig war, erkämpfen ...

Da wandte Louis sich zu ihm zurück, seine Augen standen voll Tränen, aber über seinem blassen Gesicht lag die Prägung verbissener Entschlossenheit.

„Dann werde ich mein Studium also nicht beenden, Vater," sagte er. „Vielleicht ist das für dich ein noch viel größerer Schmerz als für mich. Dann werde ich eben nicht in die Lauf-

bahn eintreten, die du mir vorgezeichnet hast, und die Überlieferung deines berühmten Namens nicht fortsetzen. Denn alles das ist mir nicht so viel wert wie meine Überzeugung."

Er hatte leise, aber mit vor innerer Erregung zitternder Stimme gesprochen; nun wandte er sich, und einen Augenblick später umgab den Professor wieder die von ihm so oft gepriesene, durch kein Geräusch unterbrochene Stille seines Arbeitszimmers. Halb willenlos tauchte David die Feder ein und setzte sich an seine Arbeit; dann warf er mit einem Ruck den Federhalter weg, das Blut stieg ihm heiß in den Kopf und seine Faust fuhr heftig auf den Tisch nieder. „Meine eigene Schuld," knirschte er, „ich bin viel zu schwach gewesen... Wir Eltern sind heute alle viel zu nachgiebig."

Als eine halbe Stunde später sein Töchterchen anklopfte, um ihm die übliche Tasse Kaffee zu bringen, hatte er auf dem großen Foliobogen erst ein paar Zeilen niedergeschrieben. Clara erschrak über den müden und sorgenvollen Blick, mit dem er seine Arbeit für einen Augenblick zur Seite legte.

Aber doch zog ein flüchtiges Lächeln über sein Gesicht, als sie sich zutraulich an seinen Stuhl anschmiegte und mit der Hand durch sein volles und noch kaum ergrautes Haar fuhr. „Ich muß dir doch noch zeigen, was Pastor Beets mir ins Stammbuch geschrieben hat," rief sie, „aber ich kann nicht viel damit anfangen."

Er schlang den Arm um sein Töchterchen und fühlte die junge schwellende Kraft ihres schlanken Körpers, die weiche Rundung ihrer Schultern unter dem dünnen Musselinstoff ihres lichtgrauen, mit kleinen Rosen bestickten Kleides, die seidige Weichheit ihrer Wange, den Schwung ihrer Halslinie mit einer erwärmenden Freude, deren er sich gewiß geschämt haben würde, hätte er den Ursprung dieses Gefühls wissenschaftlich

zerlegen können. „Wäre Louis auch nur ein Mädchen ...“ sagte er sich, die Erinnerung an das qualvolle Gespräch, die trotz aller Willensanspannung immer wieder in ihm aufstieg, mit Gewalt niederkämpfend, „so ein liebes anhängliches Wesen ... so ein Stückchen Sonnenschein ...“

Das Reich der Frau

„Das schönere Geschlecht
Fordert höhere Bildung? — Mit Recht:
Weil Töchter und Mütter am feinsten ermessen,
Was Väter und Söhne gar leichtlich vergessen.
Wenn dem Gatten im Klubhaus an stürmischen Tagen
Die Sorgen ums Staatswohl den Atem verschlagen,
Soll die Frau im blumigen Dichtergarten
Von der Schönheit gelabt, seine Heimkehr erwarten.“

Dies stand in dem in roten Samt gebundenen Büchlein, das er so wohl kannte, zu lesen. Dem Professor machte es einige Mühe, hier einen tieferen Sinn zu entdecken; unwillkürlich stieg das respektlose Wort des Sohnes ‚Versfabrikation‘ vor ihm auf.

„Und warum findet das nicht den hohen Beifall des gnädigen Fräuleins?“ versuchte er die Sache ins Scherzhafte zu wenden. „Gestern warst du doch noch ganz verschossen in den verehrten Seelenhirten.“ Er mußte sehen, wie ihre zarten blonden Augenbrauen sich zusammenzogen und alle kindliche Fröhlichkeit aus ihrem Gesicht verschwand. „Weil auch dies, genau wie seine ganze Rede, eben nicht das ist, was man erwartet hatte, weil er immer von allem möglichen spricht, nur nicht von der Hauptsache; gewiß, was die fremde Dame nachher getan hat, war eine grobe Unschicklichkeit, und ich verstehe sehr gut, daß du dich geärgert hast; aber mit dem, was sie sagte, Vater, von all den Frauen, die keine Rosen flechten können, von all den

linken Händen, denen keine rechte sich entgegenstreckt... damit hat sie doch eigentlich recht. Denen müßte man doch helfen, daß sie für sich selber sorgen können, anstatt von ihren Vätern und Brüdern abhängig zu sein und ihr Leben mit Nichtstun hinzubringen. Wenn jedes Mädchen die Möglichkeit hätte, sich durch Arbeit nützlich zu machen, dann gäbe es nicht so viele, die nur deshalb einen Mann nehmen, um untergebracht zu sein. Dann würde es lange nicht mehr so viele unglückliche Ehen geben."

Der Professor hörte mit wachsendem Ärger zu. Er bekämpfte eine Anwandlung, seiner Tochter Schweigen zu gebieten und sie mit zornigem Befehl hinauszuschicken. Er hatte gestern abend sehr wohl beobachtet, wie sein Töchterchen nach der Vorlesung mit Lize und Cateau die Köpfe zusammensteckte. Vielleicht war es das beste, sie einmal alles aussprechen zu lassen, was sich an unreifen Gedanken unter dem Einfluß der Verstiegenheit der Kusinen in dem kleinen Köpfchen aufgesammelt hatte, und dann vorsichtig mit dem gefährlichen Zeug aufzuräumen.

„Mein liebes Kind," sagte er, während seine große Hand die ihrige umschloß, deren Finger unruhig mit den Bändchen ihrer feingefälteten Schürze spielten. „Jeder Mensch unterliegt wohl in seinen Jugendjahren der Neigung, die Welt anders und wenn möglich ein bißchen besser einzurichten. Und besonders jedes junge Mädchen spürte eine unbestimmte Sehnsucht, eine Unruhe und Unzufriedenheit, weil eben ihr Leben noch nicht seine wahre Bestimmung gefunden hat... Weil eben der Rechte noch nicht gekommen ist, der den eigentlichen Zweck ihres Lebens bedeutet... So ist es von jeher gewesen, das habe ich bei meinen Schwestern gesehen, und so wird es wohl auch bei deiner Mutter gewesen sein, als sie so jung war wie du... Aber früher hat doch niemand daran gedacht, daß deshalb die

Mädchen einen Beruf ergreifen und studieren müßten, daß sie sich gewaltsam der Plätze bemächtigen sollten, die doch nun einmal den Männern vorbehalten sind ..."

Sie zog ihre Hand leise aus der seinigen; in der Gebärde, mit der sie sich das Haar aus dem Gesicht strich, lag eine Unrast, die er sonst an ihr nicht gesehen hatte. „Du redest auch um die Sache herum!" rief sie erregt. „Du weißt nicht, um was es sich handelt oder du willst es nicht einsehen! Es kann doch auch vorkommen, daß ein Mädchen nicht heiratet, daß sie nicht den Mann findet, der ihre Lebensbestimmung bedeutet ..."

Noch einmal versuchte er, dem Fall die humoristische Seite abzugewinnen. „Soviel mir bekannt ist, braucht unser kleines Mädchen sich über diese Frage wirklich keine schlaflosen Nächte zu machen!"

Schnell versuchte ihre Hand seinen Mund zu schließen. „Sprich nicht davon," flehte sie, „bitte nicht, lieber Vater... Ich weiß, Mutter möchte es so gern haben, auch du hast ihn gerne hier, weil er so gut aussieht und nie ein Kolleg versäumt, weil er Jonkheer ist und außerdem noch Geld hat... Aber gestern abend habe ich doch wieder gesehen, daß es ganz unmöglich ist, mit ihm über irgendeinen ernsten Gegenstand zu sprechen. Ich weiß schon, Vater... Die Herren wollen alle mit den jungen Mädchen lieber ihre Witze machen, sie ein bißchen necken, ihnen Schmeicheleien sagen... Ein Mädchen gilt ihnen nur dann etwas, wenn sie anmutig und lieb ist, und von ihrer Frau wollen sie nur, daß sie für das Essen und das Haus und für die Kinder sorgt. Und darum ist es vielleicht das beste, daß ich es dir gleich ehrlich sage... Ich glaube bestimmt, daß ich mich nie verheiraten werde ..."

Das laute Lachen, mit dem er nach diesem Geständnis seine Tochter von der Stuhllehne wegzog und sie wie ein Richter gerade vor sich hinstellte, hatte etwas unfröhlich Gezwungenes.

„Willst du mir das noch einmal sagen!“ forderte er in scherzhaftem Befehlston, „willst du mich noch einmal genau anschauen und den ganzen Unsinn noch einmal wiederholen?“

Aber statt ihm in die Augen zu sehen, heftete sie den Blick auf den Fußboden und begann still und lautlos zu weinen. Da der Professor über ein zuverlässiges Mittel gegen weibliche Tränen nicht verfügte, schwankte er zwischen dem heftigen Trieb, sie mit einem rauhen Befehl anzufahren, und einem zärtlichen Verlangen, sie wie ein kleines Kind auf den Schoß zu nehmen und zu trösten.

Aber schon hatte sie sich ihm entzogen und stand am Fenster, genau an derselben Stelle, wo vor einer Stunde sein Sohn den Mut zu seinem entsetzlichen Geständnis gesammelt hatte. Er sah genau, wie sie sich selber zur Ruhe zwang und, heftig mit ihrem Taschentuch hin und her fahrend, ihre Tränen trocknete. Zugleich aber bemerkte er wieder mit einer Ergriffenheit, die tief in sein Herz brannte, daß sie doch noch ein überzartes halbes Kind war. Was für Verstand konnte ein solches kleines weiches Wesen vom Leben, von der Liebe und gar von der Ehe haben! Wieviel hätte er jetzt nicht gegeben, wenn er durch irgendein Opfer alle die Enttäuschungen und die bitteren Schmerzen der Liebe von ihrem Wege hätte wegräumen können!

„Siehst du, Vater,“ ihre Stimme klang jetzt ganz ruhig und sachlich, „weil ich bestimmt glaube, daß ich mich nicht verheiraten werde, will ich eben arbeiten, mich nützlich machen und mein Leben nicht länger mit allerhand nichtigen Beschäftigungen ausfüllen. Es ist keine Laune von mir, darauf bin ich nicht erst heute gekommen — ich habe schon lange und reiflich darüber nachgedacht, und besonders, seitdem ich Multatuli . . .“

Donnernd fiel die Faust des Vaters auf die Platte des Schreibtisches. Mit einem Sprung stand er dicht bei ihr am Fenster und rüttelte das zarte Wesen an den Schultern hin und her. „Du willst doch nicht sagen, daß du den Gottesleugner ... daß du diese abscheulichen ekelhaften sittenlosen Bücher gelesen hast... daß dein Bruder sich so weit vergessen konnte, dich dieses Zeug lesen zu lassen?"

Sie war totenblaß wie er, aber sie wich keinen Schritt zurück. „Wenn du so über Multatuli denkst, Vater, dann kennst du seine Werke nicht. Er kämpft für die Armen und Unterdrückten, er kämpft gegen all das furchtbare Unrecht, das in der Welt ist und das nur deshalb immer weiter fortwuchert, weil die Menschen zu eigensüchtig und zu feige sind, um die Augen aufzumachen. Erst durch ihn habe ich begriffen, daß jeder Mensch das Seinige tun muß, um das Elend in der Welt zu lindern... Daß auch ich etwas tun muß, wenn ich auch nur eine schwache Frau bin..."

Wie erlöst schöpfte der Professor Atem. Das war gewiß übertriebene gestaltlose Schwärmerei, aber doch lange nicht so schlimm, als er bei dem Namen Multatuli befürchtet hatte. „Wenn du das willst," sprach er, „eigentlich bist du ja noch viel zu jung, aber man könnte an die Vereinigung Dorcas denken, da machen Damen und junge Mädchen aus unseren Kreisen Kleider für die armen Leute... Dann gibt es noch die städtische Wohltätigkeitsgesellschaft..."

Doch seine Tochter schüttelte ihr Köpfchen mit einem kurzen Lachen, das geeignet war, ihn von neuem aufzubringen. „Was ich will, ist etwas ganz anderes; ich will das machen, was die Frauen in England tun, die zu den Verurteilten in den Gefängnissen hingehen, ihnen beten und die Bibel lesen helfen, die zu den armen Mädchen in den Fabriken ihren Weg finden, ihnen Unterricht im Schneidern geben und Musik für sie

machen. Es muß doch etwas Freude in ihrem Leben sein." Mit steigender Unruhe sah er, wie ihre Augen aufglühten.

„Vater!" rief sie, mit beiden Händen seinen Arm umklammernd, „das Schönste und Größte hat doch Florence Nightingale getan, die in den Krimkrieg mitgezogen ist, um die Verwundeten zu pflegen, und die nachher in die häßlichsten Spitäler von London gegangen ist, um all den ungehobelten Wächtern und Wärterinnen zu zeigen, daß man zu den armen Kranken lieb und milde sein muß. Das ist es, was ich tun möchte, Vater, so möchte ich den Armen und Unglücklichen helfen ... ich möchte ..."

Er stieß ihre Hand zurück, und von neuem ergriff er sie an der Schulter, aber jetzt, um sie wachzurütteln aus einem abscheulichen Traum. „Kind ..." schrie er auf, mußte aber vor Entsetzen die Augen schließen, um die Vorstellungen, die ihre Worte in ihm geweckt hatten, zu verjagen. „Du weißt ja nicht, wovon du sprichst ... Gott sei Dank weißt du es nicht ... In all diesen Büchern, die du da gelesen hast, steht ja kein wahres Wort: Das sind verstiegene halbirrsinnige Frauen, die die Bibel falsch begriffen haben, in einem ganz anderen Lande ... Denn hier wird es mit Gottes Hilfe nie soweit kommen. Stell' es dir doch nur vor, ein Mädchen wie du, ein reines unschuldiges Mädchen zwischen schmutzigen Fabrikweibern, zwischen Kranken und Gefangenen ... Du hast ja gar kein klares Bild davon, was das heißt, ein Gefängnis, ein Krankenhaus, was es da zu sehen und zu hören gibt!"

„Als ein Vergnügen stelle ich es mir auch nicht vor, Vater, sondern als etwas, wozu Gott den Ruf an mich ergehen läßt ... Die anderen Frauen in England haben auch mit Widerstand, mit Verachtung und mit allerhand Verdächtigungen aufräumen müssen ... Aber sie haben sich nicht irremachen lassen ... und wieviel Gutes haben sie nicht schon erreicht!"

„Ich möchte nur einmal genau wissen," fragte der Vater, der wohl merkte, daß sein letzter Vorrat an Selbstbeherrschung zur Neige ging, „wer solche irrsinnigen Gedanken in deinen Kopf gebracht hat?"

Ihre Augenlider gingen unruhig auf und nieder; es wäre doch eine Feigheit gewesen, Louis zu verraten. „Du kannst mir glauben, Vater, ich bin durchaus nicht das einzige Mädchen, das auf solche Gedanken kommt und dem es bis an den Hals geht, mit den Händen im Schoß dazusitzen und zu warten, bis der eine oder andere junge Mann die große Gnade hat, um unsere Hand anzuhalten..."

Sein Zorn, der irgendeinen Gegenstand suchte, wandte sich seiner Frau zu. Im Grunde war es einfach die Schuld der Mutter, wenn die Tochter sich am häuslichen Herd nicht wohlfühlte und auf solche Unsinnigkeiten kam! Aleid hatte sich immer über die Nachgiebigkeit seiner Schwestern aufgehalten, die ihren Töchtern viel zuviel Freiheit ließen. Nun sah man ja die Früchte ihrer eigenen strengen und peinlich genauen Erziehung! Und er schöpfte ein bitteres Vergnügen aus der Vorstellung, wie er bei erster Gelegenheit seiner kühlvornehmen selbstbewußten Frau ihre Niederlage vorhalten und sie auf ihre Schuld hinweisen würde...

Aber im selben Augenblick glaubte er schon ihre Rechtfertigung zu hören: Machte etwa der Junge, dessen Erziehung sein eigenstes Werk war, die hohen Erwartungen wahr, die er auf ihn setzte?

Ein Gedanke hatte endlich etwas Befreiendes für ihn: das wenigstens würde seine Tochter nicht tun, sich auflehnen, ihren eigenen törichten Wunsch mit Gewalt durchsetzen würde sie nicht... Sie bat, bettelte, suchte ihn zu überzeugen... Bei ihr konnte er mit einem eisernen Verbot dreinfahren, und weil sie zum weiblichen Geschlechte gehörte, würde sie sich

seinem Willen beugen ... Später wollte er alles wieder gutmachen, die Wunde heilen, die er ihr zu ihrem eigenen Besten schlagen mußte ...

„Clara ..." seine Stimme klang jetzt streng und gemessen, so wie er nie zu ihr gesprochen hatte. „Ich will niemals mehr ... verstehst du wohl, niemals von diesen törichten und übertriebenen Dingen etwas hören. Du hast eben von Gott gesprochen; es ist Gottes Gebot, daß eine Tochter ihren Eltern gehorcht ... daß sie ihrer Mutter eine Hilfe, eine Stütze ist, so lange, bis ihre Bestimmung sich in der Ehe erfüllt ..."

Halb verwundert, halb scheu blickte sie den Vater von der Seite an. Diesen Ton verstand sie nicht ... Als er mit großer versöhnender Gebärde ihr die Hand reichen wollte, wich sie ihm aus. Über ihren blassen Zügen lag ein Ausdruck, der ihm unerträglich wurde, dasselbe Zeichen völliger Entfremdung und Feindschaft, das er heute schon von den Augen des Sohnes abgelesen hatte ... Aber sie sagte: „Gut, Vater," und ihr Ton war der eines demütigen, gehorsamen kleinen Mädchens. Da sie in allen Obliegenheiten des Haushalts wohl unterwiesen war, vergaß sie auch nicht, als sie schweigend das Zimmer verließ, die ausgetrunkene Kaffeetasse mitzunehmen.

Professor David Coornvelt wußte nicht genau, zum wievielten Male er seine Feder fruchtlos eintauchte. Er mußte mit seiner Frau von den Ereignissen dieses Morgens sprechen. Ein tief einschneidendes bitteres Lächeln legte sich über sein gutgezeichnetes stolzes Gesicht. Die preisenden Worte des dichtenden Gottesmannes erklangen in seinem Ohr, von der Frau, die des Mannes Freude und Hilfe ist ... Der erbauliche Vergleich mit der linken Hand und der rechten, die ohne einander nicht sein können und die vereint soviel Schönes und Großes erschaffen!

Dicht an den Häusern entlang ging Lize Wijsman schnellen Schrittes über das Hoogewoerd und die Breestraat. Sie fühlte sich hinter allen Fensterschirmen und Spiegelfenstern beobachtet. Welches junge Mädchen ging sonst des Morgens um halb elf unbegleitet durch die belebtesten Straßen, die von Studenten wimmelten!

Die Herren der Schöpfung durften natürlich nach Herzenslust spazierengehen, aber sie, weil sie als Mädchen auf die Welt gekommen war, mußte sich immer fragen: Ging das, schickte sich das?

Lize schüttelte sich und spitzte ihren feingeschnittenen Mund. Wenn wir nur alle erst ein bißchen mehr Mut haben! Vielleicht bringen wir es doch noch einmal dahin, daß wir als Frauen genau so frei und unbekümmert auf die Straße gehen dürfen wie die Männer und zu welcher Zeit es uns paßt!

Und doch fühlte sie sich bedrückt und verlegen, als sie einen Augenblick später auf der Schwelle des Gasthofes stand. Auf der anderen Seite waren überall Zimmer, die an Studenten vermietet wurden. Es war mehr als wahrscheinlich, daß einer von den jungen Leuten, die dort wohnten, ihren auf eigene Faust unternommenen Ausgang bemerkte und die Sache brühwarm ihrem Bruder berichtete, worauf das Ekel bestimmt die Gelegenheit benutzen würde, um in Gegenwart ihrer Mutter davon anzufangen ...

Sie hatte den Messinggriff der Klingel in Bewegung gesetzt und fragte den Hausknecht in gestreiftem Hemd, der ihr öffnete, ob sie Fräulein Sylvia sprechen könne.

Der biedere Pförtner kratzte sich den Kopf und schaute sie prüfend aus den Augenwinkeln an. „Wollen Sie zu der?"

„Fräulein Sylvia wollte mich um halb elf empfangen.“ fragte er ungläubig, da er natürlich die Tochter des Doktor Wijsman erkannt hatte.

„Die hat umziehen müssen,“ überrumpelte er sie mit breitem Grinsen. „Der Herr hat sie nicht behalten wollen, weil die Herren Studenten gestern abend so gewaltigen Lärm gemacht haben.“

„Die Studenten?“ Der Schreck fuhr dem Mädchen in die Glieder, sie sah die zarte Frau in ihrem schwarzen Radmantel, wie sie ohne Beschützer durch die nächtlich dunklen Straßen gegangen war. Gewiß hatte sie gehört, daß die Studenten allerhand heftige Reden über die Störung der Beetsvorlesung geführt hatten, nicht nur im Saal, sondern auch nachher noch im Vorraum. Selbst auf der Straße war der Ruf ‚Raus mit den Blaustrümpfen‘ erklungen, aber sie hatte sich doch nicht träumen lassen, daß dahinter mehr als die gewöhnliche studentische Großsprecherei gesteckt hätte.

„Sie sind mit allerhand Blechgeschirr vors Haus gekommen,“ erzählte er, in der Erinnerung schwelgend, „ein ganzes Trüppchen vom Klub her; wenn ich mich nicht irre, war der Herr Bruder auch dabei, und geschrien haben sie! ‚Nieder mit den Mannweibern‘ und ‚Wir brauchen keine Blaustrümpfe‘, und der Herr hat gesagt, er läßt die Polizei holen, aber hat alles nichts geholfen.“

„Und dann?“

„Dann hat der Herr ihr auf der Stelle gesagt, daß sie doch besser woanders wohnt. Da habe ich dann heute früh ihren Koffer nach dem Maarsmansteeg gefahren, da kennt sie Leute, da im Hutgeschäft von ‚Lebrun‘.“

Ein quälendes Gefühl der Erniedrigung beherrschte das junge Mädchen, als sie die stille Seitengasse eingeschlagen hatte, die nach dem kleinen Hutladen führte. Daß die Studenten, ja

daß die ganze Männerwelt sich über ‚das freie Weib' und über ‚die Blaustrümpfe' lustig machten... Das war sie schon gewöhnt, das gehörte sich nun einmal so. Aber daß sie die Erbärmlichkeit gehabt hatten, einer alleinstehenden wehrlosen Frau eine Katzenmusik zu bringen, daß diese Helden von Hotelbesitzern sie weggejagt hatten wie ein räudiges Tier...! In verbissener Wut ballte sie ihre Hände. Wenn ich herauskriege, wer es getan hat... — In demselben Augenblick mußte sie an einen wilden dunklen Jünglingskopf denken, an ihn, der bei allen tollen Studentenstreichen die erste Geige spielte und den sie gerade wegen seines kecken Draufgängertums so rasend gern mochte. An Gerrit van Doeveren dachte sie, den jüngsten Sohn des Webereibesitzers, der in vollstem Maße den alten Leidener Spruch zur Wahrheit machte, daß Kandidaten der Gottesgelehrtheit oft die tollsten Sumpfhühner und Raufbolde sind. Wenn er dabei gewesen ist, dachte sie mit Tränen der Wut, will ich nie mehr mit ihm etwas zu tun haben... dann soll er sehen, ob er mir noch einmal so tief in die Augen schauen und meine Hand solange und bedeutungsvoll festhalten darf...

„Gehen Sie nur ruhig hinauf, Fräulein," keuchte die uralte kurzatmige Modistin, die seit langem zu den Patienten Doktor Wijsmans gehörte. „Die Stiege hinauf und dann links herum ganz am Ende vom Flur."

Lizes Herz klopfte, als sie an die schief in den Angeln hängende abgenutzte Tür pochte. Erst als eine klare muntere Stimme „Kommen Sie nur herein!" antwortete, wurde sie sich klar darüber, daß sie eigentlich eine eingeschüchterte, vielleicht eine in Tränen aufgelöste Sylvia vorzufinden erwartet hatte. In dem engen niedrigen Zimmer stand eine schmale zierliche Figur am Fenster. Zu allererst nahm sie die unerhörte Seltsam-

keit wahr, daß die Dame nicht wie alle Frauengestalten, die sie zu sehen pflegte, ihre Erscheinung durch einen weitaufgespannten Rock nebst Turnüre zu heben für nötig befunden hatte. So sah sie ja nach einem dürftigen Nichts aus, ja eigentlich kaum einer Frau ähnlich! Und im Nähertreten stellte sie mit noch größerer Verwunderung fest, daß die Fremde nicht nur auf die übliche Haareinlage und den hohen Lockenaufbau verzichtete, sondern sogar ihr starkes welliges graues Haar kurz abgeschnitten und zurückgekämmt hatte. Und obgleich Lize Wijsman in ihrer Art ein modernes und fortschrittliches Mädchen war, dachte sie mit geärgertem Erstaunen: Wie kann man sich so unweiblich herrichten!

Aber eine Minute später, als die Fremde ihre beiden Hände ergriffen hatte und die eindringliche Stimme, die sie vom gestrigen Abend her so gut kannte, ihren Namen aussprach unter warmen Worten der Freude, daß sie es doch gewagt habe, zu kommen, stand das junge Mädchen sofort wieder unter dem bezwingenden Bann der fremden Frau.

„Ich habe gehört, was die sich erdreistet haben," sagte Lize mit verlegenem Erröten, „diese feigen Radaubrüder von Studenten... ich muß mich darüber schämen. Aber ich verspreche Ihnen, bei der ersten Gelegenheit..."

„Liebes Kind," beruhigte die Frau, indem sie ihren Gast auf ein schwarzledernes Sofa, das in der Fensterecke stand, niederzog. „Es hat keinen Zweck, sich darüber aufzuregen. Diese Herrschaften müssen doch ihre männliche Übermacht so lange verteidigen, wie sie können! Ist es nicht der beste Beweis dafür, daß sie sich in ihrer Stellung bedroht fühlen, wenn sie bei dem ersten harmlosen Angriff einer unbedeutenden Frau es schon nötig finden, solchen Lärm zu schlagen?"

Dieser Gesichtspunkt war für Lize Wijsman überraschend. In dem Tone hatte sie noch nie über ‚die Männer' sprechen hören.

„Soll ich Ihnen mal etwas sagen?" rief Sylvia lachend. „Sie haben uns so lange eingeredet, daß wir dumm und schwach und von ihnen abhängig seien, bis wir selber anfingen es zu glauben. Wenn sie uns nun auch nur die geringste Möglichkeit geben, das Gegenteil zu beweisen, dann könnte es vielleicht bald um ihre Alleinherrschaft geschehen sein... Und wer sieht sich gern in irgendeine Zimmerecke gedrängt, wenn er stets im ganzen Haus nach Belieben hat schalten können?"

Das junge Mädchen mußte mitlachen, obgleich ihr dabei etwas verlegen zumute war. Diese kleine bewegliche Dame schien sich ja fast über die große ehrfurchtgebietende Männerwelt lustig zu machen. „Sie," das hieß also ihr Vater, Pastor Beets, Onkel Professor und Gerrit van Doeveren... alle die sollten in ihres Herzens Kämmerlein die Macht der ‚schwachen Frau' fürchten?

„Glauben Sie wirklich," frug sie betroffen und zögernd, „daß daher die ganze Empörung kommt? Also nicht, weil sie fürchten, daß wir unsere weiblichen Vorzüge, unsere eigensten Reize, wie sie immer sagen, einbüßen könnten, daß wir etwa, wie Professor Beets es als Schreckbild abmalte, anfangen könnten, zu rauchen und mit übergeschlagenen Beinen zu sitzen und über Wahlrecht und Politik Reden zu halten... sondern nur, weil sie Angst haben, man könnte sie von ihrem bevorzugten Platz verdrängen, weil sie fürchten, daß auch wir einen kleinen Zipfel ihrer Macht erhaschen könnten?"

Sylvia lachte bitter auf. „Warten Sie nur ab, bis Sie sich selbst ein bißchen mehr in der Welt umgesehen haben, bis Sie einmal Ihren ersten ernsten Konflikt erleben mit so einem Manne, wie ihn der Pastor so herzerquickend geschildert hat, so einem Ehrer und Schützer der Frauen! Machen Sie nur mal den Versuch, irgend etwas ernstlich durchsetzen zu wollen, das sich nicht ganz mit diesen Gesetzen der ‚reinen Weiblichkeit' verträgt, die die Männer geschaffen haben!"

Lize Wijsman mußte mit großen Augen, aus denen scheue Ehrerbietung sprach, die zarte ergraute Frau anschauen. Nach einer kurzen Schweigepause sagte sie: „Ich glaube, daß es viele Frauen und Mädchen gibt, die heute ebenso denken wie Sie, aber bis jetzt ist mir noch keine begegnet, die das so geradeheraus gesagt hätte, die das jedem, der es wissen wollte, erzählt hätte, daß sie" — nicht ohne neuerliches Erröten sprach sie das verfemte Wort aus — „für die Emanzipation kämpft!"

„Ganz richtig," bejahte die andere und strich ihre kurzen grauen Haare zurück. „Ich glaube an die Emanzipation der Frauen, ich bin stolz auf die Schmähungen, denen ich täglich begegne, denn die beweisen mir, daß der Kampf nun entbrannt ist... Auch hier in diesem schlaffen Lande voller Wohlanständigkeit und Bravheit. Und es ist ein gewaltiger Kampf, der Kampf gegen die Sklavenstellung der Frau. In England, in Amerika wird schon scharf geschossen, dort haben die Frauen das Joch schon abgeschüttelt, da sind sie nicht mehr mit der ‚verbesserten Erziehungsmethode' zufrieden, dort verlangen sie gleiche Betätigungsmöglichkeiten für Knaben und für Mädchen, da gibt es Vorkämpferinnen, die es zum Arzt, zum Anwalt, zum Prediger gebracht haben und die den Beweis erbringen, daß die Frauen weder schlechtere Denkkraft noch schwächere Nerven haben als die Männer!"

Die Wangen des jungen Mädchens glühten, jene seltsame wilde fortreißende Lebensfreude durchströmte sie, die sie erst einmal empfunden hatte, als sie bei der silbernen Hochzeit ihrer Eltern zum bisher einzigen Male ein paar Gläser Champagner getrunken hatte. Jetzt, das wußte sie, war der größte entscheidende Augenblick ihres Lebens, von nun an war alles in ihr mit einem Schlage anders geworden, ihre Gedanken über Pflicht und Recht, all ihre Vorstellungen von Glück, Liebe und Ehe!

„Wir brauchen Kämpferinnen," sprach Sylvia und legte beschwörend ihre zarte, aber nervige Hand auf den Arm des Mädchens. „Mädchen und Frauen, die etwas wagen, die nicht bange sind vor dem Urteil der Welt. Denn es gilt einen Kampf auf Leben und Tod gegen die Tyrannei der Männer, wenn die Frauen wirklich ihre Freiheit und Unabhängigkeit erobern wollen!"

„Ich bin dabei!" rief Lize in flammendem Begeisterungsausbruch. „Kampflustig bin ich immer gewesen, ich habe mich nie damit zufrieden geben können, daß ein Mädchen immer nur lieb und sanft und unterwürfig sein muß und niemals rundheraus sagen darf, was sie denkt, niemals tun darf, wozu sie das Zeug zu haben glaubt. Ich weiß schon lange, daß ich ebensogut oder noch besser lerne als irgendein Junge; schon als kleines Mädchen habe ich es abscheulich gefunden, daß ich niemals soll Doktor werden und meinem Vater zur Seite stehen können!"

„Und warum sollte das unmöglich sein? Warum sollten Sie nicht Doktor werden, wenn Sie dafür veranlagt sind? Eine muß immer den Anstoß geben, in Groningen haben Sie schon eine Kollegin; warum beweisen Sie es nicht hier den Leidener Studenten, daß eine Frau ebensogut Kranke behandeln und Wunden verbinden kann wie ein Mann?"

Lize Wijsman schüttelte ungläubig den Kopf und konnte nur ein verlegenes Lachen aufbringen.

„Wie soll ich das nur anfangen? Vater und Mutter wollen nun einmal nichts davon wissen. Zuerst müßte ich doch Latein können und allerhand Examina bestehen, die nur für Jungens zugänglich sind ... Nein, ich glaube nicht, daß sich das machen läßt."

Die alternde Frau schlug wieder ihr leises ironisches Lachen an. „Glauben Sie denn, liebes Kind, daß auch nur eine einzige

von all unseren Vorkämpferinnen ohne schweres Ringen, ohne allerhand Hohn und Verdächtigung ihr Ziel erreicht hat? Daß jemals die Eltern ihren Kindern die Wege geebnet oder ihnen Mut gemacht haben, wenn sie etwas tun wollten, das schnurstracks all ihren Lieblingsvorstellungen und Wünschen zuwiderlief? Sie sagen, Sie müssen Latein lernen. Nun gut, kaufen Sie sich Bücher und lehren Sie sich selbst. Sie müssen Geld haben, um die Vorlesungen zu bezahlen... Nun, auf irgendeine Weise werden Sie Geld verdienen können. Ist das alles unmöglich oder unausführbar...?"

„Den Versuch will ich machen!" gelobte Lize, von der Begeisterung der neuen Freundin erneut mitgerissen. Und jetzt wagte sie die Frage, die schon mehrmals auf ihren Lippen gelegen hatte. „Wie haben Sie es selber angefangen, daß Sie jetzt so frei und unabhängig dastehen... Wer sind Sie? Wie ist Ihr richtiger Name?"

Die schmächtige ergraute Frau kreuzte ihre Hände über der Brust und sprach, als enthülle sie feierlich ein Geheimnis. „Ihnen will ich sagen, was ich ursprünglich hier vor aller Welt verborgen halten wollte. Und vor allem dürfen Sie es Ihren Eltern nicht verraten... Ich bin Marie Elisabeth Sylvain..."

Ihre dunklen durchdringenden Augen hefteten sich scharf auf das Gesicht ihres Gegenübers. Offenbar wartete sie gespannt auf die Wirkung ihrer Worte. Aber auf Lizes Gesicht war nichts als verwunderte Verlegenheit wahrzunehmen...

„Marie Elisabeth Sylvain... Miebetje Sylvain..." wiederholte sie. „Den Namen haben Sie doch gewiß oft von Ihrer Mutter gehört?"

Lize Wijsman schüttelte zögernd den Kopf, in dem unbehaglichen Gefühl, eine bestimmte Erwartung enttäuschen zu müssen. „Denken Sie einmal gut nach," drängte die ältliche Frau. „Ich war die Verwandte aus Frankreich, die zu Ihren

Großeltern ins Haus kam und die dann weggelaufen ist, weil sie selber ihr Brot verdienen wollte ..."

Lize wurde ihrer Verlegenheit noch nicht Herr. „Ich glaube, Mama und die Tanten zogen es vor, darüber nicht mit uns Mädchen zu reden — aber jetzt erinnere ich mich, habe ich nicht einmal einen solchen Namen mit einem französischen Vers in Mutters Album gesehen? Und richtig, ja, Tante Sara hat mir einmal ein kleines gezeichneten Bildchen auf rosafarbenem Papier gezeigt, das Ihnen ähnlich sah ... darüber stand ‚Liebesbotschaft', und Onkel David soll das als Student gemacht haben."

Die schlanke ergraute Frau nickte lächelnd vor sich hin. Ihre Stimme wurde wärmer und weicher. „Sie müssen mir von ihnen alles erzählen! Was ist aus ihnen geworden, aus Saartje und Koosje, aus Nicolaas und Abraham ... und aus David, dem großen Herzensbrecher? Aus dem hochansehnlichen frommen Hendrik und aus der kleinen Naatje, die mit den Bibeltexten und Psalmen so gut Bescheid wußte?"

Und Lize Wijsman, froh, den peinlichen Augenblick des Nichtverstehens überwunden zu haben, fing mit vollem Eifer zu erzählen an: Tante Saartje war mit einem alten abgestumpften und vertrockneten Mann verheiratet und ihre Töchter wenig glücklich über ein Leben, das in der Hauptsache aus zwecklosem Zuhausesitzen und ewigen Geldverlegenheiten bestand. Die Tanten Koosje und Naatje waren alle beide unverheiratet geblieben, sehr fromm und hatten beständig einander mit theologischen Haarspaltereien das Leben schwer gemacht, bis Tante Koosje vor ein paar Jahren zu dem inzwischen verwitweten Onkel Hendrik eingezogen war. Onkel Hendrik, das wußte Fräulein Sylvain doch wohl, war im Haag der bevorzugte Prediger der Königin geworden und hatte immer eine gedrängte und andächtige Zuhörerschaft. Und auch Onkel

David war als Professor, Abgeordneter und wahrscheinlich angehender Minister so etwas wie eine Größe geworden; sein einziges Töchterchen war gestern mit Lize in der Vorlesung gewesen. „Aber sie hatte nicht soviel Mut wie ich!“ rief das junge Mädchen mit stolzem Selbstbewußtsein. „Sie riskierte es nicht, mitzukommen, als ich Ihnen auf der Straße nachlief, obgleich sie sicher sehr gern gemocht hätte.“

„Sie müssen sie mir bringen,“ bat die schmächtige ergraute Frau mit herzlichem Nachdruck. „Davids Tochter und die Mädchen von Saartje. Wenn ich Sie recht verstehe, sehnen sie sich alle nach etwas Besserem als das stumpfe Zuhausesitzen und auf den Mann warten! Ich suche mir hier in Leiden eine Wohnung. Im Haag ist es mir zu vergnügungssüchtig und zu bunt... An die alte Stadt hier habe ich noch so viele Erinnerungen... Und selbst unerfreuliche Erinnerungen können uns ja ein Besitz werden, wenn wir in die Jahre kommen. Es sieht mir so aus, als könnte ich euch Kindern etwas nützen, in eurem Kampf gegen törichte Vorurteile und beschränktes Festhalten am Alten. Ihre Mutter und Ihre Tanten, liebes Kind, haben sich früher auch wohl gegen das, was die Eltern ihnen sagten, aufgelehnt, aber damals war es ja noch viel schwerer für ein Mädchen, seinen eigenen Willen zu haben.“

Als Lize Wijsman endlich mit glühenden Wangen und glänzenden Augen aufsprang, weil sie jetzt nun wirklich Abschied nehmen müsse, da sonst ihre Mutter nicht verstehen werde, was sie den ganzen Morgen über getan hätte, schlug Sylvia Lize zu ihrer lebhaften Überraschung vor, ihr lateinischen Unterricht zu geben. Das junge Mädchen bedankte sich mit Worten stürmischer Freude und wies nur auf die Schwierigkeit hin, den Zweck eines so häufigen Ausgehens, wie es die Unterrichtsstunden notwendig machten, vor ihren Eltern zu verbergen. In der Tür sagte Sylvia mit ihrem feinen Lächeln:

„Da fällt mir noch eine köstliche Geschichte ein. Das ist jetzt sicher fünfunddreißig Jahre her. Da saßen wir im Hause Ihres Großvaters beim Abendessen und Ihr Onkel Abraham — ein richtiger ungezogener Racker war es damals — der erzählte der ganzen Gesellschaft, daß ich ihm an seiner lateinischen Arbeit geholfen hätte. Und da rief Ihr Onkel David — ich sehe ihn noch vor mir, wie wenn es heute wäre, mit seiner blonden Stirnlocke und seinem Backenbärtchen — ‚Pfui! Ein Mädchen, das Latein kann ... Das ist geradeso wie eine frisch erblühte Rose, die nach Essig riecht.'"

Das Mädchen mußte lachen. „Das ist so richtig mein großspuriger Onkel David!" Aber mit verächtlichem Zusammenziehen der Lippen fügte sie hinzu: „Wenn heute ein junger Mann ein so rückständiges Urteil aussprechen wollte!"

„Ich glaube nicht, bestes Kind, daß die Urteile der Männer über uns sich schon sehr geändert haben," bemerkte Marie Elisabeth Sylvain nachdenklich. Doch Lize warf den Kopf in den Nacken: „Dann wird es höchste Zeit; den jungen Männern in meinem Bekanntenkreise will ich schon den nötigen Respekt vor einem Mädchen beibringen, das ihren Kopf verwendet, so wie es ihr paßt!"

„Um's Himmelswillen, Fräulein Lize, läuft ein junges Mädchen mit solchen Siebenmeilenschritten? Sie haben da eine schöne Schmutzgarnitur an Ihrer Schleppe... Und Ihr Umhang fliegt wie ein Vogel! Darf Ihr unwürdiger Sklave Ihnen über die Breestraat und das Hoogewoerd das Geleite geben?"

Lize hatte ihren schnellen Schritt gehemmt; die neckischen und doch schmeichelhaften Worte dieser wohlbekannten Stimme trieben ihr das Blut in die Wangen. Eigentlich war es gegen jede Kleiderordnung, daß ein junger Mann, auch wenn

sie ihn schon seit längerer Zeit kannte, sie einfach auf der Straße anhielt und seine Begleitung aufdrängte — aber konnte sie überhaupt böse werden oder eine entrüstete Miene aufsetzen, wenn Gerrit van Doeveren mit seinem frischen übermütigen Gesicht und seinen lachenden dunklen Augen vor ihr stand? Er hatte die Studentenmütze ein bißchen schief aufgesetzt und schlenkerte ein elegantes Rohrstöckchen zwischen seinen Fingern; die Enden seiner Halsbinde flogen flott im Winde, und seine Hosen lagen nach neuester Mode so eng an, daß er sich kaum damit hinsetzen konnte. Gab es im ganzen Heer der Leidener Studentenschaft einen zweiten Jungen, der so munter und ausgelassen und zugleich so ganz ihr schmeichlerisch ergebener Diener war? Lize wußte wohl, daß in diesem Augenblick hinter allen halbverhangenen Fenstern der Breestraat neidische Augen sie und ihren Verehrer beobachteten. Böse Zungen hatten manches an ihm auszusetzen. Es schicke sich ganz und gar nicht für einen zukünftigen Pastor, der noch dazu aus der wegen ihres strengen kirchlichen Sinnes bekannten Familie van Doeveren stammte, auf der Universität so ganz und gar seinem Vergnügen zu leben, aber sie kannte ihn gut genug, um zu wissen, daß unter seinem lärmenden Übermut sich ein tüchtiges Herz verbarg.

„Gestern nach der Vorlesung habe ich mir nach Ihnen die Augen aus dem Kopfe geguckt," sagte er, indem er seine Schritte den ihrigen anpaßte. Lize war Weib genug, um im stillen zu beobachten, daß sie beide schlanke und hohe Gestalten waren und seine interessante Dunkelheit zu ihrem blonden Wesen vortrefflich stimmte ... „Ich hätte Sie gerne nach Hause begleitet und Ihre Ansicht gehört, ob unser großer Beets nicht auch Sie wieder ganz hingerissen hat — übrigens, haben Sie sich nicht für Ihr ganzes Geschlecht geschämt bei der unsinnigen Rederei von dem Blaustrumpf?"

Lize Wijsman fühlte, wie sie blaß wurde. Ihre Füße, die soeben noch mit stählerner Leichtigkeit den Schritt des jungen Mannes aufgenommen hatten, gingen auf einmal wie kraftlose Stöcke ihren eigenen Weg. Der Student ersparte ihr die Antwort. „Wir haben," fuhr er fort, indem er sein Röhrchen zwischen den mit erlesenstem Leder bekleideten Händen zwirbelte, „wir haben es dem verrückten Weibsbild gehörig eingetränkt, daß sie solches dummes Zeug hier nicht anstellen darf. Eine rasselnde Blechserenade haben wir ihr gebracht und dazu unter ihrem Fenster gesungen:

‚Kriegt die Jungfer keinen Mann,
Zieht den blauen Strumpf sie an!'

Heute früh, als ich noch im Bett lag, hat der Klubdiener mir schon erzählt, daß bei Levedag der Wirt sie in aller Herrgottsfrühe mit ihrem Köfferchen auf die Straße gesetzt hat."

Lize hatte jetzt ihre Geistesgegenwart zurückgewonnen. „Wollen Sie damit sagen," brach sie los, „daß Sie mit dabeigewesen sind, daß Sie mitgeholfen haben, sie anzupöbeln und zu beleidigen... Eine wehrlose Frau, und daß Sie das noch als eine Heldentat hinstellen?"

In ihrer flammenden Entrüstung war sie mitten auf der Breestraat stehengeblieben und hatte ganz vergessen, daß gegenüber bei Immerzeels gewiß zwei Paar neugieriger Augen auf sie herabschauten. Immerhin freute es sie, daß ihre Worte nicht ohne Wirkung blieben und zum mindesten das unausstehliche selbstzufriedene Lachen von seinem Gesicht verschwunden war. „Eine schwache Frau?" wiederholte er. „Nein, liebes Fräulein, das können Sie hier gewiß nicht anführen. Wenn eine Frau so mutwillig alle Gesetze weiblicher Zurückhaltung mit Füßen tritt, kann sie von dem Manne nicht mehr verlangen, daß er Respekt vor ihr hat."

„Und worin," frug Lize Wijsman, die die Hand fest auf ihr klopfendes Herz preßte, „ist sie denn so unweiblich gewesen? Weil sie sich herausgenommen hat, Pastor Beets öffentlich zu widersprechen? Ich gebe zu, es ist gegen die Gewohnheit, aber hat sie denn irgend etwas gesagt, was unschicklich oder anstößig gewesen wäre? Ist es vielleicht nicht wahr, daß man uns Mädchen mit Absicht in unserer Unwissenheit erhalten hat und daß wir, wenn wir nicht heiraten, von der Gnade unserer Väter und Brüder abhängen?"

„Lize, Sie wollen doch nicht sagen ..." Er hatte leidenschaftlich ihren Arm ergriffen, so daß sie einander ins Auge schauten. „Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie mit dieser überspannten Frau einer Meinung sind? Ein liebes prächtiges Mädchen wie Sie ... Ein Mädchen, das gewiß keine Angst zu haben braucht, daß sie sich nicht verheiraten wird!"

Lize hätte vor Wut laut aufschluchzen können. „Als ob es darauf ankäme!" schrie sie, mit dem Fuß auf den Boden stampfend. „Das denkt ihr alle, daß ein Mädchen nur dann zum Arbeiten und zum Studieren Lust hat, wenn sie glaubt, daß sie keinen Mann kriegt und als alte Jungfer zu Grabe gehen muß!" Ihre Augen funkelten, als sie ihn anschaute, aber leider mit der Wirkung, daß in seinem Blicke sich statt angestrengten Nachdenkens nur verliebte hingegebene Bewunderung ihrer Leidenschaftlichkeit malte. — Zum erstenmal in ihrem Leben empfand sie diesen Erfolg als eine sinnlose Erniedrigung.

„Das blitzt und donnert ja nur so in Ihnen!" rief er lachend. „Was für eine Wut in dem kleinen Köpfchen Platz finden kann! Wer Sie einmal heiratet, der muß ein guter Reiter sein, wenn er ein so wildes Pferd im Zaum halten will!"

Die erstaunte Überlegenheit, die aus seiner Stimme sprach, seine selbstbewußte Art, nichts, was sie sagte, wirklich ernst

zu nehmen, erweckten bei dem Mädchen eine wilde Lust, den jungen Mann aufs Blut zu peinigen.

„Darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen," stotterte sie in abgerissenen Worten heraus. „Ich werde mich nicht verheiraten. Jedenfalls nicht mit einem Mann, der in mir nichts anderes sieht als einen Gegenstand für seine Zähmungsversuche... Ich will nicht gezähmt werden... Ich bin nicht dafür geschaffen, eine gehorsame unterwürfige Gattin zu sein, und der Mann, der mich zur Frau haben will, muß sich eben darauf vorbereiten, daß ich ihm in keiner Beziehung nachstehen will... Ich will lernen und studieren, denn ich kann das genau so gut wie ein Junge..."

Der Jüngling wußte offenbar nicht, was er diesem Ausbruch entgegenstellen sollte. Er ging ein paar Minuten schweigend neben ihr, und das muntere Stöcklein, das er eben noch in so herrlichem Übermut geschwungen hatte, hing vernachlässigt in seinen Fingern. Sie empfand deutlich, obgleich sie mit brennenden Augen vor sich hin starrte, daß er sie ab und zu scheu anblickte. Ihr Zorn ließ nach, die Begeisterung, die sie eben bei Sylvia zu gewaltigen Plänen und feierlichen Gelübden befähigt hatte, schien ihr auf einmal fremd und gestaltlos. Aber ein quälender Starrsinn behielt Gewalt über sie: Nachgeben durfte sie nicht — er mußte ein für allemal wissen, daß sie kein folgsames demütiges Mädchen war; wenn er sie wirklich von Herzen liebte, so mußte er sie hinnehmen, wie sie nun einmal war, anders, stärker und entschlußkräftiger als die große Herde.

Als der junge Mann wieder zu reden anfing, hatte sein Ton unglücklicherweise etwas väterlich Beschützendes angenommen; wäre sie nicht so empört und erzürnt gewesen, so hätte sie lachen können. „Aber, mein liebes Kind, wenn Sie nun um jeden Preis Ihr gut entwickeltes Gehirn gebrauchen und lernen und studieren wollen, wie Sie jetzt eben so feierlich

sagen, wenn Sie Runzeln an der Stirn kriegen und Ihre schönen Augen mit allerhand häßlichen Büchern verderben wollen ... Sie wissen doch selber am besten, was Ihre schließliche Bestimmung sein wird: für einen Mann, für einen Haushalt und später für Ihre Kinder zu sorgen! Dann haben Sie an der ganzen Gelehrsamkeit doch nichts mehr — warum wollen Sie dann erst mit all dem Zeug Ihre schönen Jungmädchenjahre ruinieren?"

„Ich weiß durchaus nicht, ob ich jemals heiraten werde!" erwiderte sie herausfordernd. „Jedenfalls ... brauche ich mir darüber noch nicht schlüssig zu werden ... Ich bin noch jung und kann es mir noch jahrelang überlegen, und in der Zeit will ich nicht zwecklos mit allerhand Handarbeiten und dem neuesten Roman zu Hause sitzen ... Es ist mein voller Ernst, was ich Ihnen gesagt habe ... Ich will studieren, will mir dieselben Kenntnisse aneignen wie die Jungens, die von der Lateinschule kommen ..."

„Lateinschule!" Er konnte gar nicht glauben, das Wort gehört zu haben; dann brach er in ein hämisches schallendes Lachen aus. „Latein lernen — das ist für eine Frau die größte Lächerlichkeit, die es geben kann! Ganz wie die berühmte — wie hieß sie doch gleich — Anna Maria Schuurman, die konnte auch Latein und fraß Spinnen dazu ... Lize, Mädchen, sei doch gescheit, das ist doch blanker Irrsinn ... das kannst du doch nicht ernstlich meinen ... Ein Mädchen ... ein liebes, herrliches Mädchen, das Latein spricht, das wäre genau so, als ob ..."

„Als ob?" wiederholte sie, den Atem anhaltend. Sie ließ die Hand, die sich schon dem Klingelzug ihres Hauses näherte, wieder sinken. Mit einem Male wußte sie, daß von seiner Antwort die Entscheidung ihres Lebens abhing.

„Als ob?" Ihr Blick, der sich in seine Augen bohrte, hatte ihn unsicher gemacht. Krampfhaft suchte er nach einem passen-

den Vergleich. „Als ob ... als ob eine Taube ... eine zarte sanfte Taube ... loskreischen wollte wie ein Pfau ..."

Er hatte, was er jetzt sagte, ganz ausgezeichnet gefunden und bestätigte den Satz durch energisches Kopfnicken. Dann nahm er seine Mütze ab und reichte ihr die Hand hin. „Sag' mir schnell," frug er bittend und jetzt mit warmer herzlicher Werbung: „Das ist doch alles nur Unsinn von dir gewesen ... du bist doch meine liebe sanfte Taube ... Lize, der Gedanke wäre mir unerträglich, daß du wirklich zu dieser anderen Sorte gehören möchtest ..."

Er hielt ihre Hand mit heißem Griffe fest und ließ ihre Augen nicht aus den seinigen. Verwirrt blickte sie zu Boden. In ihrem Denken fühlte sie eine lähmende Leere. Es war, als ob eine Macht, die außerhalb ihres Willens lag, sie zu dem Blick, zu dem leichten Lächeln drängen wollte, das zugleich weiblichen Triumph und menschliche Beschämung ausspricht, zu jenem Lächeln, mit dem ein Mädchen soviel mehr sagen kann als mit Worten.

Aber einen Augenblick darauf hatte sie sich selbst wieder gefunden und stand kühlen Blickes kerzengrade vor ihm. „Den Vers auf die Blaustrümpfe, auf den du eben so stolz warst," sprach sie von oben herab, „den kannst du in Zukunft auch unter meinem Fenster singen."

VIERZEHNTES KAPITEL

UNTER VORMUNDSCHAFT

Sara Berkhout hatte in dem altmodischen Kamin ihres Staatszimmer ein Torffeuer anlegen lassen. Eifrig wachte sie darüber, daß in dem wenig gebrauchten Raume nirgends Staub lag, daß die Stühle in regelmäßigem Halbkreis den glänzend

polierten Salontisch umstanden, und daß auch Kristallfläschchen mit Madeira und Genever, kleine Bäckerei, eine Kiste Zigarren und auf dem stummen Diener zwischen den beiden Fenstern ein Schwefelholzständer bereit waren.

Den Anlaß zu all diesen Vorbereitungen gab, daß jetzt, im Januar 1873, Sara seit drei Wochen Witwe war. Eine Lungenentzündung hatte dem Leben des alten Offiziers ein rasches Ende bereitet. Der schnelle Verlauf der Krankheit hatte sie gleich ihren Töchtern überrascht und betrübt; aber die vielen Dinge, die infolge des Todesfalls zu geschehen hatten, boten ihr eine geziemende und zugleich erwünschte Ablenkung. Zahlreiche Ellen welligen Krepps mußten zu Trauerkleidern für sie und die Töchter verarbeitet werden, das standesgemäße vornehme Begräbnis hatte eingehende Vorbereitung verlangt und die eigene Familie sowie die Familie des Gatten mußte eingeladen, empfangen und nach Ablauf der Feierlichkeit bewirtet werden. Und dann kamen die Besuche, die feierlich förmlichen Kondolenzen, die sie Tag für Tag in ihrem Salon empfing, wo die Läden bis auf einen dünnen Lichtspalt geschlossen waren, die Bilder gegen die Wand gekehrt und der Spiegel mit schwarzem Flor verhangen. In ihren eigenen Augen war Sara Berkhout jetzt eine viel wichtigere Persönlichkeit geworden, als sie zu Lebzeiten des stets klagenden und mürrischen Majors gewesen war! Auf ihr allein lastete jetzt die Erziehung der vier Töchter und die Vorbereitung für Sophias Hochzeit, die im April in aller Stille, aber doch in geziemender Form vollzogen werden sollte.

Mit dem Eintritt in den Witwenstand schien Sara auch der Augenblick gekommen, ihre Haarfarbe aus goldbraun in stimmungsvolles Grau zu ändern. Seit dem Begräbnistag trug sie unter einer kleidsamen Witwenhaube einen kunstvollen Aufbau grauen, nicht ausschließlich auf ihrem Haupte gewachsenen Haares.

Nun lag der Todesfall schon drei Wochen hinter ihr, und es fiel Sara nicht schwer, sich in christlicher Geduld dem Ratschluß des Höchsten zu fügen. Gewiß betrauerte sie ihren ‚Berkhout' und verkündete seine Tugenden, aber insgeheim empfand sie es als eine Erlösung, sich von seiner ewigen Krittelei, seinem Klagen und Mäkeln erlöst zu sehen. Da es außerdem die Zeit der täglich eingehenden Jahresrechnungen war, mußte sie sich oft genug sagen, daß diese Jahreszeit sonst im Zeichen beständiger eheherrlicher Verweise über ihre Verschwendungssucht gestanden hatte, während jetzt die Tage in größter Ruhe verstrichen.

Heute nachmittag indessen wollten drei ihrer Brüder in ihrem Hause zusammenkommen, um über die ‚finanzielle Lage' der Witwe und ihrer Familie zu beraten. Den feierlichen Ausdruck hatte Nicolaas geschaffen, den der Verstorbene zum Vormund seiner minderjährigen Töchter eingesetzt hatte. Das Wort hatte bei Saartje ein unbestimmtes Vorgefühl herandrängender Sorgen erweckt, aber sie hatte es rasch genug mit ihrer gewohnten Leichtigkeit abgeschüttelt — sie würde den Brüdern schon klarmachen, daß sie eben nur eine schwache unwissende Frau war und von Geldangelegenheiten nichts verstand.

Nach der von der trauernden Witwe peinlich genau befolgten Sitte durften heute zum erstenmal die Fensterläden wieder geöffnet werden; nur die weißen Vorhänge verwehrten Unberufenen den Einblick. Jetzt sah Sara, die zwischen Fensterrahmen und Gardine auf die stille verlassene Gracht hinausschaute, David und Nicolaas, die beide in vornehmer Trauerkleidung mit glanzlosen hohen Hüten und Spazierstöcken aus Ebenholz vom Kloksteeg über die Brücke kamen. Auch Abraham nahte von der anderen Seite. In allem war er das Gegenbild seiner Brüder, ein schwerer starker Mann mit vollem rotem

Gesicht, das von Lebensfreude und Gesundheit glänzte. Zu Saras heftigem Ärger hatte er sich geweigert, mit seiner Familie um den Schwager Trauer anzulegen. Da er indessen seiner Schwester in manchem bedrängtem Augenblick mit kleinen Geldsummen beigesprungen war und außerdem am Tage des Begräbnisses sich auf ihre tränenreiche Bitte mit David wieder versöhnt hatte, fand die Witwe den Ausweg, seinen ‚Mangel an guter Erziehung' dem Einfluß der ungebildeten Frau, die er leider geheiratet hatte, zuzuschreiben und stumm zu ertragen.

Als wenige Augenblicke später die drei Männer Platz genommen hatten und sie als Herrin des Hauses geschäftig den Südwein einschenkte und Zigarren anbot, rief David sie mit befehlshaberischer und ungeduldiger Stimme zur Sache. Der Professor sah um Jahre gealtert aus, seine Schultern zeigten eine leichte Krümmung und in seinen Augen lag bei aller gewollten Strenge eine flackernde Unruhe, die ihr gleich bei der Begrüßung nicht entgangen war. Als sie sich niedersetzte und die breiten Kreppbänder ihres Trauerkleides glattstrich, mußte sie an etwas denken, was Leutnant Immerzeel, ihr zukünftiger Schwiegersohn, ihrer Tochter Sophia erzählt hatte. Louis habe plötzlich die Stadt verlassen und sei ganz und gar mit seinen Eltern auseinander, weil er sich einem Geheimbund, der hochverräterische Ziele verfolgte, angeschlossen hätte.

Mit kühler Sachlichkeit führte David das Wort, während Nicolaas in unruhiger Geschäftigkeit die grüne Brille hin und her schob, die er seit einigen Jahren an Stelle des aus der Mode gekommenen Augenschirms trug, und Abraham, der ein wenig respektlos nach der Decke starrte, seine Zigarre in dichte Rauchwolken verwandelte.

Es sei seiner lieben Schwester wohl nicht unbekannt geblieben, so begann der Professor, daß ihre und ihrer Familie wirtschaftliche Lage nicht gerade rosig sei. Vermutlich habe

sie aber der Tatsache noch nicht ins Auge geblickt, daß Major Berkhout und sie ihr Kapital bis auf einen kleinen Rest verbraucht hätten. Dieser traurige Sachverhalt sei ihr, Sara, gewiß nicht an erster Stelle zuzuschreiben, da in jeder Familie die Verwaltung des Vermögens dem Manne obliege. Immerhin habe sie doch, wie sich ihm aus der Durchsicht der Rechnungen ergeben habe, eine Anzahl von Ausgaben vorgenommen, die bei einer verständigen Frau einigermaßen wundernehmen mußten. Beispielsweise die Anschaffung eines Blumentisches und — man höre und staune! — sogar einer Nähmaschine. Was solle wohl eine Nähmaschine in einem Haushalt mit vier erwachsenen Mädchen, die doch ihre Hände gebrauchen könnten! Das Geschehene lasse sich nicht mehr ändern, aber es sei hohe Zeit, daß Sara und ihre Töchter sich über ihre Lage völlig klar würden. Nach Abzug der vielen Schulden und Begräbniskosten würde ihr nur mehr eine Jahresrente von sechshundert Gulden bleiben. Selbstverständlich sei er sich bewußt, daß die Witwe eines höheren Offiziers mit vier Töchtern hiervon ihren Lebensunterhalt nicht bestreiten könne. Sowohl er wie auch seine beiden Brüder seien demgemäß bereit, ihr beizustehen, so daß sie zum mindesten nach außen hin eine standesgemäße Existenz auch weiterhin würde führen, und daß ihre Töchter immerhin die Hoffnung, sich zu verheiraten, würden bewahren können.

Kurz, Nicolaas, Abraham und er selbst hätten miteinander ausgemacht, ihr zusammen tausend Gulden im Jahre zu geben. Hiervon werde ihrer Berechnung nach die Familie bei größter Sparsamkeit bestehen können. Da sich indessen klar ergeben habe, daß seine Schwester von Geschäften viel zuwenig verstehe, so werde Nicolaas das Geld verwalten, ihm werde sie Rechnung abzulegen haben und er werde bei jeder Anschaffung darüber entscheiden, ob sie unumgänglich nötig sei.

Der Witwe bemächtigte sich beim Anhören der wohlgesetzten Rede zunehmende Unruhe. Wenn David Zahlen anführte, hatte sie zu Anfang wiederholt mit schmerzlicher Gebärde die Hand an den Kopf gedrückt. Sie war ja eine Frau und verstand nichts von Geldgeschäften! Aber als jetzt der Bruder die scharf abgezirkelten Tatsachen vor sie hinstellte, hatte sie ihre Aufmerksamkeit geschärft. Gehofft und erwartet hatte sie, daß die Brüder ihr beistehen würden... Aber daß man sie unter die tyrannische Vorherrschaft des Verwachsenen stellen wollte... daß Klaas darüber sollte zu entscheiden haben, ob sie oder ihre Töchter ein neues Kleid brauchten...

„Ich selber muß noch eine besondere Bedingung stellen," hörte sie jetzt die Stimme Brams. „Nämlich, daß Naatje in Zukunft bei Sara wohnt. Der Schwester liegt das doch näher als dem Bruder und außerdem können Sientje und die Kinder jetzt wirklich nicht mehr gut mit ihr auskommen."

„Das tue ich einfach nicht!" fuhr Sara auf. „Die Mädchen können sie auch nicht ausstehen! Ich will sie nicht hier im Hause haben!"

„Es kommt leider nicht mehr allein darauf an, was du willst, liebe Schwester," sagte David, indem er mit der Absicht, beruhigend zu wirken, seine Hand auf die ihrige legte. Er wollte sich selber nicht eingestehen, daß sich trotz ihrer dummen Verschwendungssucht ein gewisses Mitleid bei ihm regte. Da saß sie nun rat- und hilflos mit ihrem sonderbaren grauen Haaraufbau auf dem Sofa in ihrem Prunkzimmer, dessen moderne Einrichtung immer ihren größten Stolz ausgemacht hatte. Von ihrer unbekümmerten Lebensfreude war der armseligen alten Frau, die mit einem Schlage aus ihr geworden war, wenig übriggeblieben...

„Vielleicht ist es das beste," folgerte Nicolaas, „daß wir jetzt die Mädchen hereinrufen und ihnen unseren Beschluß mit-

teilen. Sie sind zwar noch sehr jung, aber es ist doch wünschenswert, daß sie über die Sachlage im klaren sind."

Als die vier Töchter den feierlichen Kreis vergrößern halfen, schien das Zimmer mit einem Male überall mit raschelnden und rauschenden schwarzen Stoffen angefüllt. Schweigend und eingeschüchtert hatten sie den Onkeln mit der leichten Verneigung, die dazu gehörte, die Hand gereicht, dann setzten sie sich auf die rotdamastenen Stühle, suchten einen geeigneten Platz für ihre Turnüren und schauten mit ängstlichem Blick auf die ernsten Gesichter der Männer und das verwirrte betrübte Antlitz der Mutter.

„Herrlich," spottete Nicolaas in seinem Innern, „wie sich die Frauen mit ihrem Kummer abzufinden wissen!" Durch die großen Gläser seiner grünen Brille musterte er die Jettohrringe Cateaus, das feine schwarz geränderte Taschentuch Sophias und Jacobas mit schwarzen Perlen bestickte seidene Ärmelbesätze. Den leichtsinnigen Kindern würde es nur gut tun, wenn sie in Zukunft ein bißchen schärfer rechnen lernten!

Von neuem ergriff David Coornvelt das Wort. Wenngleich Nicolaas der eigentliche Vormund war, so fühlte der Professor sich auch bei diesem Anlaß als Familienoberhaupt. Er suchte seiner Ansprache den Ton wohlwollender Nachsicht zu geben, wie es ja gegenüber Frauen, die für eine rein geschäftsmäßige Auseinandersetzung wenig Verständnis hatten, das beste war. Obwohl auch er an den teuren Stoffen und dem modischen Schnitt der Trauerkleider Anstoß genommen hatte, war er nicht ohne Mitgefühl mit diesen vier jungen Wesen, die einem von Sorgen und Armut beherrschten Leben entgegengingen.

Er teilte den Mädchen den Beschluß einer weitgehenden Hilfeleistung, den er und seine Brüder gefaßt hatten, sowie die daran geknüpften Bedingungen mit. Ohne weiteres sei ihm klar, fügte er hinzu, daß diese Zukunftspläne ihnen nicht gerade

lachend erscheinen würden. Aber sie seien alle vier noch jung, und da sie eine gute Erziehung genossen hätten und sich eines angenehmen Äußeren erfreuten, könnten sie bei bescheidener, aber standesgemäßer Lebensführung mit berechtigter Hoffnung einer angemessenen Eheschließung ...

An dieser Stelle erhob sich Jacoba. Ein wenig unsicher wie ein Schulmädchen, das aufgerufen wird, zerknitterte sie ihr schwarz umsäumtes Trauertaschentuch, während sie höflich und respektvoll, aber mit großer Bestimmtheit die Worte sprach: „Lieber Onkel, wir sind dir und Onkel Klaas und auch Onkel Bram selbstverständlich von Herzen dankbar, wenn ihr für unsere Mutter etwas tun wollt. Aber wir Mädchen wünschen auf eure Hilfe zu verzichten. Wir haben nämlich, das heißt Cateau, Betsy und ich, den Entschluß gefaßt, unser Brot selber zu verdienen."

Onkel David setzte das Madeiraglas, das er eben von der spiegelglänzenden Tischplatte genommen hatte, mit solcher Heftigkeit nieder, daß der Wein überfloß, Onkel Nicolaas schob die grüne Brille in die Stirn zurück, während Onkel Abraham die Zigarre aus dem Munde nahm und mit einem Ruck seinen schweren Körper aufrichtete.

„Ihr habt euch entschlossen, selber ... euer Brot zu verdienen?" wiederholte der Professor mit gerunzelter Stirn, wobei es ihm außerordentlich lästig war, daß das Mädchen, hochgewachsen und kerzengerade, stattlich von ihren weitgebauschten Trauerkleidern eingerahmt, vor ihm stand, während er von seinem niedrigen Sessel aus zu ihr emporblicken mußte. „Aber siehst du denn nicht ein, Kind, daß ihr auf diese Weise der ganzen Welt kund und zu wissen tun würdet, daß eure Mutter in Armut und Mangel hinterblieben ist?"

„Euer Brot verdienen ..." rief Onkel Klaas in scharf spöttischem Ton, „als ob das so einfach wäre, als ob das nur von eurem guten Willen abhinge!"

„Cateau und ich wollen ein Modegeschäft anfangen," erklärte Jacoba. „Wir haben immer unsere Kleider selbst gemacht und auch die von Mutter und den Schwestern. Alle unsere Bekannten haben unsere Arbeit bewundert und gesagt, daß wir uns ausgezeichnet darauf verstehen. Wir werden zu allen unseren Freundinnen und zu allen Bekannten von Mutter hingehen und sie bitten, daß sie in Zukunft ihre Sachen bei uns machen lassen. Wir haben ausgerechnet, daß wir sehr wohl acht Gulden für ein Kleid und drei Gulden für einen Hut oder eine Haube rechnen können, auf diese Weise verdienen wir zwischen zwanzig und vierzig Gulden in der Woche."

„Und ich," fügte die sonst so stille und verlegene Betsy hinzu, „ich kann jetzt doch nicht mehr länger in meinem Pensionat bleiben, also will ich zunächst versuchen, daß ich an einer Schule als Hilfslehrerin genommen werde, und dann später mein Examen machen. Ich bin immer die Erste in der Klasse gewesen und habe ausgezeichnete Zeugnisse."

„Aber seht ihr denn nicht ein," sprach der Professor, der einige Mühe hatte, einen ruhigen Ton zu bewahren, „daß so etwas einfach nicht geht, daß es ganz unmöglich ist für die Töchter eines höheren Offiziers ... daß ihr euch selber ein für allemal aus dem Kreise ausschließt, zu dem die Familie Coornvelt ... und selbstverständlich auch die Familie Berkhout nun einmal gehört?"

„Und was denkt deine Mutter über die ganze Geschichte?" griff Onkel Abraham jetzt mit seiner lauten und barschen Stimme ein. „Warum hast du uns jetzt eben kein Sterbenswörtchen davon erzählt, Sara?"

Sara begann in ratloser Aufregung zu schluchzen. „Weil ich nichts davon gewußt habe. Sie haben mir auch nichts gesagt. Die Töchter von heute halten es ja nicht mehr für nötig, ihre Mutter ..."

„Laß doch, Mutter!“ Mit großmütig beschützender Gebärde schlang Cateau ihren Arm um Saras Hals. „Wir haben mit Absicht nicht vorher mit dir davon geredet, weil wir uns sagten, du würdest wenigstens zu Anfang von der Sache nichts wissen wollen. Wir stellen uns selber das Ganze durchaus nicht als ein Vergnügen vor; wir wissen sehr gut, daß unser Leben in Zukunft anders aussehen wird als bisher. Aber wir glauben, daß es so besser sein wird, als wenn wir uns abgrämen müssen, wenn wir Tante Naatje ins Haus nehmen und als die verschämten Armen ... entschuldigt bitte, daß ich es geradeheraus sage ... von den Almosen der reichen Verwandtschaft leben müssen!“

„Ich sage euch, daraus wird nichts!“ Onkel David war in derartige Aufregung geraten, daß er, vielleicht zum erstenmal seit seinen Studentenjahren, mit der Faust auf den Tisch schlug. „Was für ein unheilvoller Geist ist jetzt in euch Mädchen gefahren! Ihr denkt alle, ihr könnt einfach tun und lassen, was euch beliebt. Habt ihr keinen Funken von Ehrfurcht für das Gedächtnis eures seligen Vaters, vergeßt ihr ganz und gar, daß eure Schwester einen Offizier heiraten soll?“

Aber jetzt legte Sophia, die solange geschwiegen hatte, ihr Bekenntnis ab: „Onkel, wenn wir so arm sind, wie sich jetzt leider herauszustellen scheint, können Evert Immerzeel und ich uns doch einstweilen nicht heiraten. Er hat nichts als seine Offiziersgage. Woher sollen wir also Möbel und Ausstattung beschaffen? Darum habe ich den Entschluß gefaßt, mir das Geld nach und nach mit Musikunterricht zu verdienen. Ich habe schon mit meinem früheren Lehrer gesprochen, der viel mehr zu tun hat, als er bewältigen kann, und er hat mir zugesagt, daß er mich empfehlen will.“

Bei dieser Eröffnung glichen die Gesichter der drei Männer, die einander anschauten, in erstaunlichem Grade trotz der

großen Verschiedenheit ihrer Züge dem Antlitz ihres Vaters. Alle drei hatten die trotzige Unterlippe hart vorgeschoben, jeder das eigensinnige Kinn in gekränkter Eigenliebe gegen den Kragenrand gedrückt.

Endlich brach Abraham das Schweigen. „Wenn ihr selber nicht einseht, was sich für euern Stand geziemt, dann wird Onkel Nicolaas als Vormund sein Wort zu reden haben."

„Wir sind volljährig!" riefen Sophie und Cateau gleichzeitig triumphierend.

„Ich bin es in einem halben Jahr!" ergänzte Jacoba, die ein Lachen unterdrückte.

„Offenbar," spottete Onkel Nicolaas nach der bedenklichen Stille, die dieser offenen Kriegserklärung folgte, „offenbar zweifelt ihr keinen Augenblick daran, daß ihr das auch ausführen werdet, was ihr euch vorgenommen habt. Bisher habt ihr jedenfalls immer euern Tisch gedeckt und euer Bett gemacht gefunden und nichts anderes getan als das Geld aus dem Fenster werfen, das ein Mann für euch verdient hat... Und jetzt denkt ihr, daß ihr so im Handumdrehen für euch sorgen könnt?"

Jetzt sprang Cateau, die bisher noch immer den Arm um die Schulter ihrer weinenden Mutter gehalten hatte, auf; ihr scharf gezeichnetes kleines Gesicht mit dem abgezirkelten Wangenfleck war von Erregung verzerrt.

„Das ist das richtige Männergeschwätz!" fuhr sie heftig los. „Das ist es, worüber die heutigen Frauen, die endlich ihrer Knechtschaft müde sind, sich so empören müssen! Niemals geben uns die Männer die Möglichkeit, unser Können zu zeigen, und dann werfen sie uns vor, daß wir dumm sind und nichts Ordentliches ausrichten können!"

„Jetzt wissen wir wenigstens, woher der Wind weht," lachte Onkel David, der sich inzwischen beruhigt hatte, mit leisem

Hohn. „Das sind die Früchte," wandte er sich zu seiner weinenden Schwester, „der kraftlosen Erziehung, die ihr Mütter heute euren Töchtern zuteil werden laßt!"

„Wir haben lange genug euer unausgegorenes Zeug angehört," fuhr er, die Mädchen scharf ins Auge fassend, fort. „Das hatte ich mir nicht gedacht, daß unser edelmütiger Vorschlag einen solchen Empfang finden würde. Nur eurer armen Mutter zuliebe, nur ihretwegen will ich noch einmal annehmen, daß ihr unüberlegt gesprochen habt, daß ihr euch habt aufhetzen lassen durch, ich weiß nicht welche überreizte und verstiegene Emanzipationsweiber. Ich bin bereit, alles als ungesagt zu betrachten, wenn Cateau und Coba mich und Onkel Klaas um Entschuldigung bitten. Aber solltet ihr, was ich nicht glauben will, bei eurem unsinnigen Plan, selber euer Brot zu verdienen, verharren... Dann ziehen wir, eure Onkel, die Hände von euch ab, dann geben wir keinen Cent, dann könnt ihr zusehen, wie ihr eure Mutter mit unterhaltet, mit der Arbeit, auf die ihr so große Hoffnungen setzt."

„Aber nein, David, David!" jammerte die Witwe, und in demütiger Bitte griff sie nach der Hand des erzürnten Bruders. Der aber riß sich heftig los. „Beweise, daß du Gewalt über deine Kinder hast!" rief er, sie streng anblickend, „denke an die Zucht und das Pflichtbewußtsein, worin du selber erzogen bist."

Auf der Borstelbrug nahmen die Brüder voneinander Abschied. Einen Augenblick standen sie schweigend zusammen, die beiden ältesten in ihrer tadellosen Trauereleganz, der jüngste in seiner nachlässig behäbigen Gemütlichkeit. Obgleich David ja jetzt wieder mit Abraham versöhnt war, wurde es ihm schwer, in Gegenwart des ungepflegten und derb daherredenden Bürgers, mit dem er denselben Namen trug, ein Gefühl der Scham und heftiger Abneigung zu unterdrücken.

„Eine unangenehme Geschichte, aber sie werden schon andere Saiten aufziehen, wenn kein Brot mehr im Hause ist," entschied Abraham mit lautem rauhem Lachen den peinlichen Fall, der alle drei beschäftigte. „Jedenfalls lasse ich Naatje in der nächsten Woche umziehen, Sientje und die Mädels werden ihrem Schöpfer danken, wenn sie ihre ewige Quängelei los sind." Er schlug die derbe, schwer daherrollende Lache auf, die zu der Schwere seines Leibes paßte... Alle, die seinen Vater noch gekannt hatten, behaupteten, daß Abraham am meisten von allen Coornvelts auf den alten Lodewijk hinauskam... Dann schwang er gemütlich seinen rauhborstigen Hut und ging seiner Wege.

Nebeneinander schlenderten Nicolaas und David über den Fischmarkt. Zwei gutgekleidete, ihrer Stellung bewußte ältere Herren, vor denen fast jeder Vorübergehende respektvoll den Hut zog.

„Es sind sonderbare Zeiten," sprach Nicolaas schließlich, als er vor dem schmalen Haus am Oude Rijn angekommen war, das er mit einer Haushälterin bewohnte. „Es sieht beinahe so aus, als ob die ganze Welt sich um die Frauen drehte."

„Ich muß jetzt oft an ein Wort von Vater denken," sagte der Professor düster. Er nahm bedächtig den Hut ab und fuhr mit seinem schwarz eingefaßten Taschentuch über die trotz der Winterkälte erhitzte Stirn. „Der hat mir einmal den Rat von seinem eigenen Vater gegeben: Laß dich niemals mit einer Frau auf Gründe ein. Sobald wir Männer einer Frau erst unsere guten Gründe vorbringen, ist es um unsere Ruhe und um unser Übergewicht geschehen."

FÜNFZEHNTES KAPITEL

IN HELLEM AUFRUHR

Wenig mehr als eine Stunde nach der peinlichen Auseinandersetzung führte das Dienstmädchen einen weiblichen Besuch in das Staatszimmer der Witwe Berkhout. Diese selbst war beim Ertönen der Glocke schnell in ihr Schlafzimmer gegangen, um sich die rotgeweinten Augen auszuwaschen und die schiefgerückte Haube wieder richtig auf den grauen Haaren zu befestigen. Wie dumm, daß sie sich nicht hatte verleugnen lassen. Sie war wirklich nicht in Besuchstimmung. Wer konnte auch jetzt aus ihrem Bekanntenkreis noch kommen — die allermeisten hatten längst ihren Beileidsbesuch abgestattet!

Doch hatte sie, als sie die Tür des Zimmers wieder öffnete, ihr Aussehen einer trauernden Witwe von Stand wieder angenommen. Zum Glück brauchte einstweilen ja noch niemand etwas von der schrecklichen Sorge um das nackte Leben zu wissen, die über ihrem Haupte schwebte. Heute noch war sie die ansehnliche verwitwete Frau Major, an deren modischem Trauerstaat der strengste Kritiker nichts hätte aussetzen können.

Eine schmächtige ergraute Frau erhob sich vom Sofa, eine fast wesenlose Erscheinung ohne Turnüre. Frau Saartjes liebenswürdige Trauermiene wich unwilliger Erschrockenheit. Eine Fremde? Hatte die es etwa auf ihre Wohltätigkeit abgesehen?

„Liebe arme Saartje," sprach eine Stimme, deren ganz leiser fremdländischer Beiklang bei der Witwe unbestimmte Erinnerungen wachrief, „wieviel Jahre ist es wohl her...?"

„Entschuldigen Sie... Sie sind... du bist doch nicht? Lieber Himmel... ist das möglich! Miebetje! Miebetje Sylvain!"

Sie lagen einander in den Armen. Jetzt stürmte die Vergangenheit, das weltenferne Reich ihrer Jugend auf Saartje ein

und stand mit überwältigender Deutlichkeit vor ihr. All die gewaltigen Hoffnungen, die sie auf das Leben gesetzt hatte, alle Pläne, die sie mit Miebetje geschmiedet, aller mit Miebetje gemeinsam beweinter Liebeskummer... Und dann sah sie das Elend ihres Alltags vor sich: ihr Leben war vorbei, nichts gab es mehr zu erwarten als Armut und Demütigung. Vor kurzem hatte sie noch krampfhaft an ihre eigene Jugend glauben wollen, und jetzt war sie wie ihre Verwandte eine alte ergraute Frau.

Sie saßen zusammen auf dem Sofa, und in dem Fensterspiegel sah Miebetje Sylvain ein Stück der still vornehmen Gracht, dieselben Bäume und dieselben Giebel, nach denen sie als junges achtzehnjähriges Ding hinausgeblickt hatte, als sie unter der strengen Aufsicht Tante Pietjes Strümpfe strickte und das Schicksal verwünschte, das sie als Mädchen geschaffen hatte.

Fast bis zur Unkenntlichkeit war das Zimmer verändert und doch war die weitentlegene Zeit erschreckend deutlich vor sie hingetreten, als sie hereinkam und den Duft des sonnenlosen, nur selten gelüfteten Raumes einsog, einen Duft von Menschen, Kampfer, Tabak und ausgeglühten Torfstücken. Das war, wie es ihr jetzt vorkam, der Geruch, der dem holländischen häuslichen Leben nun einmal anhaftete und ihr nach so langen Jahren wieder dasselbe beklemmende, beinahe körperliches Unbehagen erregende Gefühl verursachte.

Sie sah sich selber wieder einen stillen Abend nach dem anderen an dem spiegelblanken, eirunden Tisch sitzen... Sie hörte das Krachen der Federn in Onkel Coornvelts Armstuhl und seine volltönende Befehlsstimme, die noch solange nach ihrer Flucht der Schrecken ihrer Träume gewesen war.

Von dieser Flucht erzählte sie jetzt Saartje und von dem wechselvollen Leben, das sie dann geführt hatte und das ganz und gar nicht so reich an spannenden Abenteuern gewesen war, wie die dicke schwärmerische Witwe es sich ausgemalt

hatte. Fünf Jahre, nachdem sie Holland verlassen hatte, nach vieler harter Arbeit, nach zahllosen Sorgen und Erniedrigungen war es ihr in Paris geglückt, einer holländischen Familie, die in den Kolonien wohnte, näherzutreten. Die Leute hatten sie zur Erziehung der Kinder mit nach Surabaya genommen und ihr bald die Stellung einer Tochter des Hauses eingeräumt. Erst achtzehn Jahre später war sie mit zweien der Töchter nach Europa zurückgelangt. Mit ihnen hatte sie in Paris gewohnt, bis die Folgen des 1870er Krieges, die Unsicherheit, die der Kommuneaufstand in das dortige Leben brachte, die Damen veranlaßte, ihren Wohnsitz nach dem Haag zu verlegen. Dort hatte ein von den Tropen her eingeschlepptes schleichendes Fieber Miebetjes Freundinnen im vorigen Jahre kurz nacheinander hingerafft.

„Du hast also nicht geheiratet?" frug die Witwe mit so offensichtlicher bitterer Enttäuschung, daß Miebetje ihr Lachen nicht bezwingen konnte. „Ich hatte doch steif und fest geglaubt, daß du in Indien das Herz eines Nabob mit Tonnen Goldes dir erobert hättest."

„Ich wollte nicht heiraten," sagte Miebetje mit bitterer Bestimmtheit. „Was ich in Leiden erlebt habe, hat mir ein für allemal den Glauben an die Liebe und an die Echtheit eines Männerschwurs genommen."

„Die Liebe..." rief die rundliche Witwe mit nachdenklicher Betonung, „ja, daran glaubt man, solange man jung und hübsch ist, aber wenn die schönsten Jahre vorbei sind und die Eltern haben kein großes Vermögen, dann greift man mit beiden Händen zu, wenn man sich noch standesgemäß verheiraten kann."

„Ich hatte ja meine Stellung und brauchte darum nicht zu heiraten," erwiderte Miebetje stolz, „und seltsamerweise bin ich trotzdem in den Besitz eines Vermögens gekommen; meine beiden Freundinnen haben mich zu ihrer Erbin eingesetzt."

„Also doch! Ich hab' es mir ja immer gedacht," seufzte Saartje, während die schlanke ältliche Frau in ihrer überaus einfachen Tracht ihr auf einmal von einem schimmernden Goldglanz umgeben erschien. „Ach, wieviel hundertmal habe ich es bereut, daß ich nicht mit dir zusammen weggelaufen bin!"

„Das Geld, das ich geerbt habe, ist mir nur zur Verwaltung anvertraut," erzählte die andere mit einem strengen Ernst, der beinahe etwas Einschüchterndes hatte. „Meine beiden Freundinnen dachten genau wie ich über die unwürdige Stellung, die die Frau hierzulande einnimmt. Wir haben erst in Paris und dann im Haag gemeinsam im Kampf für die Rechte der Frau gestanden. Die Zinsen des Vermögens sind dafür bestimmt, Frauen zu unabhängigen Stellungen zu verhelfen und so viele wie möglich von der Sklaverei zu befreien."

Unwillkürlich mußte die Witwe Berkhout etwas, das sich in ihrem Halse verfangen hatte, herunterdrücken. Mit einer Stimme, der man Befremden und bittere Enttäuschung anmerkte, frug sie: „Willst du damit sagen, daß du diese abscheuliche Mode mitmachst, die aus den Frauen Männer machen will, und daß du dein Geld für diese schändliche Emanzipationsbewegung ausgibst?"

Miebetje Sylvain strich leise über den Krepp des Trauerkleides der Freundin. Nach langer Stille frug sie mit warmer weicher Stimme, aber zugleich die kleine Witwe mit klaren Augen fest anblickend: „Haben die Männer immer so viel Gutes an dir getan, bist du so zufrieden mit deinem eigenen Dasein, daß du nichts, gar nichts an der Lage der Frauen verändert sehen möchtest? Bist du unter der Vormundschaft deiner Brüder so glücklich, daß du deine Töchter für genau das gleiche Schicksal erziehen willst?"

Es wurde der Witwe Berkhout nicht leicht, sich in diese Gedanken hineinzufinden, aber langsam wie unter der Berührung

eines Zauberstabes kamen unter dem Eindruck von Miebetjes Worten Erinnerungen vor ihre Seele getreten: ihr Vater, der mit unnachsichtlicher Strenge ihre Heirat mit van Doeveren untersagt hatte, ihr Bruder Klaas, der an ihrer Liebesheimlichkeit zum Verräter geworden war, ihr Liebhaber Kees, der feige alle heiligen Schwüre verleugnet hatte, und als letzter der Reihe Berkhout, der ihr über seine Vermögenslage lauter falsche Angaben gemacht hatte ... Jetzt war sie alt und arm, die drei Brüder bestimmten über sie, als wenn sie irgendein Möbelstück wäre, und entledigten sich ihrer und ihrer Kinder mit einem Almosen ... „Eine Frau ist das elendeste Geschöpf auf der Welt!" rief sie in neuausströmenden Tränen, „und die Männer ... Wenn du alles wüßtest, Miebetje, was ich unter ihnen habe leiden müssen!"

Miebetje Sylvain ließ das Mäntelchen von ihren Schultern gleiten und legte den unscheinbaren flachen Hut neben sich auf das Sofa. Dann holte sie ihr Taschentuch hervor und wischte Saartjes Tränen von ihren angeschwollenen fleckigroten Wangen. Die Witwe sah nicht das fast unmerkliche schelmische Aufleuchten in ihren Augen, auch nicht das feine Lächeln, das ihren Mund umzog, sie fühlte nur die Zartheit und Wärme des Trostes, den lieben lang vergessenen Stimmklang: „Kopf oben, Sara! Wir müssen einmal vernünftig miteinander reden."

Frau Berkhout konnte sich später nicht mehr genau an alles erinnern, was an diesem entscheidungsvollen Spätnachmittag zwischen ihr und der heimgekehrten Base besprochen worden war. Jedenfalls hatte sie erst im Verlaufe dieses Gesprächs deutlich eingesehen, daß es gewiß töricht war, mehr Geld auszugeben, als man hatte, und durch vornehme Kleidung einen Anschein nicht vorhandenen Reichtums aufrechtzuerhalten. Aber zugleich begriff sie, daß die Hauptschuld an der Verschwendung

und den ewigen Geldverlegenheiten bei ihrem Gatten zu suchen war, der sie stets wie eine Unmündige behandelt und ihr nie einen deutlichen Einblick in seine Geldangelegenheiten ermöglicht hatte. Sie gewann auch ein genaues Bild von dem Verfahren ihrer Brüder, die mit Hilfe eines für jeden von ihnen bedeutungslosen Almosens sich ein Bestimmungsrecht über ihr und ihrer Töchter Schicksal anmaßten, vorher aber keineswegs sich die Mühe genommen hatten, über Berkhouts Finanzlage genaue Erkundigungen einzuziehen, vielmehr seelenfroh gewesen waren, wenigstens eines von den drei ‚leise angesauerten Mädchen' an den Mann gebracht zu haben.

Noch am selben Nachmittag sah sich Sara, da ihre vier Töchter hinzugekommen waren, inmitten eines lebhaft plaudernden Kreises. Miebetje wußte, wie sich jetzt herausstellte, bereits von dem Plan der Mädchen, die durch ihre Kusine Lize Wijsman schon seit Monaten bei der heftig umkämpften Schriftstellerin eingeführt waren. Das Wort ‚Schriftstellerin' wollte der Witwe Berkhout nicht recht über die Lippen. Bücher schreiben und Aufsätze und Meinungsäußerungen an Zeitungen schicken war doch wirklich keine Arbeit für eine Frau; auch erinnerte sie sich undeutlich an den peinlichen Vorfall bei der Vorlesung der ‚Gemeinnützigen Gesellschaft', der noch Wochen hindurch den Leidener Damen Gesprächsstoff geboten hatte. Oft aber erkannte sie unter den scharf gewordenen Zügen ihre alte Miebetje wieder und ließ sich wie in den gemeinsam verlebten Jugendjahren von der Stimme fortreißen, die mit so unwiderstehlichem Zauber von den Reisen berichten konnte, die Sylvia in England, in Österreich, in Deutschland gemacht hatte. Überall hatte sie dort bei den Frauen das gleiche Streben nach Unabhängigkeit, nach etwas Besserem als der für so viele zwecklosen ‚Abrichtung zur Ehe' gefunden.

Wenn die lebhafte rundliche Witwe auch noch immer nicht allen mit größter Bestimmtheit vorgetragenen Meinungen der wiedergefundenen Freundin zuzustimmen vermochte, wenn der Gedanke, eine von ihren vornehmen Bekannten könnte Miebetje so in ihrem Salon sitzen und ihre umstürzlerischen Meinungen zum besten geben sehen, ihr augenblicksweise schwer aufs Herz fiel, so traten doch alle diese Bedenken hinter dem befreienden Gefühl zurück, daß das Elend, von dem sie sich vor wenigen Stunden noch aus nächster Nähe bedroht gesehen hatte, nun von ihr abgewendet würde.

Die Kusine hatte nämlich ihren Feldzugsplan schon fertig. Schon seit Monaten suchte sie nach einer passenden Wohnung — so wollte sie denn Hausgenossin der Familie Berkhout werden. Mit ihrer Hilfe konnten dann Cateau und Jacoba ihr Modegeschäft einrichten; auch Betsys Unterrichtsstunden wollte sie bezahlen und Saartje so lange unterstützen, bis die Töchter genug verdienen konnten, um ihre Mutter zu erhalten. Ihre einzige Bedingung war: keine ängstliche Wahrung des ‚schönen Scheins'! Die Leute sollten einsehen, daß es durchaus keine Schande war, wenn junge Mädchen, die von ihrem Vater vermögenslos hinterlassen werden, aus eigenen Kräften ihr Brot verdienen.

„Ja ja, gewiß," stimmte Frau Berkhout mehr eifrig als überzeugt zu; heimlich überlegte sie nicht ohne Angst, ob dann auch ein Ladenschild an dem altehrwürdigen Coornveltschen Hause angebracht werden müßte, und was wohl ihr Vater dazu gesagt hätte. In diesem Augenblick sah sie die Rache des Schicksals in Gestalt der Frau Immerzeel am Fenster entlang schreiten, den kleinen Sonnenschirm zuklappen und mit langsam gemessenen Schritten die Schwelle ersteigen. Auch Sophie erschrak vor dem unerwarteten Besuch ihrer zukünftigen Schwiegermutter und warf einen besorgten Blick auf Miebetjes

schmächtige Erscheinung, die weder durch eine modische Turnüre noch durch einen kunstvollen Haaraufbau gehoben wurde. Doch schon hatte Frau Immerzeel die Schelle gezogen und schob wiegenden Schrittes ihre von weinrotem Atlas gehobene mächtige Gestalt in das Zimmer. Ehrfurchtgebietend in der rauschenden Pracht ihrer reichbebänderten Röcke und eines von Jett glänzenden ‚arabischen' Umhangs schritt sie auf die Gesellschaft zu, die sie in ihrer wohlabgemessenen sauersüßen Art begrüßte. Saartje küßte das blasse strenggezeichnete Gesicht mit der ansehnlichen Nase und dem eine Welt von Selbstbewußtsein zusammenfassenden Unterkinn, die Mädchen verneigten sich — und dann mußte Sophie vorstellen: „Unsere Verwandte, Fräulein Sylvain."

Das Gesicht der gnädigen Frau sprach Bände, während sie sehr von oben herab den Gruß erwiderte und sich kunstgerecht mit der Pracht und Last ihrer Röcke auf dem von Betsy angebotenen Sessel niederließ. Sie hatte sofort erraten, daß das seltsame Wesen mit dem abgeschnittenen Haar niemand anders als der Blaustrumpf war, der sich gegen den allverehrten Pastor Beets so schändlich aufgeführt hatte. Ja, sie wußte noch weit mehr von der Dame Sylvain, da sie erst kürzlich auf dem Zimmer ihrer Töchter eine Zeitschrift gefunden hatte, die den Titel ‚Frauenzukunft' führte, und worin jemand, der den durchsichtigen Namen ‚Sylvia' trug, die jungen Mädchen zu ernsthafter Beschäftigung mit politischen Fragen aufforderte.

Besagte Sylvia ließ sich weder durch den eiskalten Strom, der von der neuen Besucherin ausging, noch von der Unsicherheit, von der Saartje und Sophie sich ergriffen zeigten, beirren. Sie erzählte weiter von zwei ihr bekannten Damen in Amsterdam, die aus angesehensten Familien stammten und sich hierdurch nicht hindern ließen, ihre selbsterworbenen Kenntnisse in der Krankenpflege zu ebenso nützlichen wie notwendigen Studien

in den städtischen Krankenhäusern zu verwenden, deren Zustand eine durchgreifende Reform dringend nahelegte. Ihre Erzählung hatte auf die fünfzehnjährige Betsy die sofortige Wirkung, daß das Mädchen die Hände gegeneinander schlug und begeistert ausrief: „Das wäre ja noch viel schöner als Lehrerin. Das wäre eine herrliche Aufgabe!"

„Du redest, wie du's verstehst," fuhr Frau Berkhout in verlegener Entrüstung ihre jüngste Tochter an, sah sich aber sofort von Miebetje zurückgewiesen, die in sanftestem Tone fragte: „Warum sollte das keine Aufgabe für das Mädel sein, wo sie sich doch für irgendein Fach entscheiden muß?"

Frau Immerzeel setzte das von Sophie beflissen angebotene Glas Madeira hin und faltete ihre durch gestrickte Halbhandschuhe verschönerten Hände vor der Wölbung ihres Schoßes. „In unseren Kreisen," sagte sie mit aller der Gattin eines königlich niederländischen Obersten zu Gebote stehenden Überlegenheit, „in unseren Kreisen brauchen sich die jungen Mädchen, Gott sei Dank, nicht nach Berufsarbeit umzusehen. Selbst wenn sie, wie es bei den Töchtern meiner armen Freundin leider der Fall ist, in bedrückten Umständen zurückgelassen werden, hält die Familie es für ihre Pflicht, dafür zu sorgen, daß ihnen diese Erniedrigung erspart bleibt."

Der armen Sophie war das Blut in den Kopf geschossen. Sie sah ein unruhiges Zucken im Gesicht ihrer Mutter und einen Zug eisiger Versteinerung im Antlitz der vornehmen Dame, die ihre Schwiegermutter werden sollte... Und ihr schöner Plan, der ihr eben als so leicht ausführbar eingeleuchtet hatte, kam ihr mit einem Schlage häßlich und fast herabwürdigend vor. Aber jetzt griff Miebetje mit der gleichen Milde, aber stärkerer Bestimmtheit des Tones ein: „Ich glaube, Sophie, du mußt die gnädige Frau jetzt gleich mit deinen Absichten bekanntmachen."

Das Bekenntnis, das sie vor den Onkels mit so siegesgewisser Sicherheit abgelegt hatte, ging Sophie jetzt nur stockend von der Zunge: Ja, sie wollte Klavierunterricht geben und auf diese Weise das Geld für Ausstattung und Möbel allmählich zurücklegen. Etwas bänglich niederblickend, fügte sie hinzu: Sie hatte bei Evert diesen Punkt freilich noch nicht berührt, aber er werde doch gewiß, so unangenehm die Sache sei, ihren guten Gründen Rechnung tragen. Er werde doch einsehen müssen, daß es für sie beide der einzige Ausweg war, und sie hätten sich beide viel zu gern, um wegen eines Vorurteils ...

„Vorurteils?" griff die Gestrenge das Wort mit ihrer schläfrigen, bei aller Heftigkeit doch eigentlich tonlosen Stimme auf. „Liebes Kind, hast du denn ganz und gar vergessen, daß Evert des Königs Rock trägt? Daß dieses Kleid Verpflichtungen mit sich bringt ..., und daß es für die Braut, für die zukünftige Frau eines Offiziers ein Ding der Unmöglichkeit ist, Klavierunterricht zu geben? Wenn es zum Vergnügen wäre, ginge es vielleicht noch an. Aber für Geld ..."

„Aber wir brauchen das Geld ja doch! Wir können doch ohne Leinenzeug und Möbel nicht heiraten! Und Sie und der Oberst können es uns auch nicht geben!"

„Wir haben Evert schon, als er auf der Schule war, oft genug gesagt, daß er einmal ein vermögendes Mädchen heiraten muß!" fiel Frau Immerzeel, die in ihrer Entrüstung die bei ihr zur Gewohnheit gewordene gemessen vornehme Sprechweise ganz vergaß, ihr ins Wort. „Er hat ja nicht hören wollen. Hören Kinder heute überhaupt noch auf ihre Eltern? Früher haben wir geglaubt, daß Sophie, wenn auch nicht reich, so doch immerhin nicht unbemittelt sei. Jetzt, wo die Sachen so stehen ... unter diesen traurigen Verhältnissen ... ja, liebes Kind, du bist nicht die erste, die einen Zukunftstraum in Rauch

aufgehen sieht. Wenn es dir wirklich um Everts Glück und seine Laufbahn zu tun ist, dann wirst du selbst ..."

„Ich gebe ihn nicht auf!" rief Sophie in wildem Ausbruch. „Wir halten fest zueinander, und die Zeit ist glücklicherweise vorbei, wo die Eltern für die Kinder auf die Brautschau gingen! Und bald genug soll auch die Zeit kommen, in der sich kein Mädchen mehr ihrer Arbeit zu schämen braucht. Wenn sich das heute noch mit dem Offiziersrock nicht verträgt, dann muß Evert eben den Rock ausziehen und Buchhalter oder Lehrer werden. Dann brauchen wir wenigstens unsere Armut nicht mehr unter einem goldgestickten Mäntelchen zu verbergen!"

„So ist's recht!" nickte Tante Sylvain in freudiger Ermutigung dem Mädchen zu, und sie legte ihre Hand auf Saartjes Arm, die einem erneuten Tränenausbruch nahe war.

Jetzt aber entleerte Frau Immerzeel die Schalen ihres Zornes auf Miebetjes schuldiges Haupt: „Frauen wie Sie — ich vermag das Wort Dame nicht über die Lippen zu bringen! — Frauen wie Sie gehören hinter Schloß und Riegel! Wieviel arme unschuldige Mädchen haben Sie wohl nicht schon mit ihrer irrsinnigen Schreiberei verführt und aufgehetzt! In wieviel Familien haben Sie nicht schon Unfrieden gesät, die Kinder mit den Eltern verfeindet und sie ihrer ersten Pflicht entfremdet! Denn es ist die erste und heiligste Pflicht eines Kindes, sich dem Willen derjenigen zu fügen, denen es sein Leben verdankt. Unseren Evert kenne ich gut genug, er wird nicht vergessen, was er seinen Eltern schuldig ist ..."

Aber jetzt stand die Witwe Berkhout, vor Erregung zitternd, auf. Sie erschrak selber über das, was sie wagte, über den drohenden fast prophetischen Klang, den ihre Worte ohne ihren Willen annahmen, Worte, die sie — das wußte sie ganz genau — einen halben Tag zuvor noch nicht gesprochen hätte. „Nein, Clazien," sprach sie, indem sie bedächtig und ernst ihr

graues Haupt unter der schwarzen Witwenhaube schüttelte. „Daß wir unseren Kindern das Leben gegeben und sie dann aufgezogen haben, das gibt uns nicht das Recht, unseren Kindern unseren Willen aufzuzwingen. Das ist eine Vorstellung aus der alten Zeit, und das ist eben der große Unterschied zwischen uns und unseren guten Eltern. Sie meinten, daß ein Kind für das Geschenk des Lebens ihnen dankbar sein müsse, sie glaubten, dieses Leben sei eine Sache, über die sie als Eltern nach ihrem Gutdünken verfügen dürften. Aber ich weiß es, ich weiß es aus einer traurigen Erfahrung meiner Jugendjahre, daß das falsch ist..., daß die Kinder selbst wissen müssen, wohin ihr Weg geht, und daß der Mensch nicht scheiden darf, was Gott zusammenfügte!"

Frau Immerzeel erhob sich und schob in sichtbarer Erregung ihre schwarzseidenen Halbhandschuhe zurecht. „Ja, Sara, das ist sicher schade," sagte sie nach langem Schweigen, jedes Wort wie ein Pfund abwägend, „daß dein Vater damals dagegen war, daß du diesen Weberssohn van Doeveren heiratetest, wo doch die ganze Stadt wußte, daß du im geheimen eine Liebschaft mit ihm hattest. Dann wärst du wenigstens in der Klasse geblieben, in die du gehörst, und Evert hätte es sich nicht einfallen lassen, ernstlich an deine Tochter zu denken. Aber eins schwöre ich dir und deinem blaustrümpfigen Fräulein Tochter. Unser Sohn wird sich vor die Wahl gestellt sehen: wenn er in sein Unglück rennen will und ein Mädchen heiratet, das für Geld arbeitet, dann bleibt das Elternhaus für ihn in Zukunft verschlossen!"

Mit königlichem Hin- und Herschwenken ihrer Röcke schritt sie der Tür zu, die Betsy mit doch etwas ängstlich gewordenem Gesicht vor ihr öffnete.

Einen Augenblick später entschwebte ihre majestätische Erscheinung mit dem unsinnig kleinen Hut und dem spielzeugartigen Sonnenschirm am Fenster vorbei.

Während die Schwestern mit empörten Worten und spöttischem Lachen ihr Verschwinden zur Kenntnis nahmen, ging Sophie in das Mädchenzimmer, um sich auszuweinen. Sie war der Standhaftigkeit ihres Evert lange nicht so sicher, wie sie es der aufgebrachten Frau Oberst gegenüber hingestellt hatte, und der schöne Plan der Vermögensbildung durch Klavierunterricht, der unter Miebetjes ermutigendem Zuspruch so verlockend ausgesehen hatte, begann merklich an Reiz zu verlieren. „Blaustrumpf," schluchzte sie vor sich hin, „Blaustrümpfe wird man uns schimpfen..., und ein Blaustrumpf ist eine alte Jungfer, kein Mann will ja eine alte Jungfer heiraten!"

Ein paar Tage nach diesem ereignisreichen Nachmittag, als trotz des kalten und nebligen Wetters die Witwe Berkhout, tief in schwarze Kreppschleier gehüllt, die ersten Gegenbesuche zur Erwiderung des ihr bezeugten Beileids machte, hielt eine Droschke vor dem Hause. Sie war schwerbeladen mit zwei Koffern, einer Hutschachtel und einem messingbeschlagenen Reisekorb. Dem Gefährt entstieg zum großen Erstaunen Sophies und Cateaus, die bei ihrer Näharbeit am Fenster saßen, ihre Tante Naatje Coornvelt. Dünn und mager, in der einen Hand einen Vogelkäfig, in der anderen den unentbehrlichen Mützenbehälter. „Was will die um Gottes willen hier?" frug das ältere der beiden Mädchen, da ihm die geringe Herzlichkeit des zwischen ihrer Mutter und der übelnehmerischen und oft recht scharfen Tante bestehenden Verwandtschaftsverhältnisses wohl bekannt war. Aber als der Kutscher begann, die Koffer abzuladen und auf der Schwelle niederzusetzen, ergriff Cateau in hellem Schrecken ihre Schwester am Arm: „Onkel Abraham sagte ja vorige Woche, Tante Na solle zu uns ziehen, weil seine Frau und seine Töchter ihre ewige schlechte Laune nicht aushalten könnten!"

Ehe Sophie etwas erwidern konnte, ging die Tür des Wohnzimmers auf, und herein trat Lodewijk Coornvelts jüngste Tochter, die ihre Nichten mit einem herablassenden ‚Guten Tag, Kinder' begrüßte. Während sie sich auf dem rotdamastenen Sofa niedersetzte, wobei sie den Vogelkäfig auf ihrem Schoß balancierte und den Mützenbehälter ängstlich in der Hand hielt, rief sie Sophie mit ihrem anspruchsvoll gekränkten Ton zu: „Es dürfte angebracht sein, daß ihr beim Heruternehmen der Koffer achtgebt, und der Kutscher muß drei Schillinge haben nebst zwei Stübern Trinkgeld."

Mit Bestürzung hatten die beiden Schwestern einander angeschaut. „Wir verstehen nicht recht, liebe Tante...", brach die älteste das Schweigen. „Wir haben nichts davon gewußt, daß du hier zu Besuch kommen solltest."

„Ich komme hier nicht zu Besuch," rief Naatje Coornvelt, indem sie die Bänder ihres verschossenen altmodischen Hutes losmachte. „Eure Mutter hat ja mit eurem Onkel Bram ausgemacht, daß ich in Zukunft hier wohnen soll. Ich danke meinem Schöpfer," fügte sie hinzu, wobei sie ihre Handschuhe aus schwarzem Garn abstreifte, „daß ich dieses unchristliche Heim, wo die Menschen sich des Fluchens nicht enthalten und Gottes Gebot die Achtung versagen, endlich wieder mit dem Hause vertauschen darf, wo ich geboren und erzogen bin."

Wieder schauten Cateau und Sophie einander an. Das war ein hübscher Streich, den Onkel Bram ihrer Mutter spielte! Er hatte sich einfach in den Kopf gesetzt, daß er Naatje los sein wollte, und setzte sie ohne weiteres seiner Schwester aufs Dach! In gepeinigter Unruhe warf Sophie einen Blick auf die Straße, wo der Kutscher die Koffer bereits auf der Schwelle niedergesetzt hatte. Wenn Tante Na erst einmal mit all ihren Habseligkeiten bei ihnen im Hause war, würde es alles andere als leicht sein, sie wieder weg zu kriegen...!

Das beste war sicher, ihr gleich die Wahrheit zu sagen und sie darüber aufzuklären, daß ihre Übersiedelung ganz und gar nicht zwischen Ohm Bram und ihrer Schwester verabredet war. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn sie jetzt, obwohl sie das von Onkel Bram angebotene Almosen abgelehnt hatten, trotzdem die keineswegs bequeme Tante auf den Hals bekommen würden! Kaum weniger unruhig als Sophie, gab Cateau ihrer Schwester einen heftigen Wink. Sie als Älteste mußte für beide sprechen ... Und da, während Sophie ihre Schürze hin und her strich und verzweifelt nach dem geeigneten Wort suchte, geschah es, daß sie auf einmal die Tante mit anderen Augen ansah. Nicht mehr erblickte sie in der vertrockneten alten Jungfer einen lästigen, im Wege stehenden Gegenstand, mit dem die Familie nichts anzufangen wußte, sondern ein armseliges beklagenswertes Geschöpf. Sie schaute auf das abgegriffene schlechtsitzende Kleid, über das sie mit ihren Schwestern sooft gelacht hatte, und machte sich jetzt erst klar, daß die Tante jahraus, jahrein die abgelegten Sachen ihrer Schwägerin auftrug, weil sie ja niemals Geld hatte, um sich etwas Neues zu kaufen. Sie sah die zwei alten Koffer, die Hutschachtel und den Reisekorb, dieses elende Häufchen Habe, das auf der Schwelle herumstand, sie sah den in die Federn geduckten Zeisig im Käfig, das einzige lebende Wesen, an das die alte Jungfer ihr Herz hatte hängen dürfen, und ihr fiel ein, daß Tante Na nicht immer so verfallen, grau und armselig häßlich gewesen war. Auch sie hatte ja einst ihre Jungmädchenzeit gehabt mit Hoffnungen und brennenden Wünschen. Wie bequem war es nicht eigentlich, so wie alle Welt über die alten Jungfern zu lachen! Aber geschah es nicht an allererster Stelle für die alten Jungfern, wenn Sylvia den Kampf für das Recht der Frau auf Freiheit und Arbeit führte? Geschah es nicht gerade für solche unglückliche Wesen, die ein lästiges Anhängsel ihrer Familie waren und die,

wenn der eine Verwandte sie nicht länger mehr brauchen konnte, dem anderen ‚geschickt' wurden wie ein Stück Möbel?

Und da in diesen Tagen unter dem anfeuernden Einfluß Miebetjes ein kampflustiger Geist, ein Geist des Aufstandes gegen alle engherzigen Vorurteile, gegen veraltete Herrschaftsansprüche und entwürdigende Tyrannei in den Mädchen des Hauses Berkhout lebte, erwuchs in Sophie zugleich mit der Empörung gegen den Onkel, der mit echter Männeranmaßung seiner Schwester den eigenen Willen aufzwingen wollte, der feste Vorsatz, der alten Tante, so unliebenswürdig sie war, eine Helferin, ein Schutz zu werden. Ein stolzes Glücksgefühl erfüllte sie zugleich mit dem Bewußtsein, daß sie alle jetzt die Pflicht hätten, Tante Na bei sich aufzunehmen, denn es war sonnenklar, daß diese, die schon seit so langen Jahren von der Gnade und Willkür ihrer Familie abgehangen und eine solche Kette von Erniedrigungen durchgemacht hatte, sich gewiß mit flammender Begeisterung zu dem Banner der Emanzipation bekennen und ihre Bundesgenossin werden würde.

Sophie setzte sich also zu ihrer Tante auf das Damastsofa und erzählte von den großen Dingen, die im Anzug waren. Schon in der nächsten Woche werde man an der Tür das Schild mit den Worten ‚Geschwister Berkhout, Mäntel und Kostüme' anbringen, Cateau und Coba würden die Einladungskarten ihres kleinen Modegeschäfts herumschicken. Zur gleichen Zeit werde sie selber in Leiden und im Haag ihre ersten Klavierstunden erteilen, und ebenso habe Betsy bereits einen Posten als Hilfslehrerin in Haarlem gefunden. Alles dies sei vor allem der Hilfe ihrer Tante Sylvain zu verdanken, die ihr, ihren Schwestern und ihrer Mutter den Weg zu einem von der Hilfe begüterter Verwandter unabhängigen Dasein eröffnet habe.

Sophie fand schöne und reiche Worte der Hoffnung und Begeisterung, mit denen sie sich selbst Mut einsprach. Im Fluß

ihres Redestroms entging ihr das Erstaunen, das sich auf dem Gesicht der alten Jungfer malte, und das sich rasch in Abscheu und Entrüstung verwandelte. Tante Naatje konnte ruhig dableiben, rief das junge Mädchen in ehrlichem Eifer. Bestimmt werde sie gern mithelfen an dem großen Werk, das sie jetzt alle mit so hoher Begeisterung begonnen hätten. Tante Na wisse ja aus eigener Erfahrung, wie traurig das Schicksal einer Frau sei, die von dem guten Willen der Verwandtschaft abhing!

In diesem Augenblick geschah etwas Furchtbares. Tante Naatje schnellte kerzengrade vom Sofa empor, den Vogelkäfig in der einen, das Arbeitskörbchen in der anderen Hand. Und da sie vor Eifer und Aufregung das Kinnband ihrer Haube zuzubinden vergaß, flatterten die beiden Enden mit ihrem heftig hin und her gehenden Kopf in der Luft, während sie ein Wort über das andere stürzend verkündete: Lieber wieder zurück zu Abraham, trotz allem, was sie von Sientjes Starrsinn und den stets zu Neckereien und üblen Späßen aufgelegten Kindern zu erdulden hatte, als in einem Hause zu wohnen, wo die ersten Pflichten der Frau, Sitte, weibliche Zurückhaltung und Gottergebenheit, mit Füßen getreten wurden! Lieber bei Abraham auf der zugigen Dachkammer, als täglich mit ansehen müssen, wie das Haus ihrer braven ehrbaren Eltern durch ein Schild mit ‚Mänteln und Kostümen' entwürdigt wurde. Ihre arme Schwester sei zu beklagen, wenn sie dem schlechten Geist, der die jungen Mädchen von heute zu beherrschen scheine, keinen Widerstand entgegensetze — aber sie, Naatje, wisse zum mindesten, was sie dem Angedenken ihrer Eltern und der Ehre des Namens Coornvelt schuldig sei!

Heftig schlug der knöcherne Finger des alten Mädchens gegen das Fenster, und mit phantastischen Armschwingungen gab sie dem Kutscher zu verstehen, daß er warten solle.

„Aber höre uns doch an, Tante, gerade weil wir kein solches Leben führen wollen, wie du es hast durchmachen müssen, gerade darum ..."

„Ihr seid eures Namens unwürdig," rief Naatje Coornvelt, in Tränen ausbrechend. „Mäntel und Kostüme! Die ganze Stadt muß es wissen, daß die Töchter einer Frau aus dem Hause Coornvelt sich mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienen müssen ..." Mit der einen Hand hielt sie mühsam den Vogelkäfig, mit der anderen trocknete sie die Tränen schmerzlicher Empörung, die in ihren farblosen rotumränderten Augen standen.

„Laß sie doch um Gottes willen gehen!" flüsterte Cateau heftig ihrer Schwester zu, die sich gerade zu einem letzten Überredungsversuch anschickte. „Wir haben sie hierbehalten wollen, und sie hat selber nein gesagt. Jetzt kann uns niemand mehr einen Vorwurf machen."

Tante Naatje war ohne ein Wort des Abschieds, so rasch es mit Käfig und Mützenbehälter ging, aus dem Zimmer gelaufen. Am Fenster sahen die beiden Mädchen, wie der Kutscher mürrisch und verdrießlich ihre Habseligkeiten wieder auf die Droschke aufpackte, worauf aber zunächst ein heftiges leises Hin- und Herreden zwischen ihm und der eigensinnigen alten Jungfer folgte.

Diese stand mit einem Schlage wieder vor den Mädchen im Zimmer. „Er will erst bezahlt sein," rief sie mit einem armseligen Versuch, gekränkte Würde darzustellen, „der unverschämte Kerl will mich nicht eher zurückfahren, ehe er seine drei Schillinge hat."

„Ja — und ...?" erwiderte Cateau mit kühler Verwunderung. Aber Sophie begriff die traurige Komik der Lage. Tante Na, die es für die größte Schande erklärte, wenn Frauen arbeiteten, um Geld zu verdienen, und die deshalb in Saartjes

Töchtern nichts anderes mehr als von Gott verstoßene Sünderinnen erblickte, Tante Na besaß keine drei Schillinge. Rasch zog sie die Börse, denn sie hatte gerade für ein Mieder, das sie einer Freundin gearbeitet hatte, ihr erstes verdientes Geld bekommen. Sie eilte in den Hausflur und bezahlte den unwirschen Menschen.

„Ich lasse dir das Geld morgen zurückbringen," erklärte die Tante von oben herab. Die Hand, mit der Sophie ihr in die Droschke helfen wollte, ergriff sie nicht. Die beiden Mädchen standen auf der Schwelle und sahen zu, wie die Droschke mit den beiden Koffern, der Hutschachtel und dem Reisekorbe langsam und schwankend die Rückfahrt über die stille vornehme Rapenburg antrat.

SECHZEHNTES KAPITEL

LIZES UND CLARAS KAMPF

Ab und zu vergönnte es sich der Doktor Wijsman, am Sonntagvormittag nach Erledigung der unerläßlichsten Krankenbesuche einen Spaziergang draußen um die Stadt zu machen, und er legte zum Ärger seiner Frau, die die Ansicht vertrat, eine christliche Familie müsse den Sonntagvormittag in der Kirche verbringen, den größten Wert darauf, daß seine Tochter Lize ihm bei diesen kleinen Ausflügen Gesellschaft leistete. So geschah es denn auch, daß an einem schönen Frühlingsmorgen im April 1873 Lize Predigt Predigt sein ließ und, ehe ihre Mutter in ihrem schwarzen Moirémäntelchen und ihrem Feiertagshut in das Wohnzimmer kam, rasch das Geschirr abgeräumt und sich mit dem Doktor davongemacht hatte.

Der alte Arzt bevorzugte bei diesen Wanderungen den Teil der niedergelegten Wälle, auf dem seit etwa dreißig Jahren ein

Kirchhof angelegt war. Fast alle Namen, die man auf den Grabsteinen las, waren dem Doktor wohlbekannt. Ihm war, als ob er einen Auszug aus seinem durch Jahrzehnte hindurch mit eiserner Gewissenhaftigkeit geführten Patientenbuch vor sich sähe. Sein Gedächtnis ließ ihn fast niemals im Stich, und wenn er behaglich einherschlendernd zwischen den eingefaßten Beeten hindurchging und die Namen las, die auf den Gedenksteinen eingegraben standen, wußte er von jedem, der dort unten schlief, Art, Dauer und Verlauf der Todeskrankheit genau zu berichten. Er sprach gern und ausführlich von diesen Dingen mit dem stets regen Anteil, den er allem entgegenbrachte, was mit seinem Beruf im Zusammenhang stand. Und immer hatte er ein eigenartiges, durch einen leisen Selbstvorwurf nur gewürztes Vergnügen darin gefunden, seiner Tochter auf solchen Spaziergängen die häßlichsten und ekelhaftesten Einzelheiten zu erzählen, wobei er mit Stolz feststellte, daß sie keineswegs wie die anderen Mädchen sich zierte, errötete oder gar in Ohnmacht fiel, sondern vielmehr alle seine Schilderungen mit ernster Neugier aufnahm und in ihrem Gedächtnis bewahrte.

Zwischen den sonnenbeschienenen Gräbern unter den noch jungen, ihr erstes Laub ansetzenden Bäumen gingen sie zusammen, der große stattliche schwere Vater mit seinem gutmütigen roten Gesicht, das ein wider den Strich gebürsteter hoher Hut bedeckte, und seine hochgewachsene schlanke Tochter in hellgrauem Sommerkleid aus grobkörnigem Stoffe mit leinener Jacke und einem Hütchen, von dem ein lichtgrauer Schleier anmutig über die Schar ihrer blonden Locken herabfiel. Zutraulich hatte sie ihren Arm unter den seinen geschoben. Behaglich und ausführlich schilderte er das große Geschwür, das dem alten van Doeveren, der in der vorigen Woche das Zeitliche gesegnet hatte, Jahre hindurch zu schaffen gemacht hatte — und er bemerkte nicht, daß das Mädchen stiller

war als gewöhnlich, daß sie unruhig auf ihre Lippen biß, und daß ihre Aufmerksamkeit ab und zu von seinen mehr wissenschaftlichen als erbaulichen Betrachtungen abschweifte.

Schließlich unterbrach sie den reichlich fließenden Strom seiner Rede und sagte schnell, ohne aufzublicken, aber fester und dringlich seinen Arm ergreifend: „Papa, ich habe eine ernste Frage an dich."

„Dacht' ich's mir doch: ein Antrag!" fuhr es ihm zu seinem Ärger durch den Kopf. „Warum habe ich auch gerade von van Doeveren angefangen. Dieses Musterexemplar von Herrn Sohn spielte schon fünf Jahre Student und hat noch kein einziges Examen gemacht."

„Glaubst du nicht, Vater," vernahm er die halb scherzende, halb ängstlich gespannte Frage der warmen Mädchenstimme, „daß ich das Zeug zu einem guten Doktor hätte ...?"

„Zu einem guten Doktor?" wiederholte er mit befreitem Lachen. „Das will ich meinen!" bekräftigte er gut gelaunt und gab der Mädchenhand, die in grauem Handschuh auf seinem Arme lag, einen leichten Klaps. „Es ist ewig schade, daß du nicht als Junge auf die Welt gekommen bist."

Ein kurzes Schweigen folgte. Über ihnen beiden jubelte ein Chor ausgelassener Vögel seine Lebenslust in die Luft, über dem Gottesacker und der ganzen sonntäglichen sonnigen Welt lag tiefer Frieden. Das junge Mädchen fühlte, wie sich ihr beinahe die Kehle zuschnürte: Sollte sie jetzt aussprechen, was ihr schon so lange auf den Lippen brannte, und damit vielleicht das gute Einvernehmen zwischen ihr und ihrem Vater für alle Zeit zerstören? Aber sie hatte es sich zugeschworen, heute mußte es zu dem Gespräch kommen, das sie schon so oft hinausgeschoben hatte! Mit klopfendem Herzen griff sie seine Worte auf: „Selbstverständlich, wenn ich ein Junge wäre, ginge es leichter, aber als Mädchen kann ich doch auch Medizin studieren ..."

„Es ist mein voller Ernst, Vater. Ich will Doktor werden..." wiederholte sie einige Augenblicke später, da er in hartnäckigem Schweigen, als ob er nichts gehört hätte, mit seinen blauen, ein wenig rotgeäderten Augen auf den Grabstein starrte, neben dem sie standen; jetzt berührte sie leise seinen Arm.

Er hatte sofort gespürt, daß es ihr Ernst war. In ihrer Stimme lag keine Spur von übermütigem Scherz, und aus unzähligen Erinnerungen der Jahre, in denen sie aus einem ungezogenen dicken Mädel zu seinem blonden jungen Lieblingstöchterchen herangewachsen war, wußte er genau, daß man sie von etwas, das sie sich einmal in ihr Köpfchen gesetzt hatte, nie, weder mit guten Worten noch mit Strafe, abbringen könne.

Was sie jetzt eben sagte, war eine Ungeheuerlichkeit. Aber es gab ja Frauen, unweibliche verirrte Wesen, die solche Dinge anstrebten. Sie war nicht die erste, sie konnte ihm, wenn sie wollte, Beispiele, Vorläuferinnen nennen... und es war seine eigene Schuld, das war das schlimmste von allem. Er selber hatte ihr die Liebe zu seinem Beruf eingepflanzt, von den ersten Kinderjahren ab! Allen Warnungen hatte er sein Ohr verschlossen, weil sein einziger Sohn von seinem Beruf nichts wissen wollte. Der verweichlichte Angsthase von Junge hatte offenbar Keejetjes Abscheu vor Blut und Krankheiten geerbt. Keejetje... Es griff wie mit eisigen Fingern nach seinem Herzen, wenn er an ihre erschrockenen tiefbetrübten Augen dachte. Mit Worten würde sie ihm keinen Vorwurf machen — niemals hatte sie ja ausgesprochen, was in ihrem still verschlossenen Innern vor sich ging! Aber an ihrer Miene, an ihrer kalten Zurückhaltung würde er es merken, unter der er in den ersten Jahren der Ehe so bitter gelitten und für die er sich später so gern entschädigt hatte, indem er die Tochter mit allem, wogegen seine Frau eine so heftige unüberwindliche Abneigung an den Tag legte, vertraut machte.

„Papa," bat das Mädchen, das neben ihm ging, „sag' doch wenigstens etwas! Wir können doch zusammen davon reden. Ich dachte, du würdest es begreifen — Mutter natürlich..."

Er ergriff den einzigen Ausweg: er fing an zu lachen. „Ich hätte dich für gescheiter gehalten," sprach er obenhin und nahm zugleich seinen Hut ab, der ihm mit einemmal eine unerträgliche Last wurde. „Arzt werden! Du weißt doch ebensogut wie ich, daß man dafür von Kindsbeinen auf lernen muß. Schon allein die Tatsache, daß du kein Latein kannst, daß du nicht auf dem Gymnasium gewesen bist..."

„Ich kann Latein," rief sie. „Schon ein Jahr arbeite ich dafür. Ich weiß genug, um das Zulassungsexamen für die Universität bestehen zu können. Laß es mich einmal versuchen, Vater. Ich lerne schneller als die meisten Jungen. Wenn ich erst einmal die Erlaubnis vom Ministerium habe — die hat ja auch Aletta Jacobs bekommen..."

Scharf und deutlich sah er mit einem Schlage wieder seine eigene Studentenzeit vor sich, zahllose kleine Geschehnisse, die er längst vergessen zu haben glaubte. Den Seziersaal, die rohen Witze, die sie dort miteinander ausgeheckt hatten, die Vorlesungen und Übungen, bei denen Patienten mit Hautkrankheiten vorgeführt wurden und wo man mit rauhen und dürren groben Worten von Vorgängen redete, deren Existenz eine Frau am besten gar nicht ahnte. Das war doch ein Ding der Unmöglichkeit, daß sein Mädel, sein liebes unschuldiges Kind von solchen Sachen zu hören und zu wissen bekam!

„Schlag dir die Geschichte ein für allemal aus dem Kopf!" rief er kurz angebunden und so gleichgültig wie möglich. „Ich kann mir ja vorstellen, wie du auf den Gedanken gekommen bist, weil du mir das eine oder das andere Mal eine Handreichung hast tun dürfen — da hast du dir eingebildet, daß du

schon zur Hälfte deinen Doktor gemacht hast! Nein, liebes Kind, wenn es einen Beruf gibt, der sich nicht für Frauen eignet und dem eine Frau niemals genügen kann, dann ist es das Amt des Arztes, das den Menschen Tag für Tag mit allem Elend und allem Schmutz des Lebens in Berührung bringt."

„Das weiß ich von vornherein," gab sie ruhig zu, „aber ich weiß auch, daß ich längst Medizin studiert hätte, wenn ich ein Junge wäre, weil ich dafür eine angeborene Begabung besitze. Das hast du ja selber zugegeben. Es ist ein törichtes Vorurteil, daß ein Mädchen nicht dasselbe sollte erreichen können wie ein Mann, und ich will der Welt zeigen..."

„Du wirst der Welt nichts anderes zeigen," fuhr der Vater zornig auf, „als daß ein Mädchen ins Haus und zu ihrer Mutter gehört, bis sie sich verheiratet — und dann kann sie ja, wenn sie von unserem Fach eine Ahnung hat, das im Haushalt und bei ihren Kindern anwenden! Ich sehe jetzt, daß das Geschwätz von den Berkhoutmädels dir in den Kopf gestiegen ist, und daß du dir allerhand hast einreden lassen von dem verrückten Blaustrumpf, der jetzt bei ihnen wohnt und der leider Gottes eine Kusine deiner Mutter ist."

Sie fühlte, wie auch sie ihre Ruhe verlor. Wie anders hatte sie sich dieses Gespräch vorgestellt! Nie hatte sie geglaubt, daß er sofort einverstanden sein würde, aber sie dachte doch, daß er ihren Wunsch begreiflich finden und mit Gründen und Gegengründen darüber reden würde.

„Ich habe das Recht, den Versuch zu machen," rief sie heftig wie er. „Das Recht, mich selber zu prüfen! Wenn ich sehe, daß ich nicht dafür tauge..."

„Recht!" fiel er ihr in tiefer Empörung ins Wort. „Seit wann reden Kinder zu den Eltern von ihren Rechten? Einstweilen hast du nur Pflichten, Mädel, und deine erste und vornehmste Pflicht ist Gehorsam und Ehrerbietung."

Er setzte den Hut wieder auf und schlug einen schnellen Schritt an, so daß sie Mühe hatte, nicht zurückzubleiben. „Nun einfach nichts mehr sagen," nahm er sich vor, „und die Sache ein für allemal als abgetan betrachten."

Es vergingen Minuten. Dann hörte er ihre Stimme, über der eine ruhige und ihm bisher unbekannt gebliebene kalte Sicherheit lag. „Im Herbst werde ich volljährig, Vater, ich habe die Absicht, dann Medizin zu studieren, auch wenn du deine Zustimmung versagst."

Mit einem Ruck wandte er sich zu ihr um. „Das wollen wir doch einmal sehen!" rief er kurz und abgemessen, „wovon willst du dein Studium bezahlen, wenn ich keinen Cent... Verstehst du wohl, keinen Cent dafür gebe?"

„Fräulein Sylvain," sprach Lize, die äußerlich immer ruhiger wurde, je mehr er die Zügel über sich verlor, „die ‚leider Gottes' eine Kusine von Mutter ist und die du eben einen verrückten Blaustrumpf genannt hast, will mir die Summe leihen."

Der Doktor hatte ein Gefühl, als ob sein rot und heiß angelaufener Kopf in Scherben gehen wolle. Er riß seinen Arm aus dem der Tochter und schritt so eilig davon, daß sie ihm nicht mehr folgen konnte. „Das wollen wir doch noch sehen..." sprach er ein über das andere Mal vor sich hin und stieß mit seinen plumpen viereckigen Stiefeln den Kies des Weges zur Seite: „Das wollen wir doch zum Himmeldonnerwetter erst sehen..."

Dicht am Ausgang lag das Erbbegräbnis der Familie Coornvelt. Respektvoll mit der Mütze in der Hand kam der Totengräber auf ihn zu und erzählte ihm, daß der Efeu um das Gitter in der strengen Winterkälte erfroren war. Er ließ den Mann reden und nickte gleichgültig. Seine Augen glitten über die Granitplatte, auf der die Namen eingegraben standen: „Lodewijk Cornelis Coornvelt 1786 bis 1849. Die Furcht des Herrn

ist der Weisheit Anfang... und Agatha Sophia Spieghel 1794 bis 1867, seine treue und gehorsame Gattin."

Willem Wijsman war selten mit seinem schwer zu behandelnden starrsinnigen Schwiegervater ein Herz und eine Seele gewesen, aber jetzt nahm er feierlich und fast mit tiefer Rührung den Hut vor ihm ab. „Gott im Himmel," sprach er vor sich hin, „der wußte, wie man es anfangen muß, Kinder zu erziehen und ihnen Gehorsam beizubringen. Gegen den Willen hat sich keiner aufbäumen können! Wenn sie volljährig ist... Ich hätte das einmal von einer von Lodewijks Töchtern hören mögen!"

Clara Coornvelt trat aus der Tür des großen stattlichen Hauses auf der Breestraat in demselben Augenblicke, als ihr Vater zurückkam und bereits den Schlüssel in der Hand hatte. Sie bemerkte, wie sein Gesicht von einem inneren Schmerz verzerrt war und wie er sich für sie zu einem hellen Lächeln zwang. „Mußt du deinen Freundinnen dein neues Sommerkleid zeigen?" fragte er mit dem alten neckisch herzlichen Ton, der ab und zu, gleichsam zufällig, die entfremdende Förmlichkeit, die zwischen ihnen eingetreten war, unterbrach. Im gleichen Augenblick sah er, wie töricht seine Frage gewesen war. Seine Tochter trug wieder ihr unscheinbares einfaches Schwarzgraues und den steifen schwarzen Strohhut, über den Aleida noch gestern sich spottend beklagt hatte.

„Ich... ich bringe es nicht mehr übers Herz, Vater, mich in allerhand teurem Aufputz zur Schau zu stellen, wo es doch in der Stadt soviel Armut und Elend gibt," erwiderte sie mit schmerzlichem Erröten, in dem leisen, aber doch entschiedenen und ein wenig selbstgefälligen Ton, den sie in letzter Zeit zu seinem maßlosen Ärger angenommen hatte. Sie nickte ihm noch eben mit ihrem blassen ernsten Gesicht zu und war rasch die Schwellenstufen hinabgesprungen und in der nächsten Seitengasse verschwunden.

Professor Coornvelt betrat sein Haus, sein reiches peinlich in Ordnung gehaltenes Heim, dessen stille steife Feierlichkeit ihm in den letzten Wochen fast den Atem benahm. Der Diener — Aleida hatte darauf bestanden, noch einen männlichen Dienstboten ins Haus zu nehmen — putzte geräuschlos das glänzende Metall der großen Schiffsglocke und trat beflissen heran, um den hohen Hut und Spazierstock seines Gebieters abzunehmen. Dann sprang er schnell seinem Herrn voraus die breite geschnitzte Treppe hinauf, um im Arbeitszimmer die Läden zu öffnen und die Fenster zu schließen. David Coornvelt blieb einen Augenblick am Fenster stehen und schaute gedankenvoll auf den sorgfältig mit Harke und Spaten in Ordnung gehaltenen verlassenen Garten mit den hohen Bäumen, dem dichten Gebüsch und dem dünnen Gras, das nicht recht fortkommen konnte. Ein Garten ohne Sonne, in dem die Blumen es schwer hatten — sonnenlos wie sein Haus, wie sein jetziges Leben.

Der schöne David Coornvelt war in den letzten Monaten stark ergraut und so wie er jetzt leicht vorgebeugt am Fenster stand, sah er wie ein alter müder Mann aus. Wo war sie jetzt wieder hingegangen? An diesem schönen sommerlichen Nachmittag, an dem gewiß alle ihre Freundinnen in ihren neuesten Fähnchen sich in den Anlagen ergingen oder mit ihren Müttern im Café Zomerzorg das Konzert des Schützenkorps anhörten! Gewiß wieder zu der einen oder anderen Arbeiterfamilie, wo sie mit ihren zarten Händen rauhe und schmutzige Arbeit tat, wo sie Worte hörte und Zustände kennenlernte, von denen ein junges Mädchen besser nie etwas erfuhr.

Als Clara, es war jetzt ungefähr ein Jahr her, nach dem qualvollen Gespräch, das ihm zuerst ihre verstiegenen Ideen enthüllte, die Bitte ausgesprochen hatte, in Zukunft ihre Mutter bei den üblichen Armenbesuchen zu vertreten, hatten seine Gattin und er, wenn auch nicht mit Jubel, aber doch gern ein-

gewilligt. Sehr bald aber zeigte sich, daß Clara eine ganz andere Auffassung von diesen Besuchen hatte als ihre Mutter, die bei solchen Gelegenheiten stets einen dienstbaren Geist mitnahm, der das Gabenkörbchen trug. Claartje scheute sich nicht, kranke Frauen zu waschen, mit verwahrlosten Kindern zu spielen und mit ungehobelten Kerlen lange Gespräche zu führen, um sie der Gewohnheitstrinkerei zu entreißen. Niemals bat sie zu Hause um Geld für die Kleidungsstücke, Nahrungsmittel und Arzneien, die sie ihren Armen mitbrachte, offenbar bezahlte sie alles dies von ihrem Nadelgeld.

Erst vor kurzem hatte Nicolaas seinen Bruder darauf aufmerksam gemacht, daß man in der Stadt anfange, sich über die übertriebene Art der Wohltätigkeit, wie die Professorstochter sie übe, aufzuhalten. Besonders wies Nicolaas auf die Gefahr hin, die darin lag, daß die Arbeiter, deren Unbotmäßigkeit an sich schon im Zunehmen war, durch Angehörige der wohlhabenden Familien sich in ihrem vermeintlichen Anspruch auf Hilfe und Fürsorge bestärkt sahen. Als David aber, vielleicht schroffer als es in seiner Absicht lag, Clara auszufragen begann und ihr die schädlichen Folgen zu zeigen suchte, die aus ihrer übersteigerten Hilfsbereitschaft erwachsen konnten, mußte er die Bekanntschaft einer ganz anderen Tochter machen, die er bisher kaum in seinem Lieblingskind vermutet hatte.

Sie könne die Wohltätigkeit, so erklärte das junge Mädchen nicht ohne Heftigkeit, nun einmal nicht in der Art der meisten Damen ihrer Kreise betreiben, die von dem Armen für die Brosamen ihres Tisches noch Dankbarkeit verlangten. Sie habe jetzt die Armut kennengelernt, die fürchterliche Armut der Fabrikarbeiter und noch mehr die der Weber, die mit ihrer ganzen Familie bis zu sechzehn, ja achtzehn Stunden am Tage arbeiteten und dann noch Hunger, Kälte und Mangel leiden müßten. Ihr sei klar geworden, daß der Wohlstand des Hauses

Coornvelt letzten Endes durch die Ausbeutung dieses armen Sklavenvolks erzielt worden war. Und seit dieser Erkenntnis gebe es für sie keine ruhige Stunde, wenn sie nicht ihre ganze Zeit und Kraft daran setzte, wenigstens einen kleinen Teil des Elends zu lindern. Es gehe doch keinen Dritten etwas an, wenn sie nicht das Leben einer reichen jungen Dame führen wolle. Sie verweigere ihrem Vater nicht den Gehorsam, sie helfe im Haushalt mit, sie habe sich niemals seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen entzogen und sie habe sich gefügt, als er ihr die Erfüllung ihres liebsten Lebenstraumes verweigerte.

Als er an diese ernste Unterredung zurückdachte, seufzte David Coornvelt tief auf und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er konnte die Dinge nicht so leicht nehmen wie Nicolaas, der lachend von einer neuen ansteckenden Krankheit gesprochen hatte. Die Mädchen würden wohl kaum länger als ein Jahr brauchen, um einzusehen, daß das ‚tätige Liebeswerk' durchaus kein reines Vergnügen sei, und würden dann mit geknickten Fittichen zu ihren Handarbeiten und Blumenmalereien zurückkehren.

David Coornvelts Kinder kamen so leicht nicht zurück. Auch Louis hatte es nicht getan, obgleich er monatelang die bitterste Armut hatte durchmachen müssen und jetzt als Mitarbeiter sozialistischer Zeitschriften noch kaum so viel verdiente, um die Existenz eines Arbeiters zu führen. Jetzt zum erstenmal rang David mit dem Gedanken, den sein leichtbeweglicher, aber oberflächlicher Geist so lange zurückgedrängt hatte. Hatte sein Vater das Recht gehabt, ihm die Heirat mit Miebetje zu verbieten, hat überhaupt ein Vater das Recht, das Leben seiner Kinder nach seinem Willen zu gestalten? Jetzt war er es ja, der seinen Willen schroff gegen den des Sohnes stemmte und gegen den seines Töchterchens!

Aber rasch widerlegte er den aufsteigenden Zweifel: „Ich verlange ja von meinen Kindern nur das Vernünftige, ich stelle ihrer geringen Lebenserfahrung meine gereifte entgegen, ich versuche zu überzeugen, wo unser Vater Befehle aussprach."

Er würde nie, wie es sein Vater getan hatte, seiner Tochter einen Gatten aufzwingen, den sie nicht freiwillig erwählte. Er sowohl wie Aleida hatten sich still darein gefunden, als Claartje dem hübschen vornehmen Jonkheer van Schagen einen Korb gab. Aber wenn sie — der Gedanke überfiel ihn und begann unerträglich in ihm zu bohren — wenn sie selber eine Heirat begehrte, die all seinen Wünschen und Plänen zuwiderlief? Gerade durch ihre Wohltätigkeitspassion kam sie ja mit allerhand Menschen in Berührung, die ganz und gar nicht zu ihrer Klasse gehörten? Er wußte ja, wie eigensinnig und hartnäckig dieses zarte sanfte Kind sein konnte. Wenn er sich einmal vor die Wahl gestellt sah, entweder nachzugeben oder sie zu verlieren?

Claartje war das einzige Stückchen Sonnenschein in seinem Leben, jetzt wo sein Sohn dem Vater in seiner Laufbahn ernstlichen Schaden zufügte. Der junge Sozialistenführer schrieb mit einer Wärme und einem fortreißenden Schwung, den David niemals hinter seiner ruhigen Art vermutet hätte, und gerade dadurch war seine Gesinnung allgemein bekannt geworden. Ein Minister, dessen Sohn öffentlich an der Untergrabung der Staatsautorität arbeitete, war aber ein Ding der Unmöglichkeit. David, dessen Aussichten für die bevorstehende Kabinettsumbildung sehr günstig gestanden hatten, mußte sich einen Wink von höchster Stelle gefallen lassen, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ. Aber konnte sein Einfluß noch irgend etwas bei dem starrsinnigen Sohn ausrichten?

Einsam, so einsam wie noch nie in seinem Leben, fühlte sich jetzt der Professor, als er inmitten der schweren lastenden Stille seines Hauses an seinem Schreibtisch vor den gehäuften

Papieren saß. Irgendwo in demselben Hause, das wußte er, in einem der mit neuestem Geschmack eingerichteten Zimmer saß Aleida und war ebenso allein wie er. Nichts zog die Gatten näher zueinander. Selbst der gemeinsame Kummer, den die Kinder ihnen bereiteten, entfernte sie eher voneinander und veranlaßte nur gegenseitige Vorwürfe, die sie früher einander verschwiegen hatten.

Seine Blicke wanderten zu dem großen Bildnis des Vaters, das gerade gegenüber an der Wand hing. Es war aus Lodewijks letzten Jahren, das mächtige Gesicht, abgemagert, ragte noch strenger und gebietender aus der weißen umgeschlungenen Halsbinde und den hohen Vatermördern; der schwarze Rock lag straff über dem schweren Körper, und die große weiße Hand lastete in feierlicher Haltung auf der aufgeschlagenen Bibel. Er war kein milder Vater gewesen, nie hatte er versucht, seine Kinder zu verstehen, und doch hatten sie alle in echter Trauer an seinem Totenbette gestanden und in ihnen allen lebte noch die Verehrung seines Vorbilds, des strengen Vorbilds der Pflichterfüllung und Würde.

Hastigen Schrittes war Clara inzwischen auf dem kürzesten Wege durch schlecht gepflasterte Gäßchen nach der neuen großen Fabrik des Coornveltschen Hauses an der Heerepoort geeilt. Hier und da hatte sie einen fast unterwürfig höflichen Gruß der Frauen, die in den Türen ihrer Häuschen standen, der Kinder, die auf der Straße spielten, zu erwidern. Dann glitt wohl ein verlegenes Lächeln über ihr fast düster ernstes Gesicht.

Mehr als hundert Meter der erst halbausgebauten Straße nahm die Deckenweberei ein. Neben ihr lag die alte Wollweberei mit den Kontoren, über deren Tür noch der alte Giebelstein mit dem lustig tanzenden Weberpaar aus dem Jahre 1632 prangte. Es war ein ganz anderer Gedanke, der jetzt durch Clara Coornvelts

Gehirn zog, als der, der vor mehr als einem Menschenalter ihren Großvater und Onkel Hendrik an der fröhlichen Darstellung hatte Anstoß nehmen lassen. Ein Weber und seine Frau beim Tanzen. Ja, gab es im Leben dieser armen bedrückten und hungrigen Wesen jemals einen Augenblick sorgenloser Lebensfreude?

Erst als der Torwart aus seinem Verschlag auf sie zukam und sie nach dem Zweck ihres Besuches fragte, riß sie sich von ihren traurigen Gedanken los und fragte in einem fast befehlenden Ton, dessen sie sich im selben Augenblick wieder schämte, nach dem Werkführer Verbeek. Höflich führte der Mann sie über das ganze Fabrikgelände zu einem der Arbeitssäle und ließ sie dort in einem kleinen durch eine Glastür abgeschlossenen Vorraum warten, von dem sie den gewaltigen Platz überschauen konnte, den der Lärm der unzähligen rasselnden und quietschenden Maschinen ohrenbetäubend erfüllte.

Von dem Hocker, den der Wächter für sie hingeschoben hatte, schaute sie angespannt zu den Webern hinüber. Ohne Unterbrechung, ohne aufzublicken taten die ihre Arbeit. Niedrig, weißlichgrau, oft krumm oder schiefgewachsen waren ihre Gestalten, blaß und ungesund die Gesichter. Die Kinder standen bei den Erwachsenen und führten immer wieder denselben Handgriff mit maschinenmäßiger Genauigkeit aus. Magere, schlecht ernährte, armselig gekleidete Wesen, manche nicht älter als zehn oder zwölf Jahre, aber fast alle schon mit den müden sorgenvollen Zügen und den erloschenen Augen alter Leute.

Immer wieder, wenn sie die Fabrik ihres eigenen Hauses betrat, krampfte sich Claras Herz angesichts der unerhörten Grausamkeit zusammen, die dort ebenso wie in allen anderen Fabriken kalten Blutes begangen wurde. Gewiß, man fing an, von dieser Grausamkeit zu reden, Vorgeschrittene wollten sie

sogar durch ein Gesetz einschränken, aber die meisten und selbst edle, wohlgesinnte Menschen, wie ihr eigener Vater, nannten es eine soziale Notwendigkeit, daß Kinder, anstatt zu lernen, zu spielen und froh zu sein, wie es das Recht der Kinder ist, dort in den von beständigem Rasselgeräusch durchtobten Räumen sich quälen und abmühen mußten, arbeiten von fünf Uhr morgens bis acht oder neun Uhr abends.

Sie wußte genau, die Leute fanden sie überempfindsam und lachten sie aus. Es war ja doch ein Segen für die armen Weber, daß die Kinder mitverdienten — das verhinderte sie ja auch, sich auf der Straße herumzutreiben, wo sie doch nur schlechte und gottlose Dinge lernen würden. Onkel Nicolaas hatte sie, als sie einmal ihrem Herzen Luft machte, zu belehren versucht. Das war ja das große Heil, das die Dampfmaschinen gebracht hatten — früher mußte ein Arbeiter jahrelang lernen und sich einüben, während jetzt der Neuling fast ebensoviel leistete wie der alte, der seit Jahrzehnten in der Fabrik war. Auch war die Kinderarbeit für die Arbeiter die einzige Rettung, weil sie die arg bedrängten holländischen Webereien in den Stand setzte, die englische und deutsche Konkurrenz, wenn auch mühevoll, auszuhalten. Die Unruhestifter und Fanatiker, die die Kinderarbeit abschaffen wollten, seien auf dem besten Wege, der Industrie den Hals umzudrehen, und es sei traurig, daß ein wohlerzogenes junges Mädchen wie David Coornvelts Tochter sich durch solch unsinniges Geschwätz den Kopf verdrehen ließ! Wenn das junge Mädchen an diese Unterredung zurückdachte, stiegen ihr Tränen ohnmächtigen Zornes in die Augen. Was hätte sie seinen Beweisgründen entgegensetzen können, sie, eine dumme Frau, die nicht gelernt hatte, logisch zu denken?

Clara kannte manche unter den Männern, die sie jetzt bei der Arbeit sah, sie wußte von ihren häuslichen Sorgen, Krankheiten, Streitigkeiten, ihrer Trunksucht, der gleich einem Alp-

druck drohenden Angst vor dem wucherischen Hauswirt und dem Elend des Leihhauses. Früher hatte sie manches Gute wirken können durch ein Wort zu dem Werkführer Verbeek oder besser noch zu den beiden Oheimen selbst. Die Coornvelts waren nicht die schlimmsten unter den Arbeitgebern, mehr als einmal hatten sie einen fleißigen Arbeiter, der mit seiner Familie unverschuldet in Armut und Schulden geraten war, mit Geld unterstützt und manches Mal einen alten Veteranen, der keinen Stücklohn mehr verdienen konnte, im Altmännerhaus oder im Obdach der Diakonie untergebracht.

In letzter Zeit freilich hatte Clara sich in solchen Angelegenheiten fast immer an Hein Coornvelt, Onkel Abrams ältesten Sohn, gewandt. Sie wollte sich selber den Grund nicht eingestehen, warum sie jetzt nach Meister Verbeek gefragt hatte, wo doch Hein gewiß auf einem seiner Rundgänge in der Fabrik war.

Zwischen den Falten ihres Rockes suchte sie nach ihrem Säckchen und holte ein Notizheft hervor. Ja, über die Korverschen Kinder mußte sie sprechen, die nach Angabe der Mutter schon zweimal ‚Blut gespuckt' hatten, über Jan Smeet, der am Sonnabend beim Nachhausekommen wieder alles Geschirr in der Trunkenheit kurz und klein geschlagen hatte, über ... Unter dem unaufhörlichen Lärm des sausenden Tauwerks hatte sie nicht gehört, wie die Tür aufging. Plötzlich fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter, eine große feste Hand. Ein kurzer Schreckensruf entfuhr ihr, zugleich aber fühlte sie, wie ein warmer Strom der Freude durch sie hindurchging und das Blut gewaltsam in ihre Wangen jagte.

„Guten Tag, Claartje," hörte sie die wohlbekannte männlich tiefe Stimme, „kommst du eben mit auf mein Kontor? Hier versteht man sein eigenes Wort nicht."

Das kleine Zimmer, das er im ältesten Teile der Fabrik bei der Walkmühle für sich eingerichtet hatte, enthielt an Möbeln

wenig mehr als einen alten Schreibtisch aus Kienholz und einen großen Tisch, auf dem allerhand Zeichnungen und Pläne lagen. Nur seine kräftige Gestalt und die gesunde Gesichtsfarbe unterschieden ihn, einen Mann in blauem Kittel wie andere, von seinen Arbeitern. Seine Züge waren derb, seine Hände zeigten Spuren der Arbeit, und den platten Leidener Volksdialekt, den er von seiner Mutter überkommen hatte, hörte man aus jedem Satze, den er sprach, heraus. Obwohl auch er zu den drei Kindern Sientje Pots gehörte, die Abram Coornvelt nach einem jahrelangen ‚unsittlichen Verhältnis', das den Gesprächs- und Entrüstungsstoff der Familie gebildet hatte, im Jahre 1854 als die seinigen anerkannte, war es ein öffentliches Geheimnis, daß Hein ebensowenig wie seine Schwester Doortje ein ursprüngliches Recht auf den angesehenen Namen hatte, den zu Lebzeiten des alten Lodewijk eine ‚Dirne aus dem Volk' oder ihre Sprößlinge gewiß nicht hätten tragen dürfen.

Dem rauhen, im Verkehr oft eckig unbeholfenen jungen Mann war in letzter Zeit, obgleich die beiden alten Herren es nicht wahrhaben wollten, die Führung der Fabrik zum großen Teile zugefallen. Wenn er auch ein völlig anderer Mensch war als die eleganten in allen Künsten des Gesellschaftsgesprächs bewanderten jungen Leute, mit denen Clara bisher ausschließlich in Berührung gekommen war, so hatte eine zweijährige Studienzeit, die er an einer großen englischen Weberei verbracht hatte, ihm doch eine Freimütigkeit und eine gewisse Leichtigkeit des Auftretens gegeben, die seinen Geschwistern fehlte.

Für Clara wäre er ebenso wie seine Geschwister wohl noch lange Zeit ein Wesen aus einer anderen Welt geblieben, wenn nicht eines Nachmittags — es war jetzt gerade ein halbes Jahr her — als sie in der Fabrik nach einem wiederholt ohnmächtig gewordenen Kinde Erkundigungen einzog, an Stelle des beurlaubten Werkführers Verbeek der junge Mann sie

empfangen und ihr Auskunft erteilt hätte. Schon an den ersten Worten, die er sprach, hatte sie erkannt, daß dieser junge Mann im Arbeitsanzug ihr näherstand als die gutgekleideten jungen Herren, die im Hause ihrer Mutter zu verkehren pflegten. Der hatte ein Herz für die Zukurzgekommenen und litt ebenso heftig wie sie unter der Fülle des Unrechts, das er in seiner noch untergeordneten Stellung nur zum kleinsten Teil ändern konnte. Ohne viel Worte hatte er zunächst, wo es nur anging, mit Geld oder persönlicher Fürsprache geholfen; erst nach und nach überwand er seine Schüchternheit der jungen Weltdame gegenüber und sprach mit wachsender Glut von den Verbesserungen, den Änderungen des sozialen Lebens, die unabweislich auch in dem bequemen und so gern hinterher trottenden Holland kommen mußten.

Immer häufiger und länger waren die Besuche des jungen Mädchens auf ‚Heikis' Kontor geworden; immer deutlicher hatte der junge Mann seiner gespannten Zuhörerin all die großen Dinge ausgemalt, die er schaffen wollte, sobald sein Vater ihm einen Direktorposten verlieh und der starrsinnige Onkel Nicolaas sich zur längst verdienten Ruhe setzte. Wenn es auch wohl noch nicht zu einem Konzertsaal für die Angehörigen der Fabrik reichen würde, wie er ihn in Glasgow gesehen hatte, so solle doch unter seiner Herrschaft jede Überstunde besonders bezahlt, die Kinderarbeit um mehr als die Hälfte eingeschränkt und vor allem ein Spielplatz unter freiem Himmel eingerichtet werden, auf dem die halbwüchsigen Arbeiter Luft, Freiheit und ein bißchen Lebensfreude genießen konnten!

Diesen Spielplatz wolle sie unter sich bekommen, war das junge Mädchen ihm ins Wort gefallen, die die innere Wärme und Vornehmheit des wenig gebildeten jungen Menschen an der Art, wie er Kindern gegenübertrat, wohl erkannt hatte; den

Kindern wolle sie aus guten Büchern vorlesen, ihnen die Liebe zu Blumen und Pflanzen beibringen und vor allem Gottes Wort in den jungen Herzen lebendig werden lassen. Mit gewollter Fremdheit hatten beide die ersten Male voneinander Abschied genommen, aber jedesmal, wenn Clara nach solchen Gesprächen den Heimweg antrat, erschien ihr der Himmel höher, das Leben größer und ihr Herz von Glück erfüllt: Opfer und Hingebung mit einem Menschen teilen, der ihr Gefühl verstand, der ihr Führer und Helfer sein wollte!

Nach und nach war indessen in dem Verhalten des jungen Mannes eine Veränderung eingetreten, die sie erst nicht hatte bemerken wollen, an die sie aber jetzt nur mit Verwirrung und Scham dachte. Die Anrede ‚Kusine' hatte er mit dem Vornamen und diesen dann mit der Koseform Claartje vertauscht; immer häufiger legte er im Eifer des Gesprächs seine Hand auf die ihrige, und bisweilen blickte er ihr mit so dringlicher unausgesprochener Frage in die Augen, daß die Schläge ihres Herzens sich vervielfachten.

Auf die fernste Insel verbannte sie den Gedanken, daß so etwas wie Liebe zwischen ihnen beiden und im Anschluß daran Verlobung und Ehe möglich sein könnten. Klar stand es vor ihrem Gedächtnis, mit welchen Worten der Entrüstung und des Hohns der Vater Onkel Abrams Heirat gegeißelt hatte! Und gegen den Willen der Eltern heiraten — das konnte sie ihrem lieben Vater nicht antun, der schon durch den Kummer, den er an seinen Kindern erleben mußte, so alt, so traurig und ernst geworden war.

Gewiß hielt sie sich selber vor, sie wolle ja niemals heiraten. Ihr Entschluß stehe fest, frei von den Fesseln eines Haushalts ihr Leben in den Dienst des hohen Ziels der Erlösung der Armut zu stellen. Aber deutlich hatte sie die unausgesprochene Absicht begriffen, als Hein ihr eines seiner aus England mit-

gebrachten Bücher zu lesen gab, eine begeistert geschriebene Erzählung von einem Paar, das sich in dem gemeinsamen Streben, den Unterdrückten zu helfen, gefunden hatte. Seiner dringlichen Frage, was sie über das Gelesene dächte, war sie beim Zurückbringen des Buchs mit ein paar verlegenen nichtssagenden Worten ausgewichen. Als sie jetzt das Kontor verließ und er sie über das Fabrikgelände begleitete, fühlte sie sich so unruhig und unsicher wie noch nie in seiner Gegenwart. Sie fand sich selbst abscheulich, weil sie, zerstreut und unaufmerksam, wo es doch um das Wohl und Wehe ihrer Armen ging, verschiedene Dinge, nach denen sie fragen wollte, gar nicht vorgebracht hatte. Auch der junge Mann war schweigsam; deutlich spürte sie seine Enttäuschung über die hastige sachliche Eile, mit der sie heute das Gespräch geführt hatte und nach Erledigung des Allerdringendsten rasch aufgestanden war, ohne seine großen Zukunftspläne mit einem Worte zu berühren.

Und gerade heute, als sie unter dem seitlichen Giebel des Kontorhauses hergingen und sich am Tor verabschieden wollten, trat Onkel Nicolaas an das Fenster seines Zimmers. Unbeweglich, aber scharf beobachtend, stand er in seiner Lieblingshaltung da, das spitze Kinn in die Linke gestützt, die grüne Brille in die Stirn gerückt, während die Rechte in seinem schwarzen engzugeknöpften Rock hing. Kerzengerade stand der magere alte Mann, das letzte Restchen seiner grauen Stirnlocke starrte in die Höhe wie der Schopf eines Satyrs, und ein boshaftes Lächeln spielte um seinen blassen, dünnlippigen Mund. Das spöttische Kopfnicken, mit dem er Claartjes freundlich respektvollen Gruß erwiderte, und ein bedeutungsvolles Blinzeln seiner kranken Augen sagte ihr genug. Sie wußte, was Onkel Nico bei sich dachte — hatte sie sich etwa im Verkehr mit Hein zu sehr gehen lassen, die Gesetze übertreten, die für jedes junge Mädchen unverbrüchlich bindend sein mußten?

Wenn etwa Onkel Klaas, der ihren Vater täglich im Herrenklub traf, ihm die Sache in seiner Manier erzählte...!

Schüchtern streckte sie die Hand aus, kaum wagte sie die Augen, die plötzlich voller Tränen waren, zu dem jungen Mann zu erheben. Eine dringende Bitte, die sie noch nie in seiner Stimme empfunden hatte, lag in seinen gleichgültigen Worten: „Also übermorgen, übermorgen berichtest du mir, was der Junge von Harmen Smeet macht!"

Was sie als Antwort murmelte, wußte sie ebensowenig, wie sie den Weg sah, den sie, ohne aufzuschauen, dahineilte. In ihrem Herzen kämpfte Angst mit der Gewißheit, daß etwas Herrliches unabwendbar nahte, Schuldgefühl mit dem jauchzenden Bewußtsein, daß das, was zwischen Hein und ihr vorging, gut und rein war.

In Verzweiflung kniete sie am selben Abend vor ihrem Bett. Ihre Gedanken konnten sich von dem traurig besorgten Blick nicht losreißen, den sie in den Augen ihres Vaters gesehen hatte. Ängstlich hatte sie sich ihm nach Tisch unter dem Vorwande von Kopfschmerzen entzogen. Durfte sie Hein niemals mehr sehen, mußte sie mit eiserner Willensanspannung jede Begegnung vermeiden? Sie konnte ja nicht ohne ihn sein, nicht ohne die Wärme, die aus seinen Augen leuchtete, nicht ohne den starken Druck seiner Hand, die sich oft schon wie besitzergreifend um die ihre legte. Und doch... ihrem Vater, den sie während ihrer ganzen Kinderzeit bewundert und angebetet hatte, vermochte sie dieses Leid nicht anzutun. Sie konnte es sich nicht vorstellen, daß sie jemals vor ihn hintreten und ihm sagen würde: „Vater, ich will den Sohn von Onkel Bram heiraten."

„Du sollst Vater und Mutter ehren," klang es in ihren Ohren. Aber in derselben Bibel stand, daß die Frau dem Manne anhangen soll, den sie lieb hat.

„Herr, ich bin Deine niedrige Magd," flehte sie in verzweifeltem Gebet; „zeige mir den Weg, auf daß Dein Wille geschehe ..."

Mehr als eine Woche verging, bis Clara Coornvelt zum erstenmal wieder das ‚Schlaraffenland' aufsuchte, wo sie sogleich den Weg nach Heins Kontor einschlug. Sie wollte ihm sagen, daß sie für längere Zeit Leiden verlasse. Ihre Kusine, Keejetje Wijsmans zweite Tochter, die sich mit ihrer Schwester Lize wenig gut verstand, hatte sie gebeten, ihr bei der Pflege des neugeborenen Töchterchens Hilfe zu leisten. Da Agatha jenseits der Zuiderzee in Winschoten als Gattin des dortigen Bürgermeisters lebte, würden sie, Clara und Hein, zunächst auf Monate durch eine weite Entfernung getrennt bleiben. Er müsse ihre Zwangslage verstehen, sich in das Unvermeidliche fügen und würde sie, wenn sie nach einem Vierteljahr zurückkam, vielleicht schon vergessen haben.

Sie war im Begriff, anzuklopfen und die Kontortür zu öffnen, als sie durch das Holz hindurch eine erregte dröhnende Stimme vernahm. Betroffen blieb sie stehen. Das war Onkel Abram, und jetzt kam von Hein eine heftige Erwiderung ... Sie hielt sich selber vor, daß sie hier nicht stehenbleiben und das Gespräch zwischen Vater und Sohn belauschen dürfe ... Aber gerade in dem Augenblick, als sie sich umwandte und ihre Schleppe wieder in die Hand nahm, hörte sie auch das schärfere dünnere Organ des Onkels Nicolaas, der ihren eigenen Vornamen aussprach!

In lähmendem Schrecken, der sie zwang, sich an der kalkbestrichenen Wand des engen Gangs festzuhalten, mußte sie wider Willen zuhören:

„Ob Clara nun dich oder du sie verrückt machst, tut wenig zur Sache. Worauf es mir ankommt, ist, daß es ein für allemal

mit dieser ewigen Volksumschmeichelei aus sein muß. Hier haben wir zu sagen, dein Vater und ich, und wir haben gar kein Bedürfnis, uns von grünen Jungen und überreizten jungen Mädels in unser Geschäft hineinreden zu lassen."

Die scharf bestimmten und durch die Ruhe, mit der sie gesprochen wurden, so einschneidenden Worte des alten Mannes wurden durch einen überstürzten Redestrom seines jugendlichen Neffen weggeschwemmt. „Ich bin kein grüner Junge mehr und ich pfeife darauf, hier noch länger als Lehrbursche in der Fabrik rumzulaufen, wo ich noch nicht einmal das Recht habe, die paar Cents für ein Kind anzuweisen, das durch eure Knickerei vor die Hunde geht. Wenn es in eurer Jugend so gewesen ist, daß ein erwachsener Sohn von seinem Vater wie ein dummer Junge am Gängelbande geführt wurde, so sind jetzt die Zeiten Gott sei Dank anders. Ich leiste zehnmal soviel Arbeit als ihr beide zusammen, dabei kriege ich nicht so viel wie ein zweiter Werkführer, nicht einmal genug, um..."

„Um was?" fuhr Abrams mächtige heisere Stimme dazwischen. „Möchtest du etwa? Geht der junge Herr etwa auf Freiersfüßen? Bildest du dir ein, dein Onkel David wird dir seine Tochter auf dem Präsentierteller überreichen? Oder daß das gnädige Fräulein einen Jungen wie dich heiratet... Bloß weil es ihr jetzt Pläsier macht, schmutzigen Weibern ihre Hemden zu waschen und die dazugehörigen Kinder über ein gewisses Gefäß zu halten, das scheint ja augenblicklich die Mode bei den jungen Damen von Stand zu sein!"

Er genoß mit einer donnernden Lache seinen eigenen Scherz, wobei Onkel Nicolaas mit seiner schrillen Stimme mitmachte. Dann folgte ein seltsames drohendes Schweigen, das Clara zwang, in beklemmender Angst sich von neuem an der Wand festzuhalten... Denn auch mit geschlossenen Augen wußte sie, gleich als hätte sie durch einen Türspalt sehen können, daß

Heins große behaarte Hand jetzt krampfhaft ein schweres Stück Eisen, einen abgebrochenen Maschinenteil umklammerte, mit dem er die Blätter auf seinem Zeichentisch zu beschweren pflegte!

Befreit atmete sie wieder auf, als sie ihn wenigstens sprechen hörte; freilich klang seine Stimme schwer und mühevoll beherrscht.

„Laß Clara Coornvelt lieber aus dem Spiel, Onkel! Um sie handelt es sich nicht. Wir sprechen hier über den jungen Verstoor, den der schmierige Trunkenbold von Smeet bunt und blau geschlagen hat, und der gestern zu schwach war, um auf seinen zwei Beinen zu stehen."

„Zu schwach...," spottete Nicolaas nach, „diese ganze Verstoorgesellschaft, der Vater und die Herren Söhne. Am liebsten laufen sie mit den Händen in den Taschen herum. Und Smeet, gewiß, er gießt sich wohl mal einen über die Nase, aber er ist der beste Weber, den wir in der Fabrik haben."

„Und jetzt verlangst du also," fiel Abram ein — das Mädchen konnte ihn mit seinem schweren plumpen Tritt im Zimmer herumpanthern hören — „daß wir das ganze Fabrikreglement umkrempeln für so einen Affen von dreizehnjährigem Bengel... der geht davon schon nicht in die Binsen, von einer Beule auf dem Schädel und ein paar blauen Flecken. Die habe ich als Junge auch gekriegt, wenn mein Vater mich unter der Fuchtel gehabt hatte, und schließlich ist doch noch ein ganz ausgewachsener Mensch aus mir geworden."

„Jan Verstoor," fing Hein wieder an, Clara konnte das Zittern in seiner Stimme hören, „der Junge hat schon dreimal Blutspucken gehabt, Vater, das Kind ist schwächlich. Und gestern, wie Smeet ihn wieder so geschlagen hat, konnte er erst nach einer halben Stunde wieder auf die Beine kommen. Und jetzt will Onkel Nico ihn abmustern, weil er ein paarmal nicht

dabei war und weil Smeet sagt, er könne mit dem Jungen nicht arbeiten ..."

„Haben wir hier eine Fabrik oder eine Wohltätigkeitsanstalt?" frug Nicolaas mit leisem Hohn. „Ich möchte wohl einmal sehen, wie wir nach einem Jahre dastünden, wenn wir uns nach deiner dummen Empfindelei einrichteten."

„Ihr werdet euch danach einrichten. Ihr werdet tun, was ich verlange und den Jungen, wenn er wieder arbeiten kann, zu einem anderen Vorarbeiter hinsetzen und solange er krank zu Hause liegt, ihm seinen Lohn weiter zahlen."

„Zum Donnerwetter noch einmal, nein," schrie der Vater wütend, „der Verstoorjunge hat heute früh seine Abmusterung bekommen und dabei bleibt es. Wir wollen doch einmal sehen, wer hier zu sagen hat!"

„Und ihr glaubt, daß ich mir das gefallen lasse?" Auch Hein vermochte sich jetzt nicht mehr zu mäßigen. „Wenn das euer ‚Zusagenhaben' ist! Gut, dann sollt ihr allein zu sagen haben, aber dann lasse ich die Karre stehen ... Dann könnt ihr sehen, wie ihr ohne mich fertig werdet ..."

Eine kurze Pause folgte, von einem hämischen ungläubigen Lachen des alten Onkels unterbrochen. Heiser und unsicher fragte Abram: „Die Karre stehen lassen? Was soll das heißen?"

„Daß ich weg will von hier, weg aus der Stadt, aus dem ganzen Land. Das weiß ich schon, wenn ich einmal draußen bin, dann komme ich nie wieder in dieses eingeschlafene Land, wo sich alles um Gediegenheit, gute Familie und um das dreht, was einer auf der Bank liegen hat."

„Das stellt ihr euch alle so vor, wenn ihr fünfundzwanzig seid ..." Onkel Nicolaas' Stimme klang mit einem Male viel sanfter, beinahe beschwichtigend. „Das habe ich damals auch gedacht, daß hier in Holland gar nichts zu holen ist, und daß das Ganze eine eingeschlafene und beschränkte Gesellschaft

sei. Aber wenn man erst älter wird, dann sieht man schon ein, daß unsere Gediegenheit und unser Maßhalten auch ihre guten Seiten haben."

„Von mir aus könnt ihr euch darin baden, in eurer Gediegenheit und eurem Maßhalten," rief der junge Mann. „Ich will nicht durch Schweißarbeit reich werden, ich halte mich nicht für den vornehmen Mann, weil Vaters Großvater und Urgroßvater ihre Weber schon genau so ausgepreßt haben, wie ihr es jetzt macht. Ich gehöre mit zu den armen Kerlen, ganz wie meine Mutter dazu gehört, die von der vornehmen Verwandtschaft wegen ihrer Herkunft in die Ecke gestoßen wird. Mein Leben soll dafür da sein, daß dem Volk geholfen wird, ich will kämpfen gegen Armut und Elend ... und weil ich das hier nicht kann, weil kein Mensch hier das Recht einsieht, das die Armen auf ein menschenwürdiges Dasein haben ... darum gehe ich wieder nach England, und in eure Weberei setze ich in meinem Leben keinen Fuß mehr."

Claartje Coornvelt erhob die gefalteten Hände zum Himmel: weit offen und voll von Tränen standen ihre Augen. Ein Held, ein strahlender heiliger Michael war der rauhe Junge mit seinen derben Bewegungen und der volksmäßigen Sprache für sie geworden. Jetzt wußte sie, sie gehörte zu ihm.

Die Kontortür flog auf, und ehe sie sich des Vorgangs bewußt wurde, ehe sie ihre Ergriffenheit verbergen konnte, stand er dicht vor ihr. „Clara!"

Sie hörte die Bestürzung, aber dann die jauchzende Freude in seiner Stimme. Alles, was ihr, ein ganzes Jungmädchenleben lang, an weiblicher Zurückhaltung eingeprägt war, fiel von ihr ab. Wie unter dem Befehl einer unsichtbaren Macht streckten sich ihre Arme nach ihm aus.

„Komm hier weg," rief er hart, „die beiden dürfen dich hier nicht sehen!"

In schonungsloser Eile zog er sie mit, so daß die ihrer Hand entglittene Schleppe auf dem Boden fegte und ihr lang herabhängender schwarzer Schleier sich in den Knöpfen des Kleides verfing.

Durch den engen dunklen Gang zog er sie, eine Treppe hinauf, dann um die Ecke zu einer abgelegenen Bodenkammer, wo das alte, vor mehr als einem Menschenalter von Nicolaas aus England mitgebrachte Dampfmaschinenmodell verstaubt herumstand.

Als sie außer Atem auf einer baufälligen Holzbank niedersank, kniete er vor ihr nieder und verbarg seinen starren blonden Kopf in ihrem Schoß.

„Mit dir zusammen," flüsterte er heiser, „mit dir will ich dorthin... Hier könntest du doch nie recht von Herzen mit mir glücklich sein, hier würdest du doch im geheimen auf mich herabsehen, ganz wie mein Vater heimlich auf meine Mutter herabsieht... Das hat man bei der Erziehung mitbekommen, und das sitzt dann einmal im Blut... Aber da draußen denken die Menschen nicht so eng, da geht es nicht nur um vornehme Herkunft und gute Familie und um das Zeug, das man auf der Bank liegen hat. Da wollen wir zusammen unser großes Werk aufbauen... Sag mir, daß du es auch willst, Claartje, versprich mir, du gehst mit mir...!"

SIEBZEHNTES KAPITEL

JACOBA COORNVELT FECIT 1842

In dem großen, mit rotem Damast ausgeschlagenen Eßzimmer bei Professor Coornvelt hatte es ein beinahe stummes Mittagessen gegeben. Drei Menschen saßen, als gehörten sie nicht recht dahin, an dem großen viereckigen Tisch: das Töchterchen

in ihrem einfachen schwarzen Fähnchen an der Schmalseite, die Mutter stattlich in weinrotem Moiré, das breite, vornehmherablassende Gesicht auf dem reichgefältelten Halskragen ruhend, der mit einer kostbaren Diamantnadel geschlossen war, und der Vater, dem sich hin und wieder die Blicke der Frauen verstohlen zuwandten, da er ganz gegen seine Gewohnheit gebeugt, wie zusammengebrochen dasaß, während seine Hand in krankhafter Unruhe durch seinen Backenbart fuhr oder mit dem silbernen Messerböckchen spielte.

Aleida hatte vor Beginn der Mahlzeit ihrer Tochter noch schnell im Flüsterton einen Wink geben können, als die beiden Damen durch den Flur ins Eßzimmer gingen: Papa hatte nachmittags einen unerwarteten Besuch von Louis bekommen, wodurch er augenscheinlich heftig verstimmt war, das beste wäre wohl, zu tun, als ob nichts vorgefallen sei, und munter eine leichte Unterhaltung zu beginnen. Papa war in letzter Zeit, da die Kabinettskrisis sich immer länger hinzog, ja sowieso reizbar und übelgelaunt...

In Ausführung dieses Vorsatzes hatte Frau Coornvelt denn auch, als sei von Unglück oder Sorgen keine Rede, ab und zu eine Bemerkung über das Wetter oder das Essen fallen lassen, aber weder ihr Gatte noch ihre Tochter waren auch nur mit ein paar Höflichkeitsworten darauf eingegangen. So blieb ihr nichts übrig, als in zunehmender Gekränktheit ihr Doppelkinn immer fester in die Spitzenpracht ihres Halskragens zu drücken und ebenfalls zu schweigen. Aber sie nahm sich vor, gleich nach Beendigung der Mahlzeit Claartje einen ernsthaften Verweis zu geben.

Diese aber entwischte sofort nach Schluß des Essens, während Aleida die Arbeit des neueingestellten zweiten Mädchens, das auf dem Eßtisch selbst das soeben gebrauchte Silber und Kristall in einem mit Seifenlauge gefüllten kupfernen Napf abzu-

waschen hatte, überwachte. In ihrem Zimmer, einem unfreundlich düsteren, auf den inneren Hof gehenden Raum, setzte sich Clara am Fenster auf einen mit schwarzem Leder bezogenen Stuhl und starrte auf die graue Wand, die ihr gegenüberlag.

Vergeblich mühte sie sich, den Sturm ihrer Gedanken zu beherrschen. Diese Mahlzeit in der unmittelbaren Nähe der Eltern war ihr unerträglich gewesen. Ob sie es an ihrer Blässe gesehen, aus ihrer heiseren Stimme herausgehört hatten, ob von Heins Küssen eine Spur in ihrem Gesicht geblieben war... ob nicht jede Bewegung ihr Geheimnis verraten mußte!

Nein, nein, sie hatte ja den Schwur nicht getan, um den der Geliebte sie angefleht hatte. „Ich hab' dich lieb..." hatte sie bekannt, „ich kann nicht ohne dich sein." Aber als er in sie drang und das Versprechen von ihr forderte, auch dann mit ihm zu gehen, wenn ihr Vater seine Zustimmung verweigerte, hatte sie traurig, aber in festem Entschluß den Kopf geschüttelt. Trotz aller Vorhaltungen des stürmischen Werbers, daß sie ja schon lange nicht mehr zu der prächtigen und leeren Scheinwelt der Eltern, sondern zu ihm und dem großen Werk, das sie zusammen aufbauen wollten, gehöre.

Er hatte ja recht. Gerade jetzt während der Mahlzeit hatte sie es deutlich empfunden, wie sie zwischen ihren Eltern als eine Fremde saß. Ihr Herz war bei ihm, bei den neuen herrlichen Fernblicken, die er ihr eröffnete. Sie mußten den Mut und die Selbständigkeit zeigen, die er von ihr erwartete — sonst war und blieb sie ein schwaches, empfindelndes und charakterloses Wesen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, jetzt mußte sie das Zimmer ihres Vaters betreten und mit ihm sprechen, nicht mehr als das unterwürfige kindliche Töchterchen, nein, als ein Mensch, der seinen Willen gegen den des anderen zu stellen vermochte. Die tiefe und warme Stimme des Freundes klang in ihren

Ohren: „Wenn dein Vater so sehr an dir hängt, wie du immer erzählst, dann wird er sich deinem Glück nicht entgegensetzen... Und wenn er dir dein Glück nicht gönnen will, weil es nicht mit seinen eigenen Wünschen und Plänen übereinstimmt, dann hat er eben nicht die echte, selbstlose, hingebende Liebe."

Als Clara an ihrem kleinen Waschtisch ihr verweintes Gesicht kühlte und ihr Haar glattstrich, erschrak sie beim Licht der Kerzen, die sie zu beiden Seiten des Spiegels angezündet hatte, über das Brennen ihrer Wangen, über das wilde Flackern ihrer Augen. So erregt, so unbeherrscht hatte sie sich selber noch nie gesehen. Das also hatten wirre Leidenschaft, Liebe und Lust, Sünde und Schuld, alle die Gewalten, vor denen der strenge Kirchenglaube ihrer Schuljahre sie warnte, aus ihr gemacht!

Schwere Stille lastete über dem Hause, als sie über den Vorplatz nach dem Zimmer ihres Vaters ging. Durch das Flurfenster sah sie den Garten, wo sie als Kind mit Louis gespielt hatte, fast immer von der Erzieherin oder der Mutter selber beaufsichtigt, damit sie, das Mädchen, durch den Jungen nicht zu wilden Streichen oder schlechten Manieren verleitet würde. Mit brennendem Schmerz fuhr der Gedanke durch sie hin: „Wenn ich gehe, wenn ich tue, was Hein von mir will, sehe ich alles dies nie mehr, niemals mehr wieder..."

Sie drehte den Türgriff, ihre kalte, halb kraftlose Hand schlug die schwere Portiere zurück, und sie atmete den wohlbekannten Duft des vertrauten Zimmers, das ihr immer der liebste und geborgenste Ort im ganzen Hause gewesen war: diesen Duft von Tabak, Büchern und einem knatternden Torffeuer.

Aber dann stand sie regungslos im Kampf mit dem Trieb, davonzugehen, weit weg von dem Schrecken dieses Anblicks. Vor dem großen, mächtig thronenden Schreibtisch sah sie ihren Vater, dessen Gestalt sich in scharfen Linien vor dem Fenster abzeichnete — nicht wie sonst wartete er in gerader

Haltung in den großen Sessel zurückgelehnt, mit einem warmen Lächeln und ausgestreckter Hand auf ihr Kommen! Sein Kopf, den die großen weißen Hände umspannten, lag vorgebeugt über der grünbezogenen Tischplatte.

Ihr Näherkommen auf dem dicken Teppich hörte er nicht. Sie hatte nicht den Mut, ihn anzurufen. In diesem Augenblick, als sie den starken, selbstbewußten Mann, ihren fröhlichen, bewunderten Vater zum erstenmal in ihrem Leben gebeugt, gebrochen sah, trat es mit unerträglicher Qual in ihr Bewußtsein, wie stark trotz aller Anschauungsgegensätze ihre Liebe zu ihm war. Zu ihm, der sie gehegt und verwöhnt hatte, der ihre kindlichen Freuden, ihren kindischen Schmerz miterlebt hatte, dessen erstes Wort, wenn er von anspannender, wichtiger Arbeit nach Hause kam, die Frage nach ihr gewesen war — der niemals einen Tag zu Ende gehen ließ, ohne ihr den Gutenachtkuß zu geben und das Abendgebet mit ihr zu sprechen. Und der — das trat jetzt mit erschreckender Klarheit vor sie hin — in ihrer Liebe und Anhänglichkeit den Ersatz für das gesucht und gefunden hatte, was ihm seine kühle, an sich selber Genügen findende Frau versagte.

War sie die Ursache seiner tiefen Niedergeschlagenheit? Hatte Onkel Nico ihr Geheimnis verraten?... Aber Mutter hatte ja eben etwas von Louis und seinem Besuch erzählt...

„Papa," sagte sie endlich aus dichter Nähe. Als er auffahrend sein Gesicht ihr zuwandte, sah sie, wie er geweint hatte. Beschämt, verwirrt kehrte er sich ab und suchte in der Tasche seines schwarzen Rockes nach seinem Tuch. Aber schon kniete sie bei ihm und stricht mit dem ihrigen sanft über seine Augen und Wangen, so leise, als ob er ihr Kind wäre, dem sie trostreiche Hilfe zu bringen hatte. Flüsternd begann sie: „Sag' es mir doch, sprich es aus, Vater... vielleicht nützt es etwas, wenn wir zusammen davon sprechen können..."

Ein schmerzliches Lächeln trat auf seine bebenden Lippen; plötzlich preßte er ihr Gesicht fast mit wilder Leidenschaft in seinen Händen. „Du!" rief er heftig; „du bist das Letzte, was mir geblieben ist, du gehst nicht von mir weg ... Nicht wahr, mein kleines Mädel ... mein Stückchen Sonne?"

Verwirrt schlug sie unter dem heißen Strom dieser Worte die Augen nieder. Es war nicht seine Art, solche Dinge auszusprechen, nicht ihrer beider Art, so über die Liebe zu reden, die sie füreinander empfanden.

Aber jetzt gewann er die Selbstbeherrschung wieder, reckte sich in seinem Sessel gerade und erzählte ihr, Louis sei heute ganz unerwartet dagewesen, nachdem sie seit länger als einem Jahr einander nicht gesprochen hatten. An dem blassen, entstellten Gesicht seines Jungen hätte er sogleich gesehen, daß es sich um ein ernstes Vorkommnis handle, und dies sofort mit einem dringlichen Wink in Zusammenhang gebracht, den ihm am frühen Morgen ein Freund, der am Justizministerium tätig war, hatte zukommen lassen. Louis hatte in seinem Sozialistenblättchen einen Angriff gegen die Armee gerichtet, in dem auch der Name des Königs genannt war. Der Aufsatz war schon vor einigen Wochen erschienen; offenbar waren seine Feinde aber erst später darauf aufmerksam geworden, und heute morgen hatte man ihm hinterbracht, daß eine Anklage gegen ihn in Vorbereitung sei und er mit der Wahrscheinlichkeit seiner Verhaftung rechnen müsse.

Der Vater hatte schneller als der Sohn begriffen, daß hinter diesem Vorgehen eine geheime politische Absicht stecke. Es war das Mittel, durch das man seine Aussichten auf einen Ministerposten gründlichst vernichten wollte. Denn an sich war es mehr als zweifelhaft, ob der fragliche Artikel den Tatbestand einer Majestätsbeleidigung darstellte. Aber schon, wenn allgemein bekannt wurde, daß Professor Coornvelts Sohn unter

seinem vollen Namen etwas Derartiges veröffentlicht hatte...! Dem Sohn aber hatte die beklemmende, einschnürende Angst vor dem Gefängnis seinen ganzen hartnäckigen Stolz geraubt. Er bat seinen Vater um eine Geldsumme, damit er auf dem schnellsten Wege das Land verlassen konnte!

David war dann mit dem ersten Zuge nach dem Haag gefahren, um selber mit dem Staatsanwalt zu sprechen, und, wenn irgend möglich, den furchtbaren Schlag von seinem Haus und seinem Namen abzuwenden... „Und wie Louis wegging, Papa, es ist doch vielleicht ein Abschied für Jahre — da ist doch eine Versöhnung zwischen euch zustande gekommen?"

Traurig schüttelte der Professor den Kopf. „Er hat gesagt, wenn die Justiz sich in dieser Weise zum Werkzeug politischer Intrigen hergebe, dann sei ja die Korruption bei uns noch viel größer, als er und seine Parteigenossen gewußt hätten!"

Er sah den erschrockenen und verständnislosen Blick Claras. Fast machte er sich Vorwürfe darüber, daß er über all diese Dinge mit einem Mädchen sprach... aber er konnte nicht aufhören zu reden; immer wieder fing er von dem Ereignis an, immer wieder mit anderen, mühsam gefundenen Worten. Denn es stand ja vor ihm: sobald er aufhörte, von Louis zu reden, mußte er ihr zuhören, und sie würde von dem Furchtbaren sprechen, vor dem ihn am selben Unglückstage Nicolaas in ein paar bitteren Zeilen gewarnt hatte...

Aus ihrem eigenen lieben Munde sollte er hören, daß sie den unehelichen Sohn Abrams liebte, das Kind einer Magd, an die sein Nichtsnutz von jüngstem Bruder sich weggeworfen hatte. Dann würde sie ihn fragen, ihn, der in hochfliegenden Träumen sich eine glänzende, glückliche Zukunft für seine Tochter ausgemalt hatte, ob sie diesen jungen Menschen heiraten dürfe, der wie ein gewöhnlicher Arbeiter aussah, einen Menschen ohne Erziehung und ohne Manieren, der nicht anders als

Louis zu den Aufrührern, zu den Sozialisten gehörte. Und wenn er die unsinnige Bitte abschlug, wenn er seinen väterlichen Willen gegen den ihrigen stellte, dann würde sie genau wie Saartjes Töchter und wie Lize Wijsman sich gegen den elterlichen Willen erheben und sagen, sie lasse sich das Recht auf ihr Lebensglück nicht nehmen.

Noch immer kniete Clara vor seinem Stuhl und streichelte die große Hand, die kraftlos auf der Schreibtischplatte lag. Wie Hammerschläge dröhnten die erbitterten Worte des Vaters in ihre Ohren über die Menschen, die alle Autorität unterwühlten, über die Sozialisten, die in Angriffen und im Herunterreißen groß waren, sich aber wohl hüteten, die Folgen ihrer schamlosen Hetzereien auf sich zu nehmen. Und immer mußte sie es dabei sich vorhalten, daß ja auch Hein zu den Sozialisten gehörte... Und Hein war es ja, der sie liebte, der sie zu seiner Frau machen wollte.

Endlich wurde es still in dem großen Zimmer; man hörte das Sausen des Gases. Draußen wie aus weiter Ferne ließ der Nachtwächter, der am Hause entlang strich, seine Klapper ertönen. Dringliche Angst lag in David Coornvelts Stimme, als er jetzt wieder anhub: „Jetzt habe ich niemanden mehr als dich, Claartje, niemand und nichts auf der Welt..."

Sie wollte sich zur Wehr setzen, sich verteidigen gegen eine Liebe, die das Schwerste von ihr verlangte, sie wollte den Namen ihrer Mutter nennen, von Gott wollte sie sprechen, von den Prüfungen, die er schickte, von der Pflicht christlicher Ergebung... Aber sie fühlte nur, wie seine Arme sie immer fester ergriffen, wie er sie emporzog, bis sie auf seinen Knien saß und ihren Kopf an seine Schulter lehnte... ganz wie sie es so unendlich oft als kleines Mädchen getan hatte. Und im selben Augenblick sah sie es als einen schneidenden Widerspruch vor sich, daß erst vor ein paar Stunden Hein sie ebenso in seine

Arme gerissen hatte, und daß sie jetzt die Erinnerung an diesen Augenblick, an die berauschende Seligkeit ihrer Hingabe nur mehr als eine Schuld empfinden konnte, die sie gegen ihren Vater auf sich geladen hatte... denn das konnte sie ihrem Vater nicht tun. Jetzt nach dem harten Schlage, der ihn mit durch die Schuld seines Sohnes getroffen hatte... Jetzt, wo sein Kummer so schwer und groß war und sie das einzige, das ihm einen Trost gab! Jetzt, wo sie zum erstenmal deutlich einsah, was sie mit mädchenhafter Scheu halb unbewußt aus ihren Gedanken verbannt hatte: daß Vater und Mutter nicht das Glück gefunden hatten, das in den Büchern beschrieben stand, daß sie nicht, wie der große Beets so schön zu sagen pflegte, das Paar Hände waren, deren eine die andere ergänzte.

Sie wollte sich selber betören. Später würde sie den Mut finden, davon anzufangen — sie war ja noch so jung... auch Hein war ja kaum erst aus den Knabenjahren heraus! Sie konnten warten, sie hatten noch das ganze Leben vor sich.

Im Innersten ihres Herzens aber wußte sie um diesen Selbstbetrug. Wenn Hein erst einmal fort war und dort draußen sein neues Leben begonnen hatte, wenn sein zwingender Wille sie nicht mehr führte, sein Einfluß sie nicht mehr antrieb... wo sollte sie dann die Kraft hernehmen, sich gegen den Willen ihres Vaters aufzubäumen! Gewiß gab es jetzt schon Mädchen, die den Mut hatten, ihren Eltern Trotz zu bieten, die ihr Glücksverlangen als ein Recht gegen ihre Kindespflicht stellten. Aber zu diesen starken und mutigen Frauen gehörte sie nicht. Sie wußte, das Glück, das sie mit ewigem Kummer ihres Vaters erkaufen mußte, blühte nicht für Clara Coornvelt.

Ganz langsam wich ihr hoffnungsloser Zweifel einer silberhellen, unbegreiflichen Freude, der Freudigkeit des Opfers, in der die Frauen, ehe der Freiheitsdrang in ihnen erwachte, durch Jahrhunderte hindurch die höchste Erfüllung ihres Wesens fanden.

So lag sie wieder in den Armen ihres Vaters, geborgen wie ein Kind, wie ein Kind gestreichelt und geliebkost. Und wie ein Stern senkte sich das Wissen in ihre Brust, daß sie jetzt den Weg kannte, den Gott ihr gezeigt hatte.

„Der Grundsatz, nach welchem die bestehenden sozialen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern geregelt sind und welcher die gesetzliche Unterordnung des einen Geschlechts unter das andere ausspricht, bedeutet als solcher bereits ein Unrecht und ist gegenwärtig eines der Haupthindernisse, die dem Fortschritt der Menschheit im Wege stehen; es ist eine sittliche Forderung, ihn durch einen Grundsatz zu ersetzen, der die völlige Gleichheit ausspricht, indem er auf der einen Seite keine Übermacht und kein Privileg, auf der anderen Seite keine Ausschließung zuläßt."

John Stuart Mill war es, der durch die trotz der erst kurzen Zeit ihrer Schultätigkeit schon ein wenig lehrerinnenhaft klingende Stimme Betsy Berkhouts zu der kleinen Frauenversammlung im Hause Lodewijk Coornvelts sprach. ‚Die Hörigkeit der Frau' erregte auch in Holland seit kurzer Zeit die Gemüter. Junge Mädchen und Frauen versteckten das Buch unter ihren Kopfkissen, und zornige Väter und Gatten warfen es, wenn sie es fanden, ins Feuer. — Selbstverständlich waren die Hände aller der Zuhörerinnen, die rund um den spiegelnd polierten Tisch saßen, während der Vorlesung keineswegs untätig. Die Gedanken der Witwe Berkhout teilten sich zwischen einem nicht gerade einfachen, reichbebänderten Kleid, das ihre Töchter bis zum Wochenende fertig abliefern mußten, und den trotz ihres verständnisvoll lauschenden Ausdrucks nur schwer ihr eingehenden englischen Sätzen. Mit einem halb schmerzlichen, halb angenehm erregenden Schuldbewußtsein machte sie sich klar, daß die Worte, die sie vernahm, gewiß die

tiefinnerste Entrüstung ihres verewigten Eheherrn erregt haben würden.

Und nun erst ihr Vater. Wenn der gewußt hätte, daß es in seinem Hause so weit kommen würde! Sie saß an seinem alten geheiligten Platz dicht am Kamin, und ein klein wenig ungezogen war das Lächeln, das um ihren Mund spielte, als Betsy den Satz vortrug: „Denn es wird natürlich stets angenommen, daß die Frau bei vollkommen freiem Willen die Wahl des Mannes getroffen habe, der ihr Herr und Gebieter sein soll bis zum Ende seines oder ihres Lebens."

Solche Dinge wurden gegenwärtig in aller Öffentlichkeit ausgesprochen. Junge Mädchen wie ihre Töchter machten ihre Lieblingslektüre daraus, ihre Kusine Sylvain übersetzte die Schrift und ließ sie abschnittweise in einer von und für Frauen geschriebenen Zeitschrift erscheinen. Und in ihrem Hause, dem alten gediegenen, vornehmen Stammsitz der Coornvelts, fanden jetzt regelmäßige Zusammenkünfte emanzipierter Frauen statt, die ganz nach Männerart verhandelten, mit Miebetje als Vorsitzender und mit einer Schriftführerin, die jede einzelne Ausführung zu Protokoll nahm. Auch eine Vereinigung hatten die Damen gegründet unter dem Namen ‚Arbeit adelt'. Ihr Ziel war, feinere Näharbeiten und Stickereien vermögensloser Frauen der gebildeten Stände unter günstigen Bedingungen zum Verkauf zu bringen und hierdurch die wachsende Not dieser Kreise zu lindern.

Nicht ohne heimliche Bewunderung wanderten Frau Saartjes Augen verstohlen zu Marie Elisabeth hinüber, die, mit einer großen, breiteingefaßten Brille bewaffnet, die feinsten Fältchen in den Ärmel der kostbaren Trauertoilette steppte, die eine der dringlichsten Lieferungen der ‚Geschwister Coornvelt' war. Wie unzerstörbar war doch ihr Arbeitseifer, wie verstand sie bei all dem Haß und Ärger, denen sie sich noch immer ausgesetzt sah,

ihre Munterkeit, ihren frischen Mut zu bewahren! Freilich, einer gewissen eifersüchtigen Unruhe vermochte sie sich im Anblick der Schwärmerei, die die jungen Mädchen der zarten und doch oft fast fanatisch heftigen Frau entgegenbrachten, nicht zu erwehren. ‚Sylvia' riß die anderen oft weiter mit sich, als sie wollten; vorsichtige Damen, die ihre Furcht vor der öffentlichen Meinung zum Ausdruck brachten, lachte sie aus, und für die Entrüstung von Vätern und Müttern, die sie als die verderbenbringende Verführerin ihrer Töchter anklagten, hatte sie nur überlegenen Spott.

Das Wegbleiben eines großen Teils ihrer früheren Freundinnen, die ihr, seitdem ihr Haus der Mittelpunkt eines ‚Emanzipationskränzchens' geworden war, den Rücken gekehrt hatten, war für Sara Berkhout ein heftiger, aber nach einiger Zeit überwundener Schmerz gewesen. Immerhin war durch traurige Erlebnisse ihr Verstand wenigstens so weit gereift, daß sie einsah, sie hätte auf das angenehm unterhaltende gesellschaftliche Intrigenspiel im Kreise der Offiziersgattinnen wohl auch dann verzichten müssen, wenn sie sich dem Willen ihrer Brüder gebeugt und ein Leben verschämt wohlanständiger Armut begonnen hätte. Ihre Dankbarkeit gegen Miebetje, die ihr das Schicksal drückender Abhängigkeit erspart hatte, blieb groß und lebhaft.

Schwerer hatte sie das fast vollständige Zerwürfnis mit ihrer eigenen Familie getroffen. Weder David, dem sie immer noch große Verehrung und Bewunderung bewahrte, noch Nicolaas wollten von einer Versöhnung etwas wissen, solange Kusine Sylvain in ihrem Hause weilte. Dieses war Claartje Coornvelt, wie sie den Basen in einem traurigen, aber ergebungsvollen Brief mitgeteilt hatte, glattweg verboten worden. Nur Lize Wijsman zeigte, obgleich auch ihre Eltern sich in hellem Zorn von der Familie Berkhout abgewandt hatten, und der Doktor das Haus auf der Rapenburg nicht einmal mehr als Arzt be-

treten zu wollen erklärte, mit fast absichtlicher Offenkundigkeit die Freundschaft und Bewunderung, die sie für die Prophetin empfand. Gerade durch Lize angefeuert, kamen immer zahlreichere, zur Auflehnung neigende junge Mädchen Hilfe und Rat suchend zu ‚Sylvia'. Oft sah Saartje, wenn sie das Vorderzimmer betrat, um den großen Tisch einen Kranz lebhaft erregter, gespannt den Worten und Erzählungen ihrer Kusine lauschender Mädchen, und es gab ihr bei allen Verdächtigungen, denen sie sich selbst ausgesetzt sah, eine eigenartige Genugtuung, wenn sie dachte, daß all die Töchter ihrer früheren Freundinnen hier in ihrem Hause sich mit den Gedanken und Anschauungen der kommenden Zeit vertraut machten.

Eine heilige Überzeugung erfüllte diese jungen, begeisterten Mädchen: sie hatten den Schlüssel des wahren Glückes gefunden. Das große Problem des Frauenleides, der Unbefriedigtheit der Frau war ein für allemal gelöst! Die Frau, die zu jeder Arbeit imstande war, bedurfte der Ehe nicht mehr zu ihrer Versorgung — das Gespenst der unglücklichen, ohne Liebe geschlossenen Ehe, die nur durch die Angst vor dem Lose der alten Jungfer zustande gekommen war, löste sich in Nebel auf. Ein Mädchen, das seinen Verstand mit allen der Wissenschaft zu Gebote stehenden Mitteln auszubilden vermochte, das sich nicht mehr mit den Oberflächlichkeiten der Pensionatsbildung abspeisen ließ, war naturgemäß die gleichberechtigte Genossin und nicht mehr die Untergebene des Mannes ihrer Wahl, und sie würde den Beweis erbringen, daß eine mit dem Rüstzeug moderner Bildung versehene Frau auch im Haushalt ihrer Geschlechtsgenossin, die man mit Absicht auf einer niederen Stufe der Verstandesentwicklung festgehalten hatte, überlegen war.

Studieren, alle Möglichkeiten der geistigen Ausbildung durchmessen, dem Nutzen der Gemeinschaft dienen — diese Leiden-

schaft griff, wie Nicolaas bitter zu David bemerkt hatte, nach und nach wie eine ansteckende Krankheit unter den Mädchen um sich. Seltsamerweise übte die Verachtung, die die Herren der Schöpfung mit einer nichts zu wünschen übriglassenden Deutlichkeit den ‚Blaustrümpfen' zeigten, das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung. Witzige und weniger witzige Spottgedichte auf die Emanzipierten schossen wie Pilze aus dem Boden. Mit besonderem Eifer wurden sie von den Studenten, wenn sie an dem berüchtigten Hause an der Rapenburg vorbeizogen, zu Gehör gebracht. Gerrit van Doeveren, der in besonders tollem Treiben seine Liebesenttäuschung zu vergessen suchte, hatte in einer Nacht, als er mit einer angeheiterten Schar von Freunden an dem Hause vorbeikam, hinter dessen wohlverschlossenen grünen Fensterläden er das Hauptquartier der gefährlichen Störerin des Beetsvortrags wußte, den ihm als herrlicher Geistesblitz eingefallenen Namen ‚Fort Sylvia' mit einem Stück Billardkreide, das einer der Gesellen zufällig in der Tasche hatte, in großen Buchstaben an die Wand geschrieben.

Die es am meisten anging, Miebetje, hatte herzlich über den plumpen Scherz gelacht, Saartje indessen wieder einen der Augenblicke erlebt, in denen sie nicht ohne Schuldbewußtsein an ihre Eltern dachte. Und Sophie vergoß einige heimliche Tränen, weil Evert Immerzeel, der seiner Braut trotz des elterlichen Zorns die Treue hielt, unter dem beständigen Gestichel der Kameraden schon soviel zu leiden hatte und gewiß der Geniestreich van Doeverens im ganzen Herrenklub herumerzählt werden würde. Lize Wijsman indessen machte sich übermütig den Spottnamen zu eigen und schrieb am nächsten Tage als Adresse eines Briefes, den sie an ihre Tante Sylvain richtete, die Worte: ‚Fort Sylvia an der Rapenburg beim Glockengäßchen'.

Als Betsy das Kapitel des englischen Buches zu Ende gelesen hatte, räumte man, da es draußen zehn Uhr schlug, auf Cateaus

Vorschlag die Näharbeiten weg, die dann von Coba in das seit einem Jahr als Schneiderwerkstatt dienende Mädchenzimmer verbracht wurden. Im Gartenzimmer hatte Sophie inzwischen die Abendbutterbrote bereitgestellt, und unter Vorantritt der kleinen dicken Mutter, die in spät, aber gründlich erlernter Sparsamkeit ihr geheiztes Fußbänkchen, dessen Kohlen noch nicht erloschen waren, in der Hand trug, wanderte der Frauenzug durch den langen stillen kühlweißen, peinlich sauber gehaltenen Flur.

In diesem Augenblick vernahm Miebetje, die noch einen Augenblick zurückgeblieben war, um die Abschnitzel und Flocken von der spiegelglatten Tischplatte wegzuräumen, an einem der Fensterläden ein hastiges heftiges Pochen. Falten des Unmuts legten sich auf ihre Stirn, sie zog die Brauen zusammen und spitzte die Ohren. Waren wieder die Studenten zu Gange, hatte man einen neuen ‚Spaß' gegen Fort Sylvia ausgeheckt?

Aber von neuem und immer dringlicher ertönte das Pochen; ja, sie glaubte eine Stimme zu hören, die mit stürmischer Bitte ihren Namen rief. Mit der Beherztheit, die sie nie verlassen hatte, schob sie eines der Fenster in die Höhe und stieß den Laden auf, ihn vorsichtig festhaltend.

„Was gibt's?" Ihre Frage kam mit fast drohender Bestimmtheit, da sie noch immer an einen minderwertigen Scherz glaubte. Der Herbstregen peitschte in ihr Gesicht, als sie durch das halboffene Fenster hinausblickte, und im selben Augenblick erkannte sie die Stimme ihrer Nichte Lize, die in fast verzweifeltem Ansturm rief:

„Macht mir doch endlich auf, Tante Miebetje, ich wollte lieber nicht läuten, niemand darf wissen, daß ich hierhergekommen bin!"

Einen Augenblick später stand das junge Mädchen im Zimmer, blaß, verweint, todmüde, außer Atem und ganz von ihrer

gewohnten frohen Selbstsicherheit verlassen. Augenscheinlich war sie in großer Eile durch den Regen und die aufgeweichten Straßen gelaufen, da ihr dünnes Umschlagtuch durchweicht an ihren Armen klebte und die Nässe von den Bändern ihres Rockes abträufelte; der Tüllschleier ihres Hütchens hing als zusammengeknüllter Lappen in ihren Rücken. Ihre Lippen bebten wie die eines verängstigten Kindes, als sie flüsternd zu erzählen begann:

„Jetzt läßt sich nichts mehr daran ändern, jetzt habe ich ein für allemal mit Papa brechen müssen... jetzt kann ich niemals wieder nach Hause zurück. Er hat mich vor die Wahl gestellt, mich zu beugen, zu versprechen, daß ich meinen ganzen Plan aufgebe — oder er würde mich hinter Schloß und Riegel setzen, bis ich Vernunft angenommen hätte! Er war ganz außer sich vor Aufregung; wenn Mutter sich nicht zwischen uns gestellt hätte, hätte er mich geschlagen... Dann bin ich weggesprungen... sie dachten natürlich, ich wollte mich auf meinem Zimmer ausweinen — aber über die Hintertreppe und durch die Gartentür bin ich davongelaufen. Jetzt werden sie wohl einsehen, daß es mein Ernst ist, und daß ein Mädchen von dreiundzwanzig sich nicht mehr zwingen läßt!"

In starker Spannung hatte die ältliche Frau zugehört. Zitternd und mit weitaufgerissenen Augen beobachtete sie Lize, die jetzt ihren Umhang abwarf und mit fahrigen, überhasteten Bewegungen den Hut aus den nassen durcheinandergewehten Haaren riß. „Nein, Kind," erklärte sie in aufsteigender Furcht, „so hättest du es nicht machen sollen... das ist zu plötzlich, so unvorbedacht! Du bist viel zu schnell und zu leidenschaftlich gewesen; mit Geduld hättest du deinen Vater wohl auf die Dauer umstimmen können."

Lize war am Tisch zusammengebrochen und verbarg das blonde hübsche Gesicht in den Händen. „Das habe ich selber

auch so lange geglaubt," rief sie schmerzlich. „Wir sind doch immer die besten Freunde gewesen, Vater und ich... Er war so stolz darauf, daß ich soviel Sinn für seinen Beruf hatte, daß ich soviel von ihm selber gelernt hatte! Als ich mein Examen für die Universität bestanden hatte, glaubte ich, ich würde ihn jetzt herumkriegen — aber gerade damals wurde er so furchtbar aufgebracht. Ich glaube, da hat er zum erstenmal eingesehen, daß ich unter allen Umständen meinen Willen durchsetzen wollte. Wir sind alle drei wie Feinde gewesen in den letzten Wochen und dabei... dabei habe ich meinen guten Vater doch so lieb... Und ich finde es so furchtbar, ihm so etwas anzutun."

In wildem Schluchzen schlug sie mit ihrem Kopf auf den Tisch nieder. Schweigend legte die ergraute Frau ihre Hand auf das reiche Haar des Mädchens. Mit weitoffenen Augen starrte sie nach fernen Erinnerungen. Hier, in eben diesem Hause war es geschehen vor mehr als fünfunddreißig Jahren... war es etwa in diesem selben Zimmer? Nein, ganz oben in dem Zimmer, wo damals das Mangelbrett stand... Noch sah sie Keejetjes feines blondes Köpfchen, wie es auf dem dunklen Eichenholz lag, sah sie, wie der zarte Körper im Schluchzen hin und her ging... Deutlich hörte sie fast die gleichen Verzweiflungsworte. „Ich finde es so furchtbar, ihm Kummer zu bereiten, meinem armen lieben Vater..."

Keejetje hatte sich damals einem unerbittlichen Willen gebeugt. Sie hatte die Kraft der Entsagung gehabt... Aber war ihr aus dem Opfer eine reine Herzensfreude erwachsen? Die Zeiten waren anders, die Mädchen hatten damals keinen eigenen Willen...

Was Lize Wijsman heute abend gewagt hatte, war ihr, war Miebetjes eigenstes Werk. Ohne den Rückhalt, den sie bei ihr fand, hätte wohl selbst dieses entschlossene, starke Mädchen

nicht den Mut gefunden, ihren Eltern und dem Urteil der Welt Trotz zu bieten. Sie liebte Lize wegen ihres mutigen Stolzes... und doch, jetzt in der Entscheidungsstunde empfand sie ein dunkles Schuldbewußtsein... Immer wanderten ihre Gedanken zu der stillen altgewordenen Frau in dem großen schönen Doktorhause, die sie so oft über ihre Näharbeit gebeugt am Fenster hatte sitzen sehen... wobei dann immer der Ausdruck ihres stillen, gleichsam erloschenen, von tiefer Wehmut erfüllten Gesichts ihr ans Herz gegriffen hatte.

Endlich wagte sie die Frage, die einmal ausgesprochen werden mußte. „Was hat deine Mutter gesagt, was hat sie getan, als dein Vater heftig wurde und dich zwingen wollte."

„Ich weiß es nicht," rief Lize ratlos. „Mutter hat geschwiegen. Sie schweigt fast immer, wenn Vater auffährt und ausfällig wird. Sie hat auch damals geschwiegen, als Constanze den Vegeer heiraten und nach den Kolonien gehen wollte, und Vater erklärte, daß er niemals die Erlaubnis geben würde. Sie hat auch nichts gesagt, als Willem darauf bestand, Maler zu werden... Auch früher noch, als wir Kinder waren: wenn Vater dann zornig wurde und mit einem Verbot dazwischenfuhr, hat Mama auch immer geschwiegen — aber dann wußten wir Kinder, daß sie insgeheim auf unserer Seite war, und dann geschah zum Schluß fast immer das, was sie wollte..."

„Aber diesmal," meinte Miebetje zögernd, „bei dem, was du jetzt unternehmen willst, kann doch deine Mutter nicht auf deiner Seite sein. Du kennst ja ihre beständige Angst vor Krankheiten und Ansteckungen!"

„Ich will, ich kann nicht an Mutter denken, an das, was sie auszustehen hat!" Lize war in Verzweiflung aufgesprungen. „Wenn ich daran denke, weiß ich, daß ich keinen Schritt in meiner Arbeit weiterkomme. Ich will nichts mehr davon sehen, nichts mehr davon hören. Ich kann nicht mehr nach Hause zu-

rück ... Ich habe meine Schiffe hinter mir verbrannt — ich habe niemand mehr, der mir helfen kann, als dich ..."

Miebetje sah der Tochter ihres Geistes in die Augen. An den Abend mußte sie zurückdenken, an dem sie vor mehr als dreißig Jahren ihre Freiheit erobert und in finsterer Nacht auf dem Vorderdeck des Schiffes nach Utrecht gestanden hatte. Und einen Augenblick drohten angstvolle Zweifel das stolze und feste Gebäude ihrer Überzeugungen zu erschüttern. Waren die Frauen wirklich zur Freiheit und Unabhängigkeit geschaffen, wenn noch die stärksten und mutigsten sich so sehr auf Zuspruch und Trost angewiesen fühlten und sich heimlich nach einem Paar Armen sehnten, die sie schützend und hegend umschlossen?

Aber im selben Augenblick drängte sie mit einem heftigen Verweis, den sie sich selbst erteilte, alle Bedenken zurück. Die Frauen des kommenden Geschlechts würden andere, stärkere mutvollere Wesen sein, sobald erst einmal die Bevormundung, die Tyrannei, die ihr Leben in Fesseln geschlagen hatte, gebrochen war. Und dann würden sie in ihrer Freiheit, in der ungehemmten Entfaltung ihrer Geisteskräfte eine Lebensfreude und ein Glück erfahren, von dem ihre Mütter in ihrer drückenden Erniedrigung sich nie etwas hatten träumen lassen.

Und so suchte sie wieder die Worte hervor, mit denen sie an das junge Mädchen die Flamme begeisterter Kampflust weitergereicht hatte. Aber Lize glitt vor ihr auf die Knie nieder und verbarg den Kopf in ihrem Schoß wie ein verlassenes Kind.

„Es wird so schwer sein," schluchzte sie; „nicht die Arbeit, nicht die Pflicht, nicht die Kämpfe ... Aber so fern zu sein, so weltenfern von allen anderen ..."

Meine liebe Tochter!

Ich schreibe Dir diese Zeilen mit zitternder Hand. Erst vor einem Augenblick hat Dein Vater sich zur Ruhe begeben, nach-

dem er den ganzen Abend sich in einer furchtbaren Aufregung über Dich befunden hat. Ich habe ihn mit der größten Mühe davon abgehaltenen, zu Deiner Tante Sara hinzugehen, wo Du Dich, wie wir bestimmt glauben, jetzt befindest. Er wollte Dich von dort zurückholen, um Dich seinem väterlichen Willen zu unterwerfen. Liebe Tochter! Bedenke wohl, was Du tun willst, laß Dich nicht durch Deines Vaters Zorn und Heftigkeit zu überstürzten Entschlüssen treiben. Bedenke, welche Trübsal Du über Deine Eltern bringen wirst, wie alle ruhig denkenden Menschen Dich verurteilen werden, wie Du Dir selber den Weg zu einer glücklichen Ehe abschneidest, die doch die wahre Bestimmung für uns Frauen ist. So viele Monate habe ich den Herrn angefleht, er möge Dich von Deinem Vorsatz abbringen: denn wenn Du mir auch davon nicht gesprochen und mir Dein Vertrauen nicht geschenkt hast, ich habe es schon seit langem vermutet. Ich wußte ja, daß Du aus den lateinischen Büchern lerntest, die ich mehrmals auf Deinem Zimmer gesehen habe, und daß die Vorliebe, die Dein Vater Dir schon in den Kinderjahren für seine Wissenschaft eingepflanzt hat, in Dir eine Neigung erweckt hatte, die ich in Angst und Besorgnis schon seit langem hatte kommen sehen. Ich finde den Gedanken so entsetzlich, meine liebe Lize, daß Du Dich zu Krankheiten und allem menschlichen Elend hingezogen fühlst, daß menschliches Leid Dich nicht abschreckt und nicht die weibliche Scheu in Dir wachruft, die ich mein Leben lang für solche Dinge empfunden habe. Und ich finde es so fürchterlich, daß Du Dich an die emanzipierten Frauen anschließen willst, die so viele Gesetze der echten Weiblichkeit mit Füßen treten.

Und doch, meine Tochter, mein Herz zwingt mich, Dir jetzt dieses zu schreiben. Ich werde mich nicht Deinem Entschluß entgegenstellen, ich bemühe mich sogar mit allen Kräften, den Zorn Deines Vaters zu mildern. Denn es ist meine innerste

Überzeugung, daß wir als Eltern nicht das Recht haben, unsere Kinder, wenn sie einmal erwachsene Menschen geworden sind, nach unserm Willen und Wunsch zu zwingen. Ich kann Dir nicht alles schreiben, was mich zu diesem Entschluß gebracht hat. In vielen langen Jahren stillen Nachdenkens ist es so in mir gereift. Ich weiß, daß die Zeiten sich wohl sehr geändert haben seit meiner eigenen Jugend, und daß das junge Geschlecht sich nicht mehr unter das Joch des Gehorsams beugen kann, in dem wir unsere vornehmste Kindespflicht erblickten.

Wenn Du Dir Deinen Vorsatz reiflich überlegt hast, liebe Lize, und überzeugt bist, daß der von Dir gewählte Weg für Dich der richtige ist, dann will ich Dir meinen Segen geben und Gott bitten, daß er Dich geleiten möge in Ehre und Tugend.

Ich denke mir, daß Base Sylvain Dir bei Deinem Plan hilft. Du hast ja Deinem Vater gesagt, sie würde Dir die Mittel verschaffen, um auf die Universität gehen zu können. Nun, sie wird es verstehen, warum ich Dir jetzt diesen Brief schreibe. Sollte sie aber die fernen Tage ihrer Jugend vergessen haben, so wird der Papierschnitt, den ich diesem Brief beilege, sie wieder daran erinnern. Er hat mehr als dreißig Jahre in einem abgeschlossenen Fach meines Kleiderschranks gelegen, aber wenn ich ihn jetzt wieder anschaue, sehe ich den Tag, an dem ich das Blatt bekommen habe, als sei es gestern gewesen.

Dir, mein Kind, wird es nicht ergehen wie Jephthas Tochter. Und wenn der Weg, den Du Dir erwähltest, Dir den inneren Frieden und sittliche Befriedigung gibt, dann werde ich das Opfer meines eigenen Lebens nicht umsonst gebracht haben.

Dieses hofft in ihren Gebeten für Dich

Deine Dich liebende Mutter

Cornelia Henrietta Wijsman

Als Lize am Morgen nach ihrer Flucht den Brief mit zitternden Händen aufriß, war ein dünnes Blatt aus Glanzpapier herausgeflogen. Miebetje hob es rasch auf, aber das Mädchen, das sich erst in fiebernder Spannung, dann in einschnürender Ergriffenheit über die zarte dünne Schrift ihrer Mutter geneigt hatte, achtete lange nicht darauf. Die Augen noch halbblind vom Weinen suchte sie jetzt nach dem Erinnerungsblatt, auf das ihre Mutter anspielte. Tante Sylvain hatte es vor sich auf die Tischplatte gelegt und starrte darauf hin. Eine weiche Wehmut hatte ihr sonst so hartes klug-scharfes Gesicht völlig verändert.

Es war eine überfeine Schnitzelarbeit, mit äußerster Sorgfalt und unermüdlicher Geduld in weißem Papier ausgeführt, und stellte die Geschichte von Jephthas Tochter vor, wie sie Lize in der großen Kupferstichbibel im Hause ihrer Großeltern oft gesehen hatte. Jephtha in voller Rüstung, von Landsknechten mit Helmen, Speeren und Schilden begleitet, und seine Tochter mit ihrer Mädchenschar, die mit Flöten, Zymbeln und mit Blumen in den Haaren dem Helden entgegengingen. „Eine richtige Mönchsarbeit," stammelte das Mädchen verwundert. Sie begriff noch nicht, warum die Mutter ihr dieses seltsam altmodische Stück Handarbeit an diesem entscheidenden Augenblick ihres Lebens schickte. Aber jetzt kehrte Marie Elisabeth Sylvain das glanzpapierene Blatt um, und auf der Rückseite sah Lize in steifen krähenfußartigen Buchstaben die Worte:

„Am vierten des Maimonats, im Jahre 1842, hat Keejetje Coornvelt so wie Jephthas Tochter sich selber dem Willen ihres Vaters zum Opfer gebracht."

Ende des zweiten Buches

DRITTES BUCH 1924

ACHTZEHNTES KAPITEL

DAS ALTE HAUS

Doktor Elize Wijsman lehnte sich ermüdet in der großen grauen Limousine zurück, die ihr Neffe, Doktor Steven Coornvelt van Scherpenzeel, ihr für die Fahrt von Amsterdam nach Leiden geschickt hatte. Meist saß sie gerade und infolgedessen unbequem; ihr Rücken schmerzte sie, und ein Muskel auf der linken Seite ihres Halses schien mit peinigender Hartnäckigkeit ihren Kopf zu einer schrägen Haltung nötigen zu wollen. Vergeblich suchte sie mit ihren etwas kurzsichtig gewordenen Augen durch das Fenster zu entdecken, wieviel von der ihr endlos erscheinenden Fahrt sie schon zurückgelegt hätte.

Im allgemeinen war sie keine Freundin von Automobilfahrten, und lange hatte sie an dem Grundsatz festgehalten, sich nie in ein solches heimtückisches Fuhrwerk, dessen unerwartete Schwenkungen und atemraubende Schnelligkeit allerhand Überraschungen bringen konnten, zu setzen. Aber anscheinend, sagte sie sich, indem ihren dünnen eingefallenen Mund ein schmerzliches Lächeln umzog, ließen wohl auch die Grundsätze zugleich mit der Kraft der Organe nach.

Das Auto war mit allerhand Handgepäck und vor allem mit unendlich vielen Blumen vollgepackt, und der Duft, anfänglich kaum bemerkbar, schien den engen Raum nach und nach in einen dichten Schleier einschläfernder Ausdünstungen zu hüllen.

Elize Wijsman hatte nie die Gewohnheit gehabt, ihre Herzensempfindungen nach außen zu kehren. Jahre einer eisernen Selbsterziehung hatten sie gelehrt, jede Erregung, jede Gefühlsanwandlung hinter einem ruhig heiteren Äußeren zu verschließen. Aber diese letzten Tage in dem staatlichen Krankenhaus, an dessen Spitze sie so lange Jahre gestanden hatte, und vor allem der heutige Abschiedstag, hatten zuviel von ihren Kräften verlangt. In das Gefühl tiefer Dankbarkeit, die sie erfüllte, wenn sie an alle die Zeichen warmer Verehrung und herzlicher Bewunderung dachte, die von allen Seiten und in den verschiedensten Ausdrucksformen ihr zugeströmt waren, mischte sich eine schwer bestimmbare weiche Traurigkeit. Es war nur gut, dachte sie, während ihre schwarzbehandschuhte Hand über die dichtbeschlagene Fensterscheibe fuhr, daß man ihr früher niemals mit einem solchen Wortaufwande erzählt hatte, was doch Doktor Elize Wijsman für eine hervorragende Frau sei, daß ihr Name für ewige Zeiten mit goldenen Lettern in die Geschichte der Frauenbewegung eingegraben stehe, und daß ihr von hingebender Arbeit und gewissenhafter Pflichterfüllung geleitetes Leben ein unvergeßliches Vorbild für die junge Generation bedeute! Es war ein Segen, daß sie in ihrem langen Leben weit mehr mit Verdächtigungen, Spott und Mißverstehen als mit Bewunderung und Hochschätzung Bekanntschaft gemacht hatte, denn sonst wäre sie, wie sie sich selber kannte, sicher unausstehlich eitel geworden, genau so eitel, wie sie in den übermütigen Jahren ihrer Jugend gewesen war, ehe das Leben ihr die harte Lektion der Selbsterkenntnis, des Bewußtseins der eigenen Unvollkommenheit erteilt hatte.

Dennoch, im Innersten ihres Herzens empfand sie eine stolze Freude über die öffentliche Anerkennung. Nicht so sehr, weil es ein Erfolg der Frauenbewegung war, die früher einen so großen Teil ihres Denkens und Trachtens ausgefüllt hatte, als

wegen Stevens, wegen Dorotheas, wegen aller der Kinder, die sicher morgen lange Berichte in den Zeitungen finden würden, über die Abschiedsfeierlichkeit im Krankenhause und über die Rede des Ministers; ja, auch der Photograph hatte in dem Augenblick, in dem der hohe Würdenträger ihr die von der Königin verliehene Auszeichnung anheftete, seines Amtes gewaltet. Hatte doch ihr scharfer Spürsinn in der letzten Zeit bei aller herzlichen Zuneigung und Verehrung, die ihr in der Familie entgegengebracht wurde, bisweilen Äußerungen einer gewissen gutmütigen Überlegenheit zu entdecken geglaubt, die für sie etwas ärgerlich Herabsetzendes hatte! Es war doch nicht nötig, alte Leute, weil sie nicht mehr die Treppe hinaufspringen konnten und das Aufstehen aus einem dieser unangenehmen neumodischen ‚Faulenzersessel' nicht ohne Seufzer abging, darum wie unmündige hilfsbedürftige Wesen zu behandeln. Selbst ihr Neffe Steven hatte mitunter, wenn er mit ihr sprach, einen Ton angenommen, als ob er mit einem Kinde redete! Ein Glück, daß der Minister, die Fakultät, die Abordnung des Pflegerinnenvereins, die Vereinigung der Staatsbürgerinnen und noch manche anderen ernsthaften Leute Doktor Wijsman noch nicht als ein altes hilfsbedürftiges Häufchen Unglück anzusehen schienen.

Ein paarmal schon hatte die alte Dame versucht, eines der Fenster des Autos zu öffnen, da der Blumengeruch kaum mehr zu ertragen war. Aber sie wußte mit der seltsamen Mechanik nicht Bescheid, und so lehnte sie sich nach ihren angreifenden und vergeblichen Bemühungen erzürnt und außer Atem in die Kissen voll heimlichen Ärgers über das allzu moderne Beförderungsmittel und den unbeweglichen Rücken des Wagenführers, der unaufhörlich weiterraste, seine abscheulichen Signale von sich gab, aber kein einziges Mal sich umwandte oder sie fragte, ob sie auch bequem sitze, wie sie es von dem alten Rosselenker ihres Doktorwagens gewohnt war.

Sie konnte sich noch nicht darein finden, daß sie heute ihre lange ärztliche Laufbahn beendigt, freiwillig einen dicken Strich darunter gesetzt hatte. Daß sie niemals mehr von dem Telephon, das an ihrem Bett stand, aufgejagt werden, niemals bis in ihre Mahlzeiten hinein von dem Gedanken an einen schweren Fall verfolgt werden würde, daß sie von nun an ausgehen könne, ohne die genaue Liste aller der Orte, wo sie zu erreichen war, zu hinterlassen... daß sie keine weißleinenen Operationskittel mehr tragen sollte und des Morgens sich so lange ausschlafen durfte, wie es ihr paßte.

Während sie alles dies überdachte und sich einer Zukunft freute, die Ruhe und Freiheit sein sollte... wie oft hatte sie nicht in diesen Tagen die voneinander unzertrennlichen Worte ‚wohlverdiente Ruhe' vernommen — fühlte sie plötzlich, wie die Tränen über ihre Wangen liefen. Tränen bei Elize Wijsman, die sich kaum mehr an eine Zeit erinnerte, in der sie geweint hatte, die sich fast eingebildet hatte, ihr Körper habe es verlernt, Tränen herzugeben! Sie hatte nicht geweint bei all den Ansprachen, in denen das Innerste ihres Wesens enthüllt werden sollte, gelächelt hatte sie, als der Minister die hohe Ordensauszeichnung verkündete, gelächelt, als der Gesangverein des Pflegepersonals von der Galerie her anstimmte ‚Des Höchsten Segen steige auf Dich nieder', gelächelt, als sie beim letzten Abschied, beide Arme mit Blumen schwer beladen, zwischen zwei Reihen nach ihr ausgestreckter Hände hindurchgehen mußte.

Und jetzt, wo alles vorbei war, fing sie an zu flennen; ‚flennen' hatte ihr Vater es mit seiner derben Sprechweise genannt, und sie hatte sich den Ausdruck zu eigen gemacht. Eine Schwachheit war es, die zu einer selbständigen wissenschaftlich gebildeten Frau nicht paßte, eine Angewohnheit wie das Kichern und Ohnmächtigwerden, Dinge, die es für das neue freigewordene Geschlecht nicht mehr geben dürfte. Erbost suchte

sie das Täschchen auf ihrem Schoße. Um Gottes willen, wo war das hingeraten? Sicher war es durch das Hin- und Herschüttern der weichen Kissen hinuntergefallen, gewiß lag es irgendwo auf dem dunklen Boden des Wagens, und nun hatte sie kein Taschentuch, um ihre Tränen abzutrocknen. Sie bückte sich, aber ihre Hände griffen in die kaltfeuchte Erde eines Blumenkorbes... So fuhr sie mit dem schwarzen Leder ihres Handschuhs über die Wange, ärgerte sich von neuem über sich selbst, bückte sich wieder und suchte weiter. Auch so eine neue Einrichtung, an die sie sich nie gewöhnen würde, solche frei herumfahrenden Täschchen an Stelle des bequemen und sicheren Säckchens im Kleid, mit dem alle früheren Frauengeschlechter zufrieden gewesen waren.

Sollte sie eben an das Vorderfenster klopfen und den Chauffeur bitten, ihr suchen zu helfen? — Fuhr dieses Auto unaufhörlich in rasender Eile über die dunkle Straße? Ihr war, als seien schon Stunden vergangen, seit sie unter dem Einfahrtstor des Krankenhauses gestanden und das große graue Fahrzeug mit dem ebenfalls in leuchtendes Grau gekleideten Wagenlenker nicht ohne heimliche Furcht betrachtet hatte. Bestimmt hatte sie erwartet, daß Steven oder eines der Kinder selber gekommen wäre, um sie zu holen. Statt dessen hatten sie nur den Chauffeur geschickt, der wie ein Fürst aussah. Konnte sie eine solche hohe Persönlichkeit bitten, ihr Täschchen zu suchen? Die Zeiten hatten sich ja so geändert! Auch sie, die alleinige Beherrscherin ihres Krankenhauses, hatte lernen müssen, allerhand Rücksichten auf ihre Untergebenen zu nehmen und sich mit sozialen Umschichtungen, die ihr früher unmöglich erschienen wären, abzufinden.

Das Auto, das eben noch in schwindelnder Eile daherraste, bremste und hielt in weniger als einem Augenblick. Elize Wijsman, die mit Mühe nach diesem Stoß ihr Gleichgewicht wieder-

fand, erschrak heftig... Hatten sie jemand überfahren? Auf einmal war sie wieder ganz Herrin ihrer selbst. Sie dachte an das Verbandzeug, das sich im Handkoffer, den der Chauffeur zu sich genommen hatte, befand. Aber jetzt ergoß sich ein blendender Lichtstrom in die dunkle Ecke, in der sie saß, sie erblickte eine drehbare Glastür und die festlich erleuchtete Halle eines Hauses, das augenscheinlich ein Hotel war... Im gleichen Augenblick wurde die Tür des Autos aufgerissen, in der Blendung des Lichts konnte sie nichts erkennen, wohl aber vernahm sie eine bekannte Stimme: „Hallo! Tante Doktor!" Und hierauf eine ihr unbekannte Frauenstimme: „Gott im Himmel, Pim, das ist ja eine furchtbare Luft." Dann wieder die Stimme des jungen Menschen: „Es ist dir doch recht, Tante, wenn wir ein Fenster aufmachen? Das ist Gloria van Maanen — meine Tante Doktor Wijsman."

„Van Galen, Sie nehmen wohl eben ein paar von den Paketen und Taschen nach vorne, sonst haben wir keinen Platz mehr." Der junge Mensch hatte das Licht im Wagen angedreht; die Ärztin erkannte ihren Neffen Willem, einen hochaufgeschossenen Siebzehnjährigen in grauem weichem Hut und hellem neumodischem Regenmantel; nach ihm schwang sich eine schlanke Mädchengestalt in den Wagen — von dem Gesicht ließ der flaumige Pelzkragen des silberbenähten Abendmantels kaum etwas sehen. Pim Coornvelt und der Wagenführer machten sich mit den Körben und Sträußen zu schaffen, der kaltfeuchte Herbstnebel zog durch die offene Tür herein und vertrieb die Blumendüfte.

„Verdammt," rief der Junge in ungeduldigem Ärger, „da habe ich etwas kaputtgetreten, sicherlich ein Täschchen... Ihr Frauen solltet wirklich euer Zeug nicht immer am Boden herumfahren lassen! Ich kann nichts dafür, wenn dein Spiegel in tausend Scherben und dein Lippenstift zu Brei verdrückt ist, Gloria..."

„Es ist mein Täschchen," rief die Doktorin erschrocken — es hatte, wie sie sich ärgerlich vorwarf, beinahe geklungen, als ob sie sich bei dem Bengel entschuldigen wollte. Ein unterdrücktes Kichern drang aus dem hochgeschlagenen Pelzkragen und eine nicht ganz natürliche Mädchenstimme prustete los: „Schäm dich, Pim, hast den Lippenstift deiner Tante ermordet!"

Die alte Ärztin rieb sich die Augen. Offenbar war sie trotz ihres Bemühens, dem Gespräch der beiden jungen Menschen zu folgen, die zusammen auf den Klappsitzen saßen und ihr die ganze Rückfläche des Wagens überlassen hatten, eingeschlafen. Es schien sich um die Verlobungsfeier einer Freundin des Mädchens zu handeln. Gern hätte sie alle Einzelheiten gehört, da sie sich stets für junge Menschen und für die Art, wie in dieser so gänzlich veränderten Zeit junge Frauen und Männer miteinander umgingen, interessierte. Aber schon bald hatte das schnelle, abgerissene, vielfach von Lachen unterbrochene Geplauder sie ermüdet, Geplauder über Bekannte, über allerhand Vergnügungen, über Toiletten, kleine Aufziehereien von seiner, kichernde Abwehr von ihrer Seite, wobei die beiden zum wachsenden Ärger der Doktorin sich so gründlich ineinander vertieft erwiesen, daß sie die Anwesenheit der Dritten ganz und gar vergessen zu haben schienen. Nach einem unverständlichen Begrüßungswort hatte das junge Mädchen überhaupt nichts mehr zu ihr gesagt... Höflichkeit gegen ältere Personen, wie sie früher den jungen Leuten durch die Erziehung zur zweiten Natur geworden war, schien diesen beiden Kindern eine unbekannte Einrichtung. Elize reckte ihren müden schmerzenden Rücken; anscheinend kam Leiden jetzt näher, da der Weg nicht mehr im Dunkel lag. Bei dem Licht, das die Straßenlaternen ab und zu in den Wagen warfen, sah sie, wie die beiden vor ihr

die Köpfe zusammensteckten und keineswegs still nebeneinander saßen, sondern sich in einem lebhaften Flüstergespräch befanden. Das schickte sich doch nicht! Hatten Steven und seine Frau, die doch beide in ihrer Jugend gute Manieren lernen konnten, ihre Kinder so schlecht erzogen? Wieder kam der alten Frau in den Sinn, was ihr Freund Professor Spitman ihr gesagt hatte, als sie ihm beim Abschied von der großen blühenden Familie ihres Neffen, des Webereibesitzers Coornvelt in Leiden, erzählte, in der sie ihre alten Tage verbringen wollte: „Ich bin neugierig, wie Ihnen die heutige Jugend gefallen wird," — und als sie lachend erwiderte, sie habe ja immer mit der Jugend gelebt und auf ihrer Seite gegen die veralteten Einrichtungen ihrer eigenen Generation gekämpft, da hatte der Professor mit seinem listigsten Lächeln bemerkt: „Ach, liebe Kollegin, das heutige Geschlecht kämpft schon lange nicht mehr, und was schlimmer ist, sie haben schon längst vergessen, wie Sie und Ihre Zeitgenossen mit blutigen Tränen die Freiheit erkämpfen mußten, die sie jetzt in vollen Zügen genießen. Ich weiß nicht, ob Sie von der heutigen Jugend so sehr entzückt sein werden. Liebe Freundin, Sie haben so lange hinter den schützenden Mauern Ihres Krankenhauses gelebt, daß Sie gar nicht wissen, was das Leben da draußen heute für ein Narrenaufzug mit Musik geworden ist!"

Ach was, der alte Professor hatte natürlich in seiner übergroßen Ängstlichkeit alles übertrieben. Nach einem Narrenaufzug sah das gute alte Leiden doch wirklich nicht aus. Still und sorgfältig abgewaschen lagen die alten Straßen da, ruhig und bedächtig erging sich das Sonnabendabend-Publikum auf dem Stationsweg, und an der Steenstraat und am Torfmarkt standen die kleinen Verkaufsbuden mit Räucheraal und saurem Hering noch genau wie in der Zeit, wo sie als Kind, wenn die Eltern ausgegangen waren, von der Köchin bei Besorgungen

mitgenommen worden war. Am Galgenwater und beim alten Roßgäßchen erwies sich freilich das Stadtbild durch Durchbrüche und Anlagen ganz und gar verändert, alles war hier breiter und großartiger geworden, so daß sie hier die alte Stadt kaum wieder erkannte; aber jetzt bog das Auto in die Rapenburg ein, und mit einem Schlage war sie wieder in der alten stillen in sich geschlossenen Welt ihrer Kindheits- und Mädchenzeit... Kaum ein Haus schien hier anders geworden. Nicht ohne Wehmut wiederholte sie sich leise die Namen der Familien, die früher dort gewohnt hatten, und bei denen sie als Kind sooft zu Schokolade und Kuchen eingeladen gewesen war. Fast in jedem Hause kannte sie den großen hohen Flur, die glänzend sauber gehaltenen Zimmer und die riesigen Dachböden, auf denen man die Kinder spielen ließ.

Und jetzt sah sie das breite gelbweiß gestrichene Haus, das nun schon fast anderthalb Jahrhunderte der Familie Coornvelt gehörte, wo ihre Mutter geboren war und wo sie selbst ihre Zuflucht gefunden hatte, als Tante Saartje mit ihrer Kusine Miebetje dort wohnte, das ‚Fort Sylvia', wie die Entrüstung der Leidener es genannt hatte, wo sie nach dem großen Zerwürfnis dem Zorn ihres Vaters entronnen war.

„Jetzt sind wir da, Tante Doktor, ich glaube, du hast ein kleines Nickerchen gemacht," hörte sie Pims Ruf, der diesmal so herzlich klang, daß sie ihren stillen Vorwurf gegen seine unhöfliche Nachlässigkeit wieder fahren ließ. „Ich bringe dich eben drinnen in Sicherheit und dann bin ich gleich wieder da, Glory, und fahre dich nach Noordwijk."

Elize Wijsman drückte die schmale, etwas wesenlose Mädchenhand, die sich ihr aus dem schimmernden Abendmantel entgegenstreckte und suchte unruhig nach dem Täschchen, das wieder von ihrem Schoß geglitten war... Wollte Pim, dieser Junge, und das Mädchen, die viel älter zu sein schien als er,

wollten die beiden jetzt zusammen in dem dunklen Auto ... zu dieser vorgerückten Stunde ...

Von der breiten stahlgrauen Schwelle ertönte ein Hurra; eine ganze Schar lustiger und lärmender junger Herren und Damen war vor das Haus getreten. „Es lebe unsere ruhmreiche Tante!" hörte die Greisin, während Pim ihr geschäftig beim Aussteigen behilflich war. Im selben Augenblick fühlte sie zwei weiche bloße Arme in sorgender Liebkosung an ihrem Hals; die Stimme ihres Patenkindes Elisabeth, der ältesten Tochter des Hauses, klang in echter Wärme ihr ins Ohr: „Liebe, liebe Tante Doktor, willkommen in unserm Hause ... Wir sind alle stolz darauf, daß du bei uns wohnen willst, und wir wollen uns alle Mühe geben, daß der Entschluß dir niemals leid tun wird!"

Nein, weinen wollte und durfte sie nicht mehr ... Die alte Dame biß sich heftig auf die Lippen, als sie auf das Mädchen gestützt in das alte Haus eintrat und die Erinnerungen an Freude und Leid, die sie so reichlich innerhalb dieser Wände erlebt hatte, in Scharen auf sie einstürmten. Es hatte sich wohl vieles dort im Innern verändert. Der Flur, der blitzblanke kalkweiße, feierlich stimmende Flur war nicht wiederzuerkennen unter den vielen lustigen bunten Farbendrucken, mit denen die Wände behängt waren, unter den Pflanzen und Möbeln, die herumstanden, und in dem eigenartig gedämpften Licht, das sich aus zwei riesigen chinesischen Laternen ergoß. Mühsam drängte die Ärztin das Gefühl ihrer Enttäuschung zurück. Es war doch ein arger Unfug, diesen schönen Flur, einen der stattlichsten, die es in Leiden gab, mit seinen prächtigen blau und weißen Kacheln durch allerhand aufgehängte bunte Stofflappen zu entstellen und in eine Art Bazar zu verwandeln! ... Unwillkürlich ging sie auf das große Vorderzimmer zu, wo sie früher so oft zu Sylvia mit der Beichte ihrer Sorgen und ihres Kummers hingepilgert war. Hier hatte sie mit Clara, Cateau und

Betsy bei Tante Miebetje gesessen und große Reden über die Befreiung der Frau und die Zukunft der Menschheit angehört und gehalten. Hier hatte sie nach ihrer Flucht den Brief ihrer Mutter gelesen, den sie noch immer als ein Heiligtum verwahrte. Von diesem Hause aus war sie nach Amsterdam gegangen, um zu studieren und das heißersehnte Leben einer ‚Freigewordenen' anzufangen.

„Du kannst schon hineingehen," rief die Nichte lachend, „ich fürchte nur, du wirst es sehr in Unordnung finden. Wir haben nämlich ein kleines Fest veranstaltet, um Tot Immerzeel auf andere Gedanken zu bringen. Sie hat bei ihrem Zwischenexamen Malheur gehabt. Und nun haben die Jungens alle Stühle an die Wand gestellt, damit man tanzen kann!"

Die Doktorin hatte den Griff aus weißem Porzellan, der sich in ihrer Hand so seltsam vertraut anfühlte, bereits umgedreht. In der Türfüllung blieb sie stehen; das Zimmer sah wie in alter, ja, wie in längst vergangener Zeit aus, da die gemalte Wandbekleidung aus den Tagen der Großmutter Coornvelt und der alten Tanten Naatje und Koosje, die vor mehr als einem halben Jahrhundert als häßlich und altmodisch dem modernen Geschmack Tante Sara Berkhouts zum Opfer gefallen war, von neuem an der alten Stelle prangte.

In Elize Wijsmans Erinnerung blitzte es auf, wie sie als ganz kleines Mädchen dort einmal die Darstellung einer Schar kleiner spielender Chinesenkinder betrachtet hatte, wobei Tante Koosje, die eine Mütze und eine Krinoline trug, ihr eifrig erzählte, daß die Heidenkinder durch einen frommen Prediger zum christlichen Glauben bekehrt seien und nur aus diesem Grunde so fröhlich spielen konnten.

Sogar ein Teil der alten Möbel hatte offenbar wieder seinen Platz in dem Zimmer gefunden. War das da nicht der Schreibtisch von Großvater Coornvelt, und saß da in Tante Saartjes

Stuhl nicht ein junges Ding, das sich nicht entblödete, die in hellen Seidenstrümpfen steckenden Beine bis zu den Knien zur Schau zu stellen?

Aber mitten im Zimmer, wo man alle Möbel weggeräumt hatte... Gewiß hatte die Doktorin hier und da von der neuen, jede Sitte über den Haufen werfenden Tanzmode gelesen, die die letzten Jahre gebracht hatten... aber diese langsamen Bewegungen von vier oder fünf Paaren, die einander so festhielten, als ob sie zusammen ins Wasser gehen wollten und dabei ganz langsam gleitende Schritte hin und zurück ausführten... Das konnte doch unmöglich ‚Tanzen' heißen. Aus einer Ecke des Zimmers erklang sehr leise getragene Radiomusik, und auf der Lehne eines Sofas saß ein junger Kerl und zupfte eine Gitarre. Hinter Elisabeth drang die lärmende Schar, die vorhin auf der Schwelle gestanden hatte, in das Zimmer, und das Mädchen stellte ihre Freunde der Tante vor. Sie erwiesen sich alle als muntere und höfliche junge Leute, die fast sämtlich einige gut gewählte und freundliche, nur etwas zu vertrauliche Worte über den Ehrentag der gefeierten Ärztin, von dem sie schon in der Abendzeitung gelesen hatten, und über ihre Freude, die berühmte Tante der Coornveltmädchen kennenzulernen, zu sagen wußten.

So ganz falsch war die Prophezeiung wohl doch nicht, dachte die alte Frau, als ihre Nichte sie wieder aus dem Zimmer führte, es wird nicht ganz leicht sein, sich unter dem jungen Geschlecht zu Hause zu fühlen... Wenn man fünfunddreißig Jahre lang an der Spitze eines Krankenhauses steht — gewiß, man erhielt ja den Zusammenhang mit der Außenwelt durch Briefwechsel und Zeitungen aufrecht, aber man hatte sich doch dem jungen Leben von heutzutage etwas entfremdet... Natürlich zweifelte sie keinen Augenblick daran, daß alle diese jungen Herren und Damen ordentliche und rechtschaffene Menschen waren, sonst

würden ihre Nichten sie nicht als Freunde und Freundinnen wählen und Steven und Dorothee sie nicht in ihrem Hause empfangen... Aber es würde ihr doch besser gefallen, wenn das Mädchen da seinen Rock über die Knie hinunterziehen und der junge Mensch statt auf der Sofalehne lieber auf dem Sofa selber Platz nehmen wollte...

„Ach," fiel ihr plötzlich ein, „ich habe mich von dem jungen Mädchen, das mit im Auto saß, gar nicht richtig verabschiedet... Eine Freundin von Pim... ich habe den Namen vergessen..."

„Freundin von Pim?" rief Elisabeth, die verwundert ihre feingezeichneten Brauen emporzog. „Oh, jetzt weiß ich, das ist sicher Gloria van Maanen gewesen, Frau Gloria van Maanen. Pim und sie haben zusammen etwas vorgetragen bei der Hochzeit ihrer Schwester, das Diner war in Haarlem. Sie ist eine geborene van Doeveren, du weißt doch, die van Doeverens, die früher ihre Weberei ganz dicht bei der unsrigen hatten; als Kinder haben wir immer zusammen gespielt."

„Ich bin auch eine Nichte von Ihnen," rief plötzlich das Kind mit den anstößigen Beinen. Sie war aufgestanden und auf die alte Dame zugekommen. „Ich bin Tot Immerzeel, meine Großmutter hieß Sophia Berkhout. Mama hat gesagt, ich sollte Ihnen gleich unsere Grüße ausrichten, wenn ich Sie bei Tante Dorothee treffe."

„Ein Enkelkind von Sophia," sprach die alte Dame bewegt, „wie unendlich lange ist es her, daß ich deine Großmutter das letztemal gesehen habe. Wie sagtest du gleich, daß du mit Vornamen hießest?"

„Tot," half Elisabeth ein und unterdrückte rasch ein respektloses Lachen, da Tante Lize ein Gesicht machte, als ob sie einen abscheulichen Geschmack im Munde spürte, „sie ist eine tüchtige Kraft, weniger in den Wissenschaften als im Tanzen. Sie hat schon dreimal erste Preise beim Tanzwettbewerb bekommen... sie wird sicher noch einmal die Berühmteste aus der Familie."

NEUNZEHNTES KAPITEL

PUCK UND KITTY

Die älteste Tochter des Hauses wurde nie anders als ‚Puck' gerufen; nur Elize Wijsman, die den neumodischen Namenverstümmelungen eine herzliche und unüberwindliche Abneigung entgegenbrachte, blieb bei der feierlicheren Form Elisabeth. ‚Puck', meinte die Alte, war doch kein ordentlicher Name für eine Person von dreiundzwanzig Jahren, die ihr juristisches Staatsexamen gemacht und überdies durch ihre Zeichnungen für Zeitschriften und Kinderbücher sich bereits eine gewisse Berühmtheit errungen hatte. Die Patin und Tante ärgerte sich immer von neuem, wenn sie unter den wirklich künstlerischen Zeichnungen des Mädchens diese unsinnige Buchstabenfolge entdeckte.

Puck Coornvelt also führte die alte Dame die breite reichgeschnitzte Treppe in das obere Stockwerk hinauf. Sie war lang und von nerviger Schlankheit; ihrem kleinen, aber feingeschnittenen Gesicht haftete nichts mehr von der weichen Rundung der Jugend an. Häufig bekam es durch einen Zug von Unzufriedenheit und Unruhe sogar eine abstoßende Schärfe, — wenn sie aber lachte und die prächtige Doppelreihe ihrer Zähne zeigte, wobei allerhand kleine lustige Fältchen um das leuchtende Braun ihrer Augen sichtbar wurden, gewann sie einen Reiz, dessen sie trotz ihrer scheinbaren Gleichgültigkeit für Äußerlichkeiten sich vollkommen bewußt war.

Sie war der ganze Stolz ihres Vaters. Doktor Steven konnte zum Prahlhans werden, wenn er erzählte, wieviel Geld seine Älteste bereits verdiente. Sie hatte als Direktionssekretärin eines großen Haager Bankhauses eine glänzende Stellung und außerdem hübsche Nebeneinnahmen mit ihren Zeichnungen und ihren Illustrationen. Der Vater verschwieg dabei, daß er

nicht weniger als seine Kinder im Grunde seines Herzens eine heilige Scheu vor ihr empfand, besonders von ihrer nimmermüden Spottlust und ihrer zur zweiten Natur gewordenen Art, auch die größte Respektsperson durch einen hingeworfenen, ganz harmlos klingenden Satz dem Gelächter der Anwesenden preiszugeben. Im Bewußtsein ihres stark entwickelten Verstandes pflegte das junge Mädchen bei allen Erörterungen und Redekämpfen, die er so gern mit seinen Kindern veranstaltete, ihr eigenes Urteil als endgültig entscheidend in die Waagschale zu werfen. Bei ihren außergewöhnlichen Geistesgaben, ihrer Arbeitskraft, ihrem Ehrgeiz, den sie unter kühler bewußter Selbstbeherrschung zu verbergen pflegte, war sie der Doktorin bei jeder Begegnung als die vollkommenste Vertreterin des ‚neuen Frauengeschlechts' erschienen.

„Ich dachte, Kind," sagte sie, vom Treppensteigen doch mehr angestrengt, als sie sich selber eingestehen wollte, „du wohntest möbliert im Haag. Paßt es dir eigentlich, wieder als sittsame Haustochter bei Vater und Mutter zu sitzen?"

Puck lachte. „Ich hatte das Leben hier so ganz und gar vergessen, daß es für mich jetzt wieder den Reiz der Neuheit hat; übrigens hat das Haus hier so viel Platz und so viel Bequemlichkeiten, daß die schönsten Zimmer, die man im Haag mieten kann, dagegen nicht aufkommen. Ja, wenn man hier nach altmodischer Weise jeden Tag zur bestimmten Stunde zum Essen da sein und um zehn Uhr schlafen gehen müßte, würde ich natürlich nicht daran denken, aber zum Glück kann hier jeder sein Leben ganz so einrichten, wie er will."

„Und jetzt fährst du also jeden Tag mit der Bahn hin und zurück?"

„Ich habe ein Motorrad — Pim schimpft zwar fürchterlich, weil die Frauen von technischen Dingen nichts verstünden und ich das Ding in drei Monaten schon halb zugrunde gerichtet

hätte. Es stimmt, daß ich mir nicht gern die Hände schmutzig mache und mir nicht sehr gut zu helfen weiß, wenn der Kasten mitten auf der Haager Chaussee stehen bleibt. Wahrscheinlich kaufe ich mir recht bald ein kleines Auto und mache dann im nächsten Jahr damit eine Reise durch unser Indien, vielleicht auch nach Amerika. Geh doch mit, Tante, an mir hast du den besten Chauffeur. Reisen ist überhaupt das herrlichste, eigentlich die einzige von den sogenannten ‚Freuden des Daseins', die mir noch nicht bis an den Hals gehen."

„Und deine Stellung? Wenn du für Monate auf Reisen gehst, mußt du die doch aufgeben?"

„Ach vielleicht halten sie sogar den Platz für mich offen. Vater sprach neulich mal mit einem der Direktoren, und sie scheinen da großen Wert auf meine Arbeitskraft zu legen. Aber sonst ... dieser Posten oder ein anderer ... Das ist noch das Angenehme, bei meiner Art zu leben, daß man an nichts und niemand gebunden ist. Ich würde ganz gern einmal ein paar Jahre in irgendeinem Bureau in Amerika arbeiten — und wenn ich in den Kolonien bleiben will, so könnte mir Hein van Doeveren, wie er mir schreibt, dort auch einen sehr guten Platz an einer großen illustrierten Zeitschrift verschaffen."

„Euch modernen Mädchen steht heute wirklich die ganze Welt offen," sagte die alte Ärztin lächelnd, als sie einen Augenblick vor der Tür stehen blieb, die auf einem geschmackvollen emaillierten Schilde den Namen der jungen Verwandten trug. „Ich glaube, es kommt euch gar nicht mehr zum Bewußtsein, in welchem unglaublichen Grade sich das Leben von uns Frauen in den letzten fünfzig Jahren verändert hat."

Puck Coornvelt fuhr mit ihrer schlanken weißen Hand über das kurze rotblonde Haar, das in einer scharfen Linie über ihrer Stirn abgeschnitten war und ihr Gesicht hierdurch noch eckiger erscheinen ließ. „Die ganze Welt," wiederholte sie,

wobei der alten Dame ein bitterer mutloser Zug, der den Mund des jungen Mädchens umspielte, nicht verborgen blieb. „Die ganze Welt ... und was hat man eigentlich davon ...?“

„Du kommst vielleicht nachher eben auf Mutters Zimmer.“ Mit diesen Worten schaute ein dunkles, von einem wildwachsenden schwarzen Lockenwald eingefaßtes Mädchengesicht um die Ecke des der alten Doktorin eingeräumten Zimmers. „Sie ist schrecklich müde — die Sitzung hat länger als sechs Stunden gedauert, und da ist sie gleich zu Bett gegangen, wie sie nach Haus kam.“

„Komm doch herein, Kitty,“ erwiderte die alte Dame aus dem bequemen Lehnstuhl, in den sie, müde und von all den Eindrücken überwältigt, sich hatte fallen lassen. Sie hatte ihr Straßenkleid noch nicht abgelegt und nur die breiten schwarzseidenen Kinnbänder ihres Kapotthuts losgemacht. Sie strich die schwarzen Glacéhandschuhe auf ihrem Schoße glatt, während ihre Augen überrascht, bewundernd und ergriffen durch das große balkengedeckte Zimmer wanderten, das in Zukunft ihr eigenes Reich in dem alten Hause sein sollte. Das Zimmer lag zwar im Oberstock, aber die Doktorin war noch gut zu Fuß und an Treppensteigen gewöhnt; als Dorothee sie nach ihren Wünschen fragte, hatte sie sogleich an das alte sonnige Mädchenzimmer der Kusinen Berkhout gedacht, das Zimmer mit dem Blick über den hübschen altmodischen Garten, das noch den grauen Anstrich von ehemals, die breiten Fensterbänke und die kleinen rötlichen Scheiben hatte. Zum Überfluß war durch die freundliche Sorglichkeit ihrer neuen Hausgenossen dort noch der alte ehrwürdige Familienbesitz zusammengebracht.

Das große Haus, das Steven erst seit einigen Monaten bezogen hatte, war schon überreich an Altertümern gewesen, die

den verschiedenen Geschlechtern der Coornvelts gehört hatten. Um das Jahr 1878 hatte Stevens Großvater, Abraham Coornvelt, es den Berkhoutmädchen abgekauft, als diese nach dem Tode ihrer Mutter eine kleinere Wohnung beziehen wollten. Dann hatte Abrahams älteste Tochter, Stevens unverheiratet gebliebene Tante Doortje, die nach dem Ableben ihres Vaters allein das große Haus weiterbewohnte, eine wahre Leidenschaft für alten Familienbesitz betätigt. Im Verlauf der ihr noch zugemessenen Jahre sammelte sie alles, was mit der Erinnerung an die Familie Coornvelt zusammenhing und was bei Erbteilungen oder Umzügen zur Veräußerung gelangte.

Das uralte Fräulein Naatje freilich, die Sechsundachtzigjährige, die seit mehreren Jahren in einem Heim für alte Damen untergebracht war, pflegte die Schalen ihres Spottes über diesen Sparren Doortje Coornvelts auszugießen. Doortje hatte nach ihrer Behauptung eigentlich gar kein Recht auf den Namen Coornvelt und noch weniger auf den alten Familienbesitz, da ihr Vater, der Tunichtgut der Familie, den alten Namen unauslöschlich durch seine Heirat mit der Taglöhnerstochter Sientje Pot befleckt hatte. Allerdings kümmerten sich nicht mehr allzu viele Leidener um die Herzensergießungen, die das alte Fräulein Naatje über ihrem Strickstrumpf von sich gab. Abrams Enkel hatten den Namen Coornvelt zu ungeahnter Blüte gebracht, nachdem Steven im Jahre 1898 die großen Fabrikanlagen von seinem Vater, Abrams zweitem Sohne, geerbt hatte. Die großen Verluste der ersten Weltkriegsjahre, während deren Dorothee auf ihr Auto hatte verzichten müssen und die Zahl der Angestellten auf die Hälfte gesunken war, hatten sich durch spätere ansehnliche Gewinne mehr als ausgeglichen, und die Fabrik stand als ein blühender und gesunder Wirtschaftskörper da.

Erst beim Tode der alten Tante Doortje hatte Steven Coornvelt das Stammhaus an der Rapenburg an sich gebracht und

ohne Rücksicht auf die Kosten ganz und gar im ursprünglichen Zustand wiederherstellen lassen. Für eine gewaltige Summe vermochte er die alte Wandmalerei mit den chinesischen Darstellungen und die wertvollen Vertäfelungen, die Saartje Berkhout einst an einen Leidener Althändler verschleudert hatte, bei einem Amsterdamer Auktionsleiter, bei dem sie wieder auftauchten, zurückzukaufen; der hellgraue Anstrich, auf den die Frau Berkhout so stolz gewesen war, wurde wieder von den reichgeschnitzten Türen aus Eichenholz und vom Treppengeländer abgekratzt; die geschmacklosen Kamine aus schwarzem Mamor durch hohe Feuerstätten im antiken Stil ersetzt, — und da Frau Dorothee vielfach an Kopfschmerzen litt und keine Zentralheizung aushalten konnte, waren an Stelle der alten Gasbeleuchtung überall Einrichtungen für elektrische Heizung und Beleuchtung angebracht worden.

Die alte Ärztin hatte, als sie ihr neues Reich betrat, verschiedene Möbel aus ihrem Elternhause und auch aus den Zimmern ihrer Großmutter Coornvelt wiedererkannt. An der Wand hing das gemalte Bildnis Großvater Lodewijks, diesmal mit einem liebenswürdigen Lächeln auf seinem breiten Gesicht, aus dem die scharfen bannenden Augen hervorstachen, und darunter verschiedene Stücke aus den ersten Jahren der Photographie. Ihr großer reichgeschnitzter Schreibtisch war bereits aus dem Amsterdamer Krankenhaus an ihre neue Wohnstätte verbracht worden; auf ihm stand in schmalem schwarzem Rahmen eine Sepiazeichnung auf rosenfarbenem Papier, auf welcher man ein junges Mädchen erblickte, das auf ihrem ausgestreckten Arm eine Taube sitzen hatte, die ein Briefchen im Schnabel trug. Und darüber war in kunstreich verzogenen Buchstaben zu lesen „Liebesbotschaft", während man rechts in der unteren Ecke die Worte entdeckte: „An das Fräulein Marie Elisabeth Sylvain von ihrem herzlich ergebenen Diener und Freund David Coornvelt."

Elize hatte lächelnd und nicht ohne Rührung dieses Familienstück in die Hand genommen, denn sie kannte die traurige Geschichte von Tante Miebetjes erster und einziger Liebe und die wenig heldenmütige Rolle, die ihr vornehmer und gefeierter Onkel David darin als junger Mensch gespielt hatte. Sie wußte, daß diese Erfahrung Tante Miebetje zu einer Vorkämpferin der Frauenrechte umgeschaffen hatte. „Ohne diese Liebesbotschaft," dachte sie, während ein feines Lächeln ihre eingefallenen Züge mit einem Schlage zauberhaft verjüngte, „wäre ich wahrscheinlich niemals Doktorin der Medizin geworden."

„Ich weiß nicht, ob ich so zu dir hereinkommen darf," hörte sie auf einmal die Stimme ihrer Nichte, die sie aus ihrem Sinnen aufstörte, „wenn es dir nichts ausmacht, daß ich so gut wie nichts anhabe ..."

„Aber, bestes Kind," wehrte die alte Dame beinahe verletzt ab. Sie konnte all diese Förmlichkeiten und herkömmlichen Gebräuche, mit denen man ihr in ihrer Jugendzeit so manchen Tag verdorben hatte, in der Seele nicht leiden. Als sie aber zu der zarten Gestalt aufsah, die jetzt in den Lichtkreis ihrer Stehlampe getreten war, konnten ihre Augen sich eines verlegenen Blinzelns nicht erwehren. Kitty Coornvelt, die hübscheste und jüngste von Stevens drei Töchtern, stand in einem schwarzseidenen hellgrün umränderten Schlafanzug vor der alten Dame, in einer vor dem Spiegel erprobten, nachlässig wirkenden Haltung, die Hände in den Taschen des kurzen Jäckchens und mit einem halbherausfordernden, halbverlegenen Lachen auf ihrem hübschen hochmütigen, von dunklem Knabenhaar umrahmten Gesicht.

Die Doktorin hatte sich selber den heiligen Schwur gegeben, sich über nichts zu ärgern, was in der jüngsten Generation der Coornvelts ihr fremdartig und allzu frei erscheinen konnte. Sie wußte ja, daß Dorothee ihre Kinder nach allerneuester Methode

erzogen hatte, und sie hatte in ihrer eigenen Jugend so viel mit dem stumpfen Unverständnis, mit dem alles Neue verneint wurde, zu ringen gehabt, daß sie glaubte, die heutigen jungen Leute in ihrer Abneigung gegen allen Formenkram von Herzen verstehen zu können. Und so hatte sie nur ein zufriedenes Lächeln, als das junge Mädchen sie nicht, wie es vorher Puck getan, mit einer leidenschaftlichen Umarmung begrüßte, sondern in ihrer absichtsvoll kühlen, unvermittelten Art ausrief: „Famose Idee von dir, zu uns zu kommen, hier sind so ziemlich hoffnungslose Zustände im Haus, und da kann man wenigstens mit dir ein vernünftiges Wort reden."

Mit einer anmutigen Bewegung ihres langen und biegsamen Körpers warf sie sich auf den Diwan, der neben dem Schreibtisch stand, und schlug ihre Beine übereinander. Ihr Gesicht mit der flaumig frischen pfirsichweichen Haut war etwas blaß, wogegen die vollen Lippen des kleinen sinnlichen Mundes in heftigem Rot abstachen ... eine Röte, die bei der Ärztin zunächst einige Besorgnis über die Gesundheit ihrer jugendlichen Anverwandten wachwerden ließ, bis sie denn nach einigen Wochen erfuhr, daß den ‚modern' aufgewachsenen Töchtern guter und ehrsamer holländischer Familien Lippenstift und Puder keine unbekannten oder verbotenen Dinge mehr waren.

„Hoffnungslos klingt nicht sehr erfrischend," sagte sie lachend zu der jüngsten Nichte, „nach meinen bisherigen Eindrücken scheint doch hier im Haus allerhand los zu sein. Unten, im Wohnzimmer deiner Mutter, gab es sogar eine kleine Tanzfestlichkeit."

„Das ist sicher Puck und ihre Bande!" sprach Kitty, die verächtlich die untadelige Linie ihres Näschens verzog, „so eine Herde Verstandesmenschen, die mit sich selber und mit ihrer freien Zeit nichts anzufangen wissen. Bist du auch schon bei Lody auf dem Zimmer gewesen, wo er Zusammenkünfte mit

seinen kommunistischen Freunden abhält, oder bei Pim, der sich mit Sportzeichnungen im allermodernsten Stil abgibt ... oder war Vater gerade auf dem Vorplatz mit seinem Lehrer in der edlen Boxkunst zu Gange?"

„Ich habe nichts dagegen," nickte die Ärztin, die wider ihren Willen lachen mußte, „es sitzt eben eine gesunde Kraft in euch, die sich ausleben will. Lieber Himmel, in meiner Jugendzeit saßen die jungen Mädchen mit allerhand Handarbeiten und Kaffee und Kuchen zu Hause, und die jungen Herren hockten in den Wirtshäusern bei Trunk und Kartenspiel ..."

Kitty Coornvelt hatte ihre Pantoffeln weggestoßen und ließ ihre köstlich geformten Füße mit den rosafarbenen lacküberzogenen fast muschelartigen Nägeln sehen. „Aber, liebes Kind," forschte die alte Frau weiter, da sie das Schweigen, mit dem die Nichte ihre anfeuernden Worte aufnahm, beunruhigte. „Du wohnst doch nicht hier im Hause, dein Vater erzählte mir doch noch vor ein paar Monaten, du studiertest an der technischen Hochschule Chemie."

Kitty schüttelte ihre schwarzen Locken. „Das ist aus," sagte sie leichthin. „Ich dachte, daß Chemie etwas ganz Besonderes sein müsse, so etwas Mystisches, so ein Erforschen unentdeckter Naturwunder. Aber was herauskam, war ein schrecklich eintöniges Sichabplagen mit Messen und Abwiegen, man verdarb sich die Hände mit allerhand schmutzigen Säuren ... Außerdem kann man in Delft ganz einfach nicht wohnen. Irgend etwas stinkt da immer, entweder der Kanal oder die Spiritusfabrik, und man hat nicht einmal ein erstklassiges Kino."

„Und was fängst du jetzt an? Du hast doch immer so gut lernen können. Hast du dich nun für ein anderes Fach entschlossen?"

„Nein, liebe Tante," das Mädchen legte die Arme unter dem Kopf zusammen. „Eigentlich tue ich im Augenblick nichts;

diese unnötige Kräfteverschwendung macht mir keinen Spaß mehr. Hat es eigentlich noch Sinn, daß wir Mädchen studieren, wo schon für die Männer kaum mehr Platz ist und die jungen Ingenieure und Juristen zwei, drei Jahre warten müssen, bis sie eine Stellung bekommen, von der sie nicht leben und nicht sterben können? Sollen wir wirklich, wenn wir es nicht unbedingt nötig haben und es nicht um das liebe Brot tun müssen, ihnen die paar kärglichen Futterkrippen noch streitig machen? Außerdem... ich habe mehr und mehr das Gefühl, daß ich nicht für das Studium geschaffen bin. Es verletzt mein ästhetisches Gefühl, tagaus, tagein in schlecht gelüfteten Räumen zu sitzen, auf einem unbequemen Stuhl und vor einem Tisch mit Tintenflecken, zweifelhaften Verschen und schlechtgezeichneten Puppen, noch dazu in Gesellschaft von Mädchen mit schiefgetretenen Absätzen, die von einer Manikure oder einer Dauerwelle keine Ahnung haben, oder von jungen Leuten, die nach schlechter Seife riechen und Anzüge aus dem Ramschbasar tragen und die dann schließlich noch wagen, sich allerhand Vertraulichkeiten herauszunehmen, weil man ja ihr ‚Kommilitone' ist!"

„Wenn man jung ist und sein Studium wirklich liebt, wenn der Geist nach kräftiger Nahrung verlangt," erwiderte die alte Frau in dem leidenschaftlichen Ton, der ihr in früheren Jahren bei so vielen Ansprachen an die Jugend zu Gebote gestanden hatte, „dann kann einen doch all dies kleine Ungemach nicht stören."

„Ja, aber ich habe mein Studium nun einmal nicht lieb, Tante Doktor. Lieber Himmel, wieviel Mädchen studieren heute wirklich noch aus Liebe zur Wissenschaft oder aus Wissensdurst? Die meisten studieren, weil es sich nun einmal so gehört und weil es ihnen eine gewisse Freiheit und Unabhängigkeit in der Lebensführung gibt, und natürlich ist es

besser, als zu Hause der Mutter beim Abwaschen und beim Strümpfestopfen zu helfen. Ich bin nicht vom Studium begeistert, Tante, ich bin nur für ein Ding auf der Welt begeistert, und das ist mein Körper. Ich weiß, daß der in seltenem Maße vollendet und schön geformt ist, daß er eine schlanke Bewegungslinie und mancherlei Reiz besitzt. Und da ich diesen schönen Körper nun einmal habe und sonst keine rechte Begabung, so will ich ihn auch richtig anwenden, will ihn üben und zur Vollendung führen ... Aber das ist ein Standpunkt, mit dem mein alter Herr sich ganz und gar nicht befreunden kann."

„Meinst du damit ...," fragte die Ärztin zögernd, wobei ihre Hände etwas unruhig an den Stuhllehnen entlang fuhren, „daß dein Vater etwas gegen gymnastische Übungen hat ... oder verbietet er dir irgendwelche sportliche Betätigung? Ehrlich gesagt, habe ich noch nie davon gehört, daß ein junges Mädchen ihr Studium darin erblickt, ihren Körper bis zur äußersten Vollendung auszubilden, aber, wie du weißt, ich interessiere mich für alles Neue und lasse mich gern belehren."

„Ich meine natürlich Tanz," rief Kitty, die anfing, ungeduldig zu werden. „Tanz als Kunstwerk, wozu man in erster Linie Talent haben muß und wozu ferner eine unendliche Reihe von Vorübungen nötig ist. Du hast doch gewiß Edith von Schrenck oder Mary Wigman mal gesehen, oder die Palucca?"

„Nein, für die Sachen habe ich nie Zeit gehabt," erwiderte die alte Frau mit einem leichten Anflug von Spott, „aber unten in dem Wohnzimmer habe ich die jungen Leute tanzen sehen und dabei auch eine Enkelin von Sophia Immerzeel kennengelernt, die darin ganz Hervorragendes leisten soll, wie mir Puck wenigstens erzählte."

„Aber Tante!" Das Mädchen war entrüstet vom Diwan aufgesprungen und führte mit ihren langen anmutigen Armen eine

etwas theatermäßige Gebärde aus. „Laß dir bitte ein für allemal gesagt sein, daß diese Tanzerei mit dem, was ich will, nicht das mindeste zu tun hat. Wovon ich spreche, das ist Kunst, hohe, ernste Kunst, vielleicht die höchste mögliche Äußerung des menschlichen Geistes! Aber natürlich ist Vater, so schrecklich modern er sich selber vorkommt, mit allerhand beschränkten Vorurteilen belastet, und darum will er nichts davon hören, daß ich zur Ausbildung nach Wien oder München gehe."

„Ich glaube, jetzt verstehe ich schon ein bißchen, was du meinst," sagte Elize Wijsman mit schmerzlichem Stirnrunzeln. Mit einem Schlage fühlte sie sich müde, so müde, daß sie dringend nach Ruhe und Einsamkeit verlangte, um Ordnung in ihre Gedanken zu bringen. „In den Zeitschriften, die ich vom Lesezirkel bekam, habe ich wohl mal Abbildungen davon gesehen. Du meinst wohl solche Tänze, bei denen man nur einen Schleier oder einen ganz kurzen Hüftschurz an hat und alles übrige, Beine und Arme usw.... den Leuten zur Schau stellt?"

„Liebe Tante Doktor," rief Kitty Coornvelt mit spöttischem Vorwurf; an der Wölbung ihrer Augenbrauen sah man ihre wachsende Verstimmung. „Jetzt machst du genau so abgedroschene und beschränkte Einwendungen wie Vater, und ich hatte bestimmt geglaubt, du würdest auf meiner Seite stehen; du bist doch sonst immer so für die Freiheit der Frau gewesen und hast dein Leben lang dafür gekämpft, daß ein Mädchen ebensogut wie ein Mann seiner inneren Berufung folgen muß."

Der Doktorin stieg das Blut in die Schläfen. Wieder kamen die Worte ihres alten Freundes von dem unsinnigen Narrenaufzug, zu dem das Leben ausgeartet sei, in ihr Gedächtnis zurück. Dieses halbflügge Kind rechnete für ihren verrückten Plan auf ihre Hilfe...?

„Wir müssen über die Sache noch reiflicher und sehr gründlich reden, Kitty," entschied sie nach längerer Überlegung. „Wenn du mich dann davon überzeugen kannst, daß das, was du willst, einen hohen geistigen und sittlichen Wert hat, dann will ich gern bei deinem Vater deine Sache führen..."

Nicht ohne fremde Scheu sah sie dem Mädchen zu, das jetzt vor dem Spiegel stand und wohlgefällig den Biegungen und Dehnungen seines langen schlanken Körpers zusah.

„Aber Tante!" rief Kitty mit bekümmert verärgertem Ausdruck; „hoher geistiger und sittlicher Wert... das sind doch schrecklich altmodische Begriffe..."

ZWANZIGSTES KAPITEL

EIN ELTERNPAAR

Dorothee Coornvelt saß aufgerichtet in ihrem schmalen englischen Bette, das mit dem Kopfende an die Hinterwand des großen dämmerig dunklen Vorderzimmers im Oberstock stieß. Auf ihren Knien hielt sie ihre Schreibmaschine. Dicht über ihrem üppig gelockten ergrauten Haar, das früher die tiefe Schwärze des Kopfschmucks ihrer jüngsten Tochter besessen hatte, hing eine rotumschirmte elektrische Lampe herab, welche starke Schlagschatten auf ihr noch schönes, aber reichliche Ermüdungsspuren aufweisendes Gesicht warf. Um die Schultern hatte sie ein hellrot leuchtendes Seidentuch geworfen. Neben dem Bett lagen auf einem niedrigen Tischchen Stöße von Zeitschriften und Tagesblättern.

Ihr in jagender Eile vor sich gehendes Geklapper unterbrach sie erst, als die Doktorin die Tür des Schlafzimmers hinter sich schloß. Das Lächeln, das jetzt verjüngend und aufheiternd über ihr Gesicht flog, verstärkte die Ähnlichkeit, die sie mit

dem eintretenden Besuch verband, eine Ähnlichkeit, die mitunter auch an dem Stimmklang der beiden und an ihrer Art, gelegentlich fast ohne spitze Betonung einen treffenden Scherz anzubringen, auch wohl an der Angewohnheit, bei Verlegenheit oder Unruhe mit den scharfen klaren Augen zu blinzeln, zu beobachten war.

Dorothee Wisdom, die Tochter des Bürgermeisters von Winschoten und Enkelin des alten Doktors Wijsman, war schon als junges Mädchen eine bewundernde Schülerin ihrer Tante Lize gewesen. Durch den Einfluß der damals noch in jugendlichem Eifer für die Frauensache kämpfenden Doktorin hatte sie bei ihren Eltern durchzusetzen vermocht, daß sie in einer Zeit, wo ein Mädchen auf den Bänken des Gymnasiums noch eine recht ungewohnte Erscheinung war, die Lateinschule besuchen und später in Groningen Rechtswissenschaft studieren durfte. Im Besitz eines ehrenvollen Doktordiploms der nördlichen Universität hatte sie sich allmählich zu einer Art Hilfskraft ihrer Tante herausgebildet. Mit dem zunehmenden Alter sah sich Lize Wijsman gezwungen, sich mehr und mehr auf ihre wissenschaftliche Arbeit und auf die zahllosen Obliegenheiten, die ihre Stellung als Leiterin des großen Amsterdamer Krankenhauses mit sich brachte, zurückzuziehen, wodurch ihre Nichte nach und nach in manche von der Tante niedergelegte Vorstandsstellung aufrückte und bald einen sehr beachteten Platz im Heer der Vorkämpferinnen für Frauenrechte und Frauenfreiheit einnahm.

Zum großen Erstaunen fast aller ihrer Freunde und Freundinnen verlobte sich Dorothee mit fünfundzwanzig Jahren. Seltsamerweise mit keinem Genossen ihrer Bestrebungen, sondern mit ihrem lebenslustigen und weltgewandten entfernten Verwandten Steven Coornvelt, der seinen Doktor in der Chemie gemacht hatte, aber nach dem Tode seines Vaters die Leitung

der ausgedehnten Coornveltschen Fabrikanlagen übernahm. Freilich hatte der große, überall wegen seiner guten Laune wohlgelittene Fabrikant von seinen Klubfreunden einigen Spott auszustehen, wenn er der Bewunderung, die er den glänzenden geistigen Eigenschaften und der gewaltigen Arbeitskraft seiner Erwählten entgegenbrachte, allzu begeisterten Ausdruck gab.

Doortje und er, dies verkündete Steven überall als eine Art Lebensprogramm, wollten die modernen Anschauungen in die Tat umsetzen. Ihre Ehe sollte den Beweis liefern, daß geistige Überlegenheit und häusliche Tugenden bei einer Frau einander nicht auszuschließen brauchten. Ihre Nachkommenschaft, die sie sich erhofften, werde der Welt zeigen, daß auch eine Frau, die akademische Diplome besaß, ihren Kindern eine glückliche Jugend und eine gute Erziehung schenken könne.

Während der ersten zehn Jahre schien dieses Programm sich in glänzendster Weise zu verwirklichen. Die erwünschten Kinder kamen und waren Wunder an Gesundheit und natürlichen guten Manieren, und da in dem gastfreien Hause auch zahlreiche ausländische Anhänger des Frauenwahlrechts aus und ein gingen, wurde die Familie Coornvelt bald auch über die Grenzen Hollands hinaus als das Musterbeispiel einer nach den Grundsätzen des zwanzigsten Jahrhunderts aufgebauten glücklichen Familie bekannt und fand in vielen Wahlreden der Anhänger der Frauenbewegung rühmende Erwähnung.

Nach der Geburt Pims, des sechsten Kindes, konnte sich indessen Dorothee lange Zeit nicht recht erholen; sie mußte die Zahl der Versammlungen, in denen sie zu reden hatte, erheblich einschränken, und die beständige Anwesenheit der infolge ihres Gesundheitszustandes recht reizbar gewordenen Hausherrin führte häufig zu Zusammenstößen mit den zahlreichen Angestellten, die gewohnt waren, die gnädige Frau nur an wenigen Stunden des Tages zu Hause zu sehen. Das alte Kindermäd-

chen, das durch zwei Geschlechter hindurch alle kleinen Coornvelts betreut hatte, kehrte dem Hause den Rücken; ebenso fühlte das Fräulein, das jahrelang dem ausgedehnten Haushalt vorgestanden und auch im Kinderzimmer das Zepter geschwungen hatte, sich in ihrem Eifer und ihrer Sorge nicht genügend anerkannt und kündigte ebenfalls. Die jungen Coornvelts waren inzwischen zu lärmenden Schulkindern aufgewachsen, konnten sich mit neuen Fräuleins und Kindermädchen gar nicht gut vertragen und machten, da sie nicht mehr so wohlerzogen und lieb waren, auf die große Masse der anderen Kinder lange nicht mehr den hinreißenden Eindruck, den sie vorher ihren hübschen und gutausgewählten Kleidchen zu danken hatten. Sehr selbständige und selbstbewußte junge Menschen waren aus ihnen geworden, die sich schon mit zwölf Jahren für die großen Tagesfragen interessierten und genau wußten, was sie einmal in der großen Welt bedeuten wollten; ihren Eltern brachten sie nur eine kameradschaftliche Zuneigung entgegen, die sich sofort, wenn es einen Gegensatz der Meinungen und der Wünsche gab, in einen heftigen hartnäckigen Widerspruchsgeist verwandeln konnte.

Zum Stolz der alten Ärztin waren sie indessen alle, wie sie zu sagen pflegte, ‚Charaktere' geworden. Die Tante freute sich an ihren leidenschaftlichen Meinungskämpfen, deren Zeugin sie bei jedem Besuch in der Villa am Witte Singel wurde. Vom Beginn ihrer Ehe ab hatten Steven und seine Frau gern und oft die nie verweigerte Hilfe der ‚Tante Doktor' angerufen. Sie wurde bei Keuchhusten und Masern geholt, aber auch um Lody den Kopf zurechtzusetzen, der als Vierzehnjähriger durchaus in ein Kloster gehen wollte, und um Kitty zu größerem Fleiß anzutreiben, als diese dreimal nacheinander von ihrer Schule weggeschickt wurde.

In den letzten Kriegsjahren hatte sich indessen Dorothees Gesundheit so weit gebessert, daß sie sich wieder ihren sozialen

Ehrenämtern widmen konnte. Sehr bald war sie Mitglied zahlreicher internationaler Verbände zur Nachrichtenvermittlung und Kriegsgefangenenhilfe geworden, so daß sie schließlich noch weniger zu Hause war als vor der Erkrankung. So hatte denn Elly, die zweite Tochter, die Rolle der Haushälterin an sich genommen und unmerklich den etwas aus dem Geleise geratenen Hausstand wieder zu einem glatten und geräuschlosen Ablauf gebracht.

Elly war es jetzt auch, die in einer Ecke des Schlafgemachs ihrer Mutter den Tee für die beiden Damen bereitete; ebenso holte sie ein paar Minuten später aus dem großen Leinenschrank die aufgestapelten Bettücher und Kissenüberzüge und nähte an Willems Tennishose die Knöpfe an.

„Ich war hundemüde, Tante Doktor," entschuldigte sich Dorothee, „und ich mußte heute abend noch eine Arbeit wegschicken, sonst wäre ich bestimmt nach Amsterdam gekommen und hätte deine Feier mitgemacht... oder hätte mich wenigstens unten bei deinem Einzug in unser Haus sehen lassen."

„Du siehst auch wirklich müde und abgespannt aus," begütigte die alte Dame.

„Ich merke, daß ich alt werde," erwiderte Dorothee mit traurigem Lachen, „früher konnte ich an einem Tag zwei Sitzungen leiten und abends noch ein paar Aufsätze schreiben, und jetzt bin ich am Ende meiner Kräfte, wenn ich in der Kammer ein paar Stunden den Verhandlungen über die Entlassung verheirateter weiblicher Beamten zugehört habe."

„Aber das war doch wohl auch des Zuhörens wert?" fragte die Tante, die sofort Feuer fing. „Ich habe begreiflicherweise in den letzten beiden Tagen keine Zeitungen lesen können; ich muß das alles noch genau nachholen. Ich verstehe nicht, daß die Protestbewegung von seiten der berufstätigen Frauen nicht viel stärker ist. Wir haben doch Jahrzehnte hindurch ge-

kämpft, bis wir soweit gekommen sind, und jetzt, wo man uns unser Recht wieder nehmen will, scheint die große Mehrheit sich ganz und gar nicht darüber aufzuregen!"

Dorothee unterdrückte ein sichtbares Zeichen ihrer Müdigkeit, während sie ein nur halb beschriebenes Blatt aus ihrer Maschine zog und neben sich auf den Tisch legte. „Ich bin zu müde, um das heute noch zu Ende zu schreiben," rief sie, als müßte sie sich vor der alten Frau entschuldigen, die ihr immer als leuchtendes Vorbild der Pflichterfüllung vor Augen gestanden hatte. „Wollen wir lieber ein bißchen plaudern, aber um's Himmelswillen nicht über Politik und Frauenbewegung! Erzähl' mir erst einmal, wie es bei deiner Abschiedsfeier zugegangen ist, und ob du dich nicht zehnmal leichter fühlst, wo du jetzt die ganze Packeselei los bist und Ruhe hast, um nur dich selber zu leben."

Die Ärztin begann mit ihrer ruhigen leicht verschleierten Stimme einen eingehenden Bericht ihrer jüngsten Erlebnisse; auch schien Dorothee, deren schlanke empfindliche Finger mit den herabhängenden Fäden ihres Schals spielten, aufmerksam zuzuhören. Trotzdem forschte die alte Frau während ihrer Erzählung ängstlich nach etwas, was sie unter dem scheinbar ruhig aufmerksamen Gesicht ihrer Zuhörerin verborgen wußte. Sie war peinlich berührt von Dorothees Bitterkeit. Ihre Nichte war immer so voll von Lebenkraft und überschäumender Energie gewesen, sie hatte jeder Frage, die mit der Frauensache im Zusammenhang stand, so lebhaften Anteil entgegengebracht, und jetzt wollte sie nicht einmal auf ein Gespräch über einen so wichtigen Punkt, wie es die Entlassung der verheirateten weiblichen Beamten war, eingehen. Während sie von dem Erinnerungsbuch sprach, das ihre Freunde über das, was sie als Vorsteherin des Krankenhauses geschaffen hatte, herausgeben wollten, ließ sie eine Möglichkeit nach der anderen an sich vorbeiziehen.

Waren es die Kinder, die ihrer Nichte Sorge machten, Kittys fremdartiger Tempeldienst, den sie der Schönheit ihres eigenen Körpers widmete, Lodys Seltsamkeiten, die sich nach einer russischen Reise in allerhand kommunistischen Weltbeglükkungsträumen äußerten, oder vielleicht Pims Hang zu Liebesabenteuern, für die er noch viel zu jung war? Ihre Blicke umwanderten das große Zimmer. Es war doch Dorothees Schlafgemach, aber wo stand Stevens Bett? In ihrem früheren Heim am Witte Singel hatten die Ehegatten, wie es sich von selbst verstand, ein Zimmer miteinander geteilt. Stand die jetzige Veränderung etwa im Zusammenhang mit Dorothees unlustigem Wesen, der Sorge und Ermüdung, die sich auf ihrem Gesicht malten? Die alte Frau erschrak und fühlte, wie eine schmerzende Unruhe sich ihres Herzens bemächtigte; immer hatte sie Freude und Leid im Leben der beiden mitgelebt, Unstimmigkeiten und zeitweilige Entfremdungen waren ihr nicht unbekannt geblieben — ließen sich die bei zwei so ausgesprochenen Persönlichkeiten überhaupt vermeiden? Aber sie wußte auch von dem festen Bande, das gegenseitige Liebe und Schätzung um Steven und Dorothee geschlungen hatten, und dieses schöne gute ‚Einander-Verstehen' zweier geistig ebenbürtiger Menschen verschiedenen Geschlechts hatte oft ihren ganzen Stolz ausgemacht.

Es war ihr peinlich, eine Frage stellen zu müssen, aber andererseits lag es ihr ganz und gar nicht, um eine Schwierigkeit herumzugehen. So legte sie denn, als Elly, um unten der tanzlustigen Jugend Limonade zu bringen, das Zimmer verlassen hatte, schnell ihre Hand auf die der Nichte. „Liebling, ich fühle es, irgend etwas ist nicht in Ordnung... Ich will mich nicht in dein Geheimnis eindrängen — aber würde dir nicht selber leichter werden, wenn du dich einmal aussprichst?"

Dorothee zog jedoch langsam ihre Hand unter den liebkosenden Fingern weg; wieder flog das von trauriger Selbsterkenntnis erfüllte Lachen, das so viel sagte, über ihr Gesicht. „Was soll es geben?" frug sie mit mutlosem Achselzucken, „ich werde eben alt und werde zum alten Eisen geworfen; ich fühle, daß ich vom Leben nichts mehr zu erwarten habe."

„Alt!" rief die Ärztin aufgebracht. „Nichts mehr vom Leben zu erwarten? Du bist eine Frau von achtundvierzig... Nun ja, du wirst neunundvierzig, du stehst in der Vollkraft, in den reichsten Jahren deines Lebens, du hast unendlich viel Großes und Schönes erlebt, hast es soweit gebracht wie kaum eine andere...! Es kann sich doch nur um einen vorübergehenden Anfall von Schwäche und Entmutigung handeln... Schließlich sollte Steven..."

„Steven fühlt sich nicht alt!" unterbrach Dorothee mit bitterem Auflachen; sie zog den Schal fester um ihre Schultern. „Steven fühlt sich jünger als je zuvor, seitdem er wieder Tennis spielt, in die Tanzklubs geht und Unterricht im Boxen nimmt. Ein Mann von achtundvierzig ist noch ein junger Mann, wenn er es ein bißchen darauf anlegt, und eine Frau von achtundvierzig, die es darauf anlegt, ist eine alte Frau, die gerne jung aussehen will..."

„Ich verstehe dich nicht," sagte Elize Wijsman betrübt. „So habe ich dich noch nie reden hören. Jeder Mensch ist so alt, wie er sich fühlt, und ich finde, für eine Frau von deinem Bildungsgrad und in deiner Stellung kommt es auf ein paar graue Haare und ein paar Krähenfüße wenig an, solange dein Geist beweglich und elastisch geblieben ist."

„Liebe gute Tante!" In plötzlicher Ergriffenheit erfaßte Dorothee die Hand der alten Frau, die sogleich energisch die ihrige umschloß. Aber diesen Ton konnte die alte Ärztin ganz und gar nicht vertragen, das war wieder diese beinahe herab-

lassende Zärtlichkeit, die sie in der letzten Zeit zur Verzweiflung bringen konnte. „Du brauchst dich nicht anzustellen, als ob ich eine alte Tante wäre, die euch neuzeitliche Menschen nicht mehr verstehen kann," rief sie verletzt. „Je älter man wird, desto tiefer wird der Einblick ins Leben, und du kannst mir glauben, daß ich in den vierzig Jahren meiner ärztlichen Tätigkeit wohl so ziemlich mit allen Fragen des menschlichen Daseins zu tun bekommen habe."

Aber jetzt geriet Dorothee selber in Erregung; zum erstenmal fuhr sie aus ihrer müden und gleichgültigen Haltung auf. Die alte Leidenschaftlichkeit sprach aus ihren Augen, aus ihrer Stimme. „Nein," entschied sie heftig, „dieses Problem kannst du nicht verstehen, du und deine Kameradinnen haben es nicht gekannt, denn für euch alle ist es eine unumstößliche Wahrheit gewesen, daß die Arbeit, daß die Freiheit der geistigen Ausbildung alles unbefriedigte Verlangen, allen heimlichen Kummer, jedes Gefühl des Unverstandenseins in der Seele der Frau auslöschen würde ... Sag' mir aufrichtig, hast du nicht die feste, die heilige Überzeugung gehabt, daß die neue, die befreite Frau unendlich glücklicher sein würde als die Frauen, mit denen du aufgewachsen bist?"

„Aber gewiß, und dieses Glaubens bin ich noch," sprach die alte Ärztin mit zitternden Lippen, „ich habe doch jeden Tag mit Frauen und Mädchen gesprochen, die ihren Dank für die errungene Unabhängigkeit zum Ausdruck brachten."

„Aber hast du wohl in letzter Zeit noch oft eine Frau gesprochen, die in der Arbeit allein ihr Glück gefunden hat? Siehst du wohl noch irgendwo ein modernes Mädchen mit dieser aus dem Herzen kommenden hingebenden Freudigkeit arbeiten, mit der du und deine Altersgenossinnen und ich selber in meinen jungen Jahren uns auf die Arbeit gestürzt haben? Gibt es noch Frauen, die ihr seelisches Gleichgewicht, ihr Glück,

ihre Zufriedenheit in einem Leben finden, das allein von der Arbeit ausgefüllt wird... Sind sie nicht alle auf der Jagd nach Genuß, nach Vergnügungen, müssen sie nicht immer mehr Ablenkungen haben, suchen sie nicht beständig ruhelos nach irgend etwas, das ihnen zu ihrem Frieden fehlt... Oder siehst du sie nicht gedankenlos und oberflächlich ihr Dasein hinschleppen, das genau so leer und bedeutungslos ist wie vor dreiviertel Jahrhunderten, nur unter ganz veränderten Verhältnissen?"

„Aber liebes Kind!" die alte Frau wiegte ihren grauen Kopf hin und her. „Früher hast du doch alle Dinge so klar und unbefangen beurteilt, und jetzt übertreibst du grenzenlos... Steckt nicht hinter all dieser Entmutigung eine persönliche Enttäuschung, die du erlebt hast? Warum vertraust du dich mir nicht an, Dorothee? Gibt es... gibt es vielleicht einen besonderen Grund dafür, daß Steven und du nicht länger in einem Zimmer schlafen...?"

„Aber nein, Tante!" Dorothee errötete und strich sich die wirren Locken aus dem Gesicht. „Steven und ich haben immer den einen Grundsatz treu befolgt: Wir wollten nie einer die persönliche Freiheit des anderen beeinträchtigen. Jetzt steht er nun häufig früh auf, um Tennis zu spielen oder Gymnastik zu treiben, und ich arbeite mitunter bis spät in die Nacht... Schließlich sind Menschen in unserem Alter nicht mehr beständig in den Flitterwochen..."

„Wir müssen uns wohl noch näher darüber aussprechen," sagte die Doktorin, die es für besser hielt, jetzt Abschied zu nehmen. Sie fühlte sich tief gekränkt, aber was konnte es nützen, ihre Bitterkeit zur Schau zu stellen! Hatte ihr Dorothee nicht mit dürren Worten gesagt, daß sie zu alt sei, um die modernen Probleme zu verstehen? Und war es nicht auch richtig, daß eine alte Jungfer, wenn sie auch eine noch so lange ärztliche

Praxis hinter sich hatte, bei ehelichen Schwierigkeiten, wie sie offenbar zwischen dieses früher so glücklich lebende Paar getreten waren, keinen Rat geben konnte? Wieder klang die unlustige Weise des alten Freundes in ihrem Ohr: „Sie haben keine Vorstellung davon, was für ein toller Narrenaufzug jetzt aus dem menschlichen Leben geworden ist."

„Hallo Tante! Ich zähle gar nicht mehr mit? Schon vor einer Stunde habe ich an deine Zimmertür geklopft, aber Elly erzählte mir, du hättest eine endlose und hochwichtige Besprechung mit Dorothee ..."

Es war Stevens kräftige Männerstimme; er stand in der Tür seines Zimmers, wo sich seine hohe stämmige Gestalt scharf vor dem übermäßig erleuchteten Raum abzeichnete. Mit seinen beiden starken großen Händen zog er die alte Frau zu sich herein. Nach dem einhüllenden Dämmerlicht in Dorothees Zimmer erschien ihr die blendende Helle, die ihren Augen weh tat, fast wie ein Symbol. Seine geschäftige Beweglichkeit, sein lautes sorgloses Lachen erregten bei ihr ein undeutliches Mißbehagen.

Er zog für die Tante einen seiner großen Lederstühle, in denen man versinken konnte, in die Mitte des Zimmers, wo sein großer, mit allerhand ungeordneten Schriftstücken beladener Schreibtisch stand, auf dessen Rand er sich jetzt, die Beine nach Art eines unerzogenen Jungen baumeln lassend, niedersetzte.

„Du siehst glänzend aus, Tante," rief er nach eingehender Musterung, „kein Wunder, daß alle die Minister und hohen Herrschaften dich so gefeiert haben; du kannst noch auf deinen alten Tag die größten Eroberungen machen."

„Laß doch, Steven!" wehrte die alte Frau ab, die für diese Art von Scherzen nie eine besondere Vorliebe empfunden hatte. Doch ihr Neffe bemerkte ihre Verstimmung nicht und entnahm

seinem goldenen Behälter eine Zigarette. Im Gegensatz zu seiner Frau hatte er aus seinen Kinderjahren die Vorliebe für teure, ein wenig auffallende Gegenstände beibehalten. In seinem Gesicht, das von dem vielen Aufenthalt im Freien rötlich verbrannt war, standen die hellgrauen beständig bewegten Augen wie ein Fremdkörper; hinter vollen Lippen lachte eine noch vollständig erhaltene, wenn auch vom Rauchen gebräunte Zahnreihe. Der Gedanke steigerte die Unruhe der alten Frau: „Dorothee hat recht, er ist jünger als sie..." Seltsam, früher waren sie ein Paar, das ganz und gar ineinander aufging, und jetzt sah es mit einem Schlage aus, als ob sie auch im Äußeren nicht mehr zueinander paßten...

„Du scheinst ja mit einer besonders guten Windsorte zu segeln," rief sie ein bißchen bedrückt, nachdem er geschäftig von all den Umbauten, von den großen Landstrecken, die er zu seiner Fabrik hinzugekauft, und von einem neuerworbenen Segelboot, das bisher einem deutschen Großherzog gehörte, erzählt hatte. „Du fährst sicher mit gutgeölten Rädern."

Er runzelte leicht die Stirn und schob die Unterlippe vor, wodurch sein Gesicht den verbissen eigensinnigen Zug annahm, der ihm eine schlagende Ähnlichkeit mit dem Ölbild des alten Lodewijk und nicht minder mit der großen, in reichem Silberrahmen an der Wand hängenden Photographie seines Vaters verlieh.

„Warum soll man nicht aus seinem Leben an Genuß herausholen, was darin steckt?... Das ist ja heute der Wahlspruch der Jugend, und ich habe mich auch nach und nach zu dieser Lebensweisheit bekehrt. In unserer Zeit wissen die Menschen wenigstens zu leben... Gott im Himmel, was waren wir früher an allerhand moralischen Bedenken und sittlichen Gesichtspunkten festgenagelt, was gingen wir mit Scheuklappen durch das Leben und glaubten steif und fest, daß es für einen ver-

heirateten Mann nichts anderes mehr geben dürfe als Pflicht, Arbeit und die Sorge für die Familie! Was hat mein Vater, der als junger Mensch schließlich doch auch kein Lämmchen war ... was hat der in seinen späteren Jahren anderes getan als schuften und sich Sorgen machen! Hat er jemals einen anderen Lebensgenuß gekannt als den wöchentlichen Diskussionsabend mit seinen Freunden und zweimal im Sommer einen freien Tag, wo er dann an den Kaager See fischen ging!"

„Und mit deinem eigenen Leben bist du ganz und gar zufrieden?" In dem stillen alten Gesicht der Ärztin standen die Augen wieder scharf und durchdringend da. Alle traurige Müdigkeit war verschwunden. So hatte sie Hunderte von Malen still, aber mit gespannter Aufmerksamkeit einer Patientin gegenüber gesessen und sie nur durch ein paar gelegentliche ermunternde Worte zum Sprechen gebracht, immer gerade so lange, bis sie alles wußte, was die andere sich geschworen hatte, bei sich zu behalten.

„Natürlich," erwiderte Steven, der den Stummel seiner Zigarette in die kupferne Kaminverschalung warf, „selbst in dieser Kleinstadt kann man sich jetzt das Leben erträglich machen, wenn man ein Auto hat, mit dem man in einer halben Stunde im Haag und in einer Stunde in Amsterdam ist. Und wenn man jeden Tag durch den Sport seine Knochen biegsam erhält."

„Und ich denke, vor allem hast du doch das Zusammenleben mit deinen Söhnen und Töchtern; jetzt sind ja fast alle deine Kinder wieder im Hause."

Steven lachte. „Ach, Tante Doktor, die Stellung von Eltern und Kindern zueinander hat sich sehr geändert. Als meine Kinder klein waren, habe ich mir das auch anders vorgestellt. Damals habe ich mir vorgenommen, ich würde ihnen später ein guter Kamerad sein, und das Verständnis zwischen uns

würde, wenn sie erst erwachsen wären, besonders nett und innig werden. Aber bekümmern sich die heutigen Kinder eigentlich noch um ihre Eltern? Ich schwöre dir, daß es mir furchtbar weh tat, als ich Ted zu seiner Ausbildung nach Manchester schicken mußte. Ich dachte natürlich, es würde höchstens für ein Jahr sein. An ihm habe ich viel mehr gehangen als an den anderen und hatte schon alles dafür vorbereitet, daß er nach seiner Rückkehr als Teilhaber eintreten sollte. Wir wollten dann wie zwei gute Kameraden für die Fabriken arbeiten, für die er ja schon von Kind auf Feuer und Flamme war... Nun ist der Junge noch keine vier Monate drüben und schreibt mir, Holland stehe in seiner Erinnerung als ein schrecklich muffiges und engesLand,wo er sich nie wieder wohlfühlen könne.Er wolle lieber gar nicht mehr zurückkommen, er könne auch draußen irgendwie seinen Weg machen, und ihm würde beinahe übel bei dem Gedanken, jemals wieder in Leiden wohnen zu müssen..."

„Er wird sich wohl nach einem Jahr oder ein bißchen später die Sache noch anders überlegen," beruhigte die Ärztin, die in ferner Erinnerung bei dem Gedanken an den dreisten Eigensinn des kleinen Kerlchens, den die Eltern als ‚Charakter' priesen, ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. „Zum Glück hast du noch andere Söhne," tröstete sie den Neffen, da sie trotz seines leichten Unterhaltungstones genau wußte, wie tief der Gedanke ihn im Innersten betrübte, sein ältester Sohn könne dem Betrieb, der sich durch so viele Generationen hindurch in der Familie vererbt hatte, den Rücken kehren.

Steven zuckte die Achseln. „Du meinst Lody; der ist genau so verträumt und weltfremd, wie Ted frisch und tatkräftig war... zudem geht er augenblicklich mit den tollsten Anschauungen hausieren und will der Welt ein neues Gesicht geben, vergißt aber, daß er zu dumm oder zu faul war, um ordentlich durch die Schule zu kommen..."

„Und Pim... ich war erstaunt, was das für ein großer forscher Junge in dem letzten halben Jahr geworden ist."

„Pim," gestand Steven nachdenklich, „den kenne ich eigentlich am wenigsten von all meinen Kindern. Als er klein war, kam er aus dem Kinderzimmer nicht heraus, und vom zwölften Jahre ab ist er in Pension gewesen. Dorothee meint, glaube ich, daß er mehr zum Künstler das Zeug hat als zum Geschäftsmann... Er wird mich wohl schon dieser Tage vor eine vollendete Tatsache stellen und mit seinen Zukunftsplänen herausrücken."

„Ich finde, du nimmst die Dinge ein bißchen leicht. Gewiß, die Eltern bestimmen jetzt nicht mehr Laufbahn und Beruf ihrer Kinder, aber schließlich hast du als Vater die Verpflichtung, ihnen wenigstens aus deiner Lebenserfahrung heraus einen Rat zu geben..."

Der Neffe fuhr mit der Hand durch sein leicht ergrautes Haar. „Kinder, sagt ein moderner amerikanischer Schriftsteller, sind heute mehr Zufälligkeiten als Programmpunkte. Das klingt ein bißchen frech, aber im Grunde genommen ist es ganz richtig. In der guten alten Zeit unter unserem Urgroßvater Coornvelt mußten die Kinder ihren Eltern zeitlebens für das Geschenk ihres Daseins den Dank abtragen, dann kam eine Zeit, wo die Menschen die Erziehung eines Kindes als eine furchtbare Verantwortlichkeit auffaßten und ihr eigenes Leben dem Wohl und der Entwicklung ihrer Kinder zum Opfer brachten. Und jetzt haben wir wieder den gesunden Gegenschlag und sind froh, wenn das junge Volk so rasch wie möglich auf eigenen Füßen steht, weil wir mit all dem Zeug von Erziehungsgrundsätzen und sittlichem Beispiel doch an der angeborenen Veranlagung nichts ändern können."

„Du scheinst," stellte die Doktorin mit ihrem feinsten spöttischen Lächeln fest, „einen gründlichen Lehrgang in aller-

modernster Lebensweisheit durchgemacht zu haben in den ... ja, es sind sechs Wochen, daß ich dich das letztemal gesprochen habe."

Nicht ohne Verwunderung bemerkte sie, daß Steven errötete; da, wo die Haut unter dem dünner werdenden Schläfenhaar nicht gebräunt war, sah sie das Blut heftig aufsteigen und die Adern anschwellen.

„Ja," sagte er nach kurzem Schweigen, „es braucht mitunter nicht lange Zeit, um einen Menschen gründlich zu verändern. Vor einem Jahr hatte ich gerade so ein bedrücktes Gefühl, daß ich alt würde — ich bin ja schließlich Vater von erwachsenen Kindern — daß ich eigentlich vom Leben nichts mehr zu erwarten hätte ... Und jetzt habe ich auf einmal die wundervolle Gewißheit, daß ich im Grunde noch ein junger starker Kerl bin, und daß ich mir aus dem Leben noch genau soviel Genuß holen kann wie die jungen Menschen um mich herum ... Und den will ich mir auch holen, Tante Doktor, jeder Mensch hat das Recht, sein Leben nach seinem eigenen Geschmack einzurichten ... Die Freiheit hat uns die neue Zeit zum Glück auch gebracht!"

„Merkwürdig," fiel die Tante ein, „genau dieselbe Meinung habe ich eben von deiner Tochter Kitty gehört."

Stevens Gesicht verdüsterte sich, mit erzürntem Ausdruck kniff er seine schweren dunklen Brauen zusammen.

„Hat sie etwa bei dir auch von ihren irrsinnigen Absichten angefangen, daß sie sich unter dem Deckmantel ‚des Dienstes an der erhabenen Kunst' zu einer Art Nackttänzerin ausbilden will?"

„Ich dachte, du wolltest deine Kinder so früh wie möglich ihren eigenen Weg gehen lassen?"

„Alles hat seine Grenzen. Kitty weiß leider viel zu gut, daß sie hübsch ist, außerdem ist sie eitel und gefallsüchtig und sehr sinnlich veranlagt ..."

„Eben hast du doch gesagt, daß die Erziehung an angeborenen Eigenschaften nichts ändern kann."

„Willst du damit sagen, daß Kitty das von mir hat? Kann sein, schließlich glaube ich es selber... sie hat immer mehr zu mir gehört als die anderen. Ja... Und ich will es nur eingestehen, ich habe mir immer furchtbar viel auf sie eingebildet, und schon vor Jahren hätte ich jeden Kerl niederschlagen können, der das Prachtmädel nur anzuschauen wagte. Puck hat ja augenblicklich einen Fimmel an der Psychoanalyse und behauptet steif und fest, ich sei an meiner jüngsten Tochter ‚fixiert'. Das ist ein ganz hübscher Sport, diese Psychoanalyse. Man erfährt dabei Dinge über sein eigenstes Wesen, die man früher mit der größten Entrüstung abgeleugnet hätte. Du bist ja ein Doktor aus der alten Schule, liebe Tante, und willst wahrscheinlich von der Sache nichts wissen, aber ich bin bestimmt davon überzeugt, das wird die Wissenschaft der Zukunft."

Die Ärztin beugte sich ein wenig vor, um eine Photographie in Augenschein zu nehmen, die auf Stevens Schreibtisch stand, und die er während des Gesprächs schon mehrmals in die Hand genommen und wieder hingestellt hatte. „Darf ich das eben ein bißchen näher ansehen?" bat sie, „meine alten Augen reichen nicht so weit."

„Was, das Bild? Nein, das ist kein Bild von Kitty. Aber natürlich... du darfst es dir schon ansehen, ich glaube, du kennst das Mädchen nicht... Es ist eine ganz entfernte Verwandte, eine Coornvelt aus dem englischen Zweige, die Enkelin meines Onkels Hein, weißt du, von dem Sozialisten, der nicht mehr bei seinem Vater auf der Fabrik arbeiten wollte und nach England ausgewandert ist. Die Mutter war eine leidenschaftliche Frauenrechtlerin und hieß Evelyn Dawson. Die Ehe hat nur ein paar Jahre gedauert, und dann ließ sie sich scheiden, weil das Verheiratetsein eine Erniedrigung und Unterdrückung

sei. So ist die Tochter ein bißchen wild aufgewachsen, aber ein tüchtiger Kerl; im Krieg hat sie sogar hinter der Front Dienst getan. Hier ins Land ist sie mit den Austauschkriegsgefangenen gekommen, und da hat Dorothee sie zufällig getroffen; damals hat sie beim ‚Roten Kreuz' gearbeitet, und jetzt hat sie einen Posten als holländische Korrespondentin an einer großen englischen Zeitung."

Elize Wijsmans forschende Blicke erkannten eine bei hellstem Sonnenlicht gemachte Aufnahme eines überschlanken Mädchens in weißem Sportkostüm, ein hübsches, aber herausforderndes Gesicht und die triumphierende Gebärde, mit der das junge Ding einen Tennisschläger über dem Kopfe schwang.

„Das Mädchen habe ich doch schon gesehen..." Die Stirn der alten Frau legte sich in Falten. Dieser große begehrlich sinnliche Mund, dieses absichtsvolle Lachen, bei dem die ganze Zahnreihe sichtbar wurde, hatte ihr irgendwann einmal einen flüchtigen, aber unangenehmen Eindruck gemacht...

„Möglicherweise hast du sie hier einmal getroffen," bestätigte Steven mit halbverlegenem Scherz. „Dorothee hatte anfänglich, als das Mädel eben erst ins Land gekommen war, einen Narren an ihr gefressen und sie für ein paar Monate eingeladen. Sie fand damals, daß die geistige Beweglichkeit, der persönliche Mut und die erstaunliche Arbeitskraft, die das junge Ding hatte, auf die Kinder erziehlich wirken könnten... aber du weißt ja, wie es bei den Frauen immer geht. Dorothee ist eben gewohnt, daß die jüngeren Leute verehrend zu ihr aufblicken und ihr Weihrauch streuen, und das liegt nun einmal Millicent nicht, diesen Kultus mitzumachen..."

„Millicent..." wiederholte die alte Frau und verstummte; ihre etwas kurzsichtigen Augen starrten ins Leere wie die einer Irrsinnigen. Aber in ihrem Kopf tat die Maschinerie der Gedanken und Schlußfolgerungen gute Arbeit. Jetzt wußte sie,

was Stevens etwas aufgepeitschter Frohsinn und Dorothees traurig müder Gesichtsausdruck zu bedeuten hatte. In seiner unvermittelten Art nahm ihr Neffe ihr das Bildchen wieder aus der Hand, so daß der scharfe Rand des silbernen Rahmens ihr in den Finger schnitt.

„Von Psychoanalyse," bemerkte die alte Frau spöttisch, „weiß ich nicht allzuviel, aber wohl habe ich mal davon gehört, daß Freud gewisse Bewegungen als ‚symptomatische Handlungen' beschreibt." Ihr Blick traf seine große Hand, die den Rahmen wieder wie einen kostbaren Schatz umklammerte, während seine Finger streichelnd über das Glas fuhren. Eilfertig stellte er das Bildchen wieder hin, und aufs neue sah sie sein heftiges schuldbewußtes Erröten.

„Unsinn, Tante," sagte er verdrossen. „Ich habe das Kind nun einmal gern, sie ist munter, sie hat Mut, sie ist lebenslustig ... Und ich kann mit ihr ausgezeichnet tanzen und Tennis spielen ..."

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

VON GESTERN UND MORGEN

„Glaubst du nicht, Junge, daß die ältere und die jüngere Generation immer wieder hart aneinander geraten? Dein Vater ist doch gewiß nicht eigensinniger und hängt nicht zäher am Alten als andere ... eher ..."

Lody Coornvelt, Stevens und Dorothees zweiter Sohn, unterbrach mit bitterem Lachen die beschwichtigenden Worte der alten Doktorin. „O ja," rief er spöttisch, während seine kleine magere Figur noch mehr in dem bejahrten Lehnstuhl versank; „nach außen hin ist mein Vater sehr fortschrittlich, er tut sich sogar etwas zugute darauf, daß er als junger Mensch ‚der rote

Steven' genannt wurde und bei dem Streik von achtundneunzig die Partei der Arbeiter ergriff und sogar auf einer Versammlung von den Hungerlöhnen gesprochen hat, die in der Weberei seines Vaters bezahlt würden. Ein paar Verbesserungen hat er dann wirklich auch in den schändlichen Zuständen zuwege gebracht... einen Fonds für Pensionen und eine Krankenkasse... Aber das war vor fünfundzwanzig Jahren, Tante, und für all die gewaltigen Veränderungen, die seitdem in der Welt eingetreten sind, ist er einfach blind und taub."

Die ruhigen klaren Augen der Ärztin sahen von ihrer Strickarbeit auf und wanderten an den Wänden des Zimmers zu dem gemalten Porträt des alten Lodewijk, des großen Tyrannen, und dem kleinen Glas-Lichtbilde seines Sohnes Nicolaas mit der hohen geflochtenen Halsbinde und dem scharfen kränklich spitzen Gesicht; der hatte wohl zehn Jahre lang sich müde geredet und gekämpft und doch seinen Vater niemals von dem Nutzen der Dampfkraft überzeugen können. Und darunter hing eine verblaßte Photographie von Abrahams Sohn Hein, den sein Vater aus dem Hause und aus der Fabrik hatte gehen lassen, weil er es wagte, die sittliche Berechtigung der Kinderarbeit in Zweifel zu ziehen.

Und jetzt saß Stevens Sohn vor ihr, ganz ein Kind seiner Zeit, mit einem ältlichen ernsten Gesicht und suchenden ruhelosen Augen, und verkündete als seine innerste Überzeugung, daß auch sein Vater in rückständigen und beschränkten Anschauungen lebe.

Anfänglich hatte die alte Ärztin die größte Lust verspürt, all die großen Lebens- und Weltanschauungsfragen, die die Coornveltschen Kinder vor ihr auftürmten, mit einem Scherzwort ins Lächerliche zu ziehen und sie selber auf eine mehr humoristische Auffassung der Dinge hinzuführen. Sie hatten so viel Freiheit, wie sie sich wünschen konnten, jede mögliche Gelegen-

heit zu geistiger Ausbildung, und alle erdenklichen Vergnügungen standen zu ihrer Verfügung ... und doch, wie selten waren sie munter und zufrieden! Jeder ging unter der Last untragbarer Beschwerden gedrückt, und einer nach dem anderen legte ihr eine unauflösbare Lebensfrage vor. Bei alledem fühlte sie, daß es den Kindern mit diesen Lebensfragen heiliger Ernst war, und sie dankte ihnen, daß sie alle damit zu ihr, der alten Frau, kamen, um, wenn nicht Hilfe und Rat, so doch die Aufmerksamkeit und die ruhige Teilnahme für ihre Herzensergießungen zu finden, die offenbar die beiden durch gehäufte und anspannende Arbeit in Anspruch genommenen Eltern ihnen nicht widmen konnten.

Lody Coornvelt war ihr gegenüber im Anfang wenig aus sich herausgegangen; später hatte er ihr lachend gestanden, daß er gefürchtet habe, sie werde ihn zu sehr als Kind behandeln. Ältere Leute waren ja meist der Ansicht, daß ein Mensch unter fünfundzwanzig Jahren noch gar nicht mitzähle ...

„Wenn du in fünf Jahren noch genau ebenso denkst wie jetzt," hatte sein Vater gesagt, als der Junge zum erstenmal mit seinem Plan zur Sozialisierung der Fabriken hervorgetreten war, „dann bin ich bereit, mich in eine ernsthafte Unterhaltung mit dir einzulassen."

Von Tante Doktor hatte er eigentlich keine andere Antwort erwartet, aber sie hatte ihn angenehm enttäuscht. Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte sie alles zur Kenntnis genommen, was er von seiner russischen Reise und seinem Studium des Sowjetstaates erzählte, von der grenzenlosen Begeisterung und dem unerschütterlichen Glauben an die heilende Kraft des Zukunftsstaates, der die Menschen dort unter völliger Beiseitestellung eigenen Vorteils bei Kampf und Arbeit beseelte. Sie hatte ihn nicht mit breitem Spott ausgelacht wie sein Vater, auch keine naheliegenden Witze gemacht wie seine Schwestern, und die

Bücher, die er ihr mit warmer Anpreisung brachte, hatte sie nach einigen Tagen wirklich gelesen. Im allgemeinen hatte Lody Coornvelt keine sehr hohe Meinung von der Frau und ihren Fähigkeiten und besonders von den jungen Mädchen seines eigenen Kreises. Sie lieferten täglich den Beweis, wiederholte er gern, daß das Vertrauen, das die moderne Menschheit in ihre geistige Entwicklung gesetzt hatte, recht unangebracht war — aber seine Tante, Lize Wijsman, ließ er gern als Ausnahme gelten. Mit ihr konnte man sich als Mann unterhalten, denn sie besaß die seltene Eigenschaft, daß sie die Dinge losgelöst von jedem persönlichen Interesse sehen konnte.

Er schaute sie an, wie sie straff aufgerichtet und ruhig am Fenster saß, in dem altmodischen Armstuhl, dessen bunte, von ihr so bewunderte, freilich nach seinem Geschmack rettungslos häßliche Stickerei noch von der Hand ihrer Mutter herrührte. Er sah ihre rastlos tätigen Hände und die Ruhe, die über ihrem stillen farblosen Altfrauengesicht lag, eine Ruhe, ein in sich gefestigter Friede, der sich auch auf ihn in ihrem Beisein übertrug. Und während er seine untadelig in Bügelfalten gepreßten Hosen etwas hinaufzog, seine Beine übereinanderschlug und den einen seiner in Schuhen neuester Mode steckenden Füße in die Hand nahm, kam ihm der Gedanke, es könne doch nicht allein das geschäftigere und eiligere Leben sein, das den heutigen Menschen alle Ruhe und Sicherheit raubte. Schließlich hatte Tante Doktor auch ein Leben nach modernem Zuschnitt voll harter Arbeit und schwerer, keinen Augenblick aussetzender Verantwortung geführt und dabei noch bis vor einigen Jahren im Mittelpunkt des politischen Kampfes gestanden.

Und doch hatte er sie immer als einen so ruhigen beherrschten Menschen gekannt, immer bei ihr ein williges Ohr für seine kindischen Erzählungen, ein geschärftes Gedächtnis für die kleinen Tatsachen seines Lebens gefunden, die von Vater und

Mutter zu seiner bitteren Enttäuschung meist so schnell vergessen wurden. Er konnte sich nicht vorstellen, daß seine Mutter jemals in diesem Sinne eine ‚alte Frau' werden könne, seine Mutter, die jetzt noch helle und nach der Mode gearbeitete Kleider trug, noch am Reiten und Schwimmen Freude hatte, wenn die Familie im Sommer auf ihrem Landsitz bei Hattum war, und die bei guter Gelegenheit sich einer tolljugendlichen Ausgelassenheit hingeben konnte. Würde seine Mutter jemals wie Tante Wijsman jetzt sich mit solch einem unscheinbaren einfachen schwarzen Kleide und einem ruhigen Fensterplatz mit dem Blick auf einen grünen Garten zufrieden geben ... würde sie jemals imstande sein, ihm zuzuhören, ohne ihm mit einer heftigen Gebärde ihrer unruhigen Hände und den Worten in die Rede zu fallen: „Bester Junge, reite um's Himmelswillen nicht so lange auf einem Gegenstand herum!" Ja, es war zwischen ihm und seiner Mutter in den letzten Wochen eine merkliche Abkühlung eingetreten, er hatte Dinge gegen sie auf dem Herzen, die er sich selber nicht eingestehen wollte. Sie, die er als kleiner Junge wegen ihrer gewaltigen Arbeitskraft und ihres durchdringenden Verstandes mehr als andere Frauen bewundert hatte, fand bei der einzigen ernsthaften Unterhaltung, zu der es nach seiner Reise zwischen ihnen gekommen war, für seine kommunistischen Gedankengänge nur ein paar leichte Worte des Spottes; mit der Überlegenheit im Debattieren, die sie sich in jahrzehntelanger Übung erworben hatte, war sie all seinen Beweisgründen zu Leibe gegangen und hatte seine heiligsten Überzeugungen ins Lächerliche gezogen. Da er kein ausgebildeter Redner war, konnte er den Glauben seines Herzens nicht immer in klaren und runden Sätzen zusammenfassen und hatte sich schließlich auf den einen Einspruch zurückgezogen: „Als du selber jung warst, Mutter, glaubtest du auch an hohe geistige Ziele, die die Menschen damals nicht ernst nahmen,

warum willst du jetzt nicht wenigstens den Versuch machen, in den Gedanken des Kommunismus einzudringen?"

Aber sie hatte sich die grauen unordentlichen Locken mit der ungeduldigen Bewegung, die er so gut an ihr kannte, aus dem Gesicht gestrichen: „Ich habe bei aller meiner Begeisterung doch immer mit beiden Beinen auf der Erde gestanden und nie mehr angestrebt als das, was ich als erreichbar erkannt hatte, während du deine Phantasie ins Blaue hineinschweifen läßt und bei deinem bekannten Mangel an Menschenkenntnis und kritischem Unterscheidungsvermögen einfach auf all die Aufschneidereien dieser russischen Betrüger hereingefallen bist."

Wollte nun ‚Tante Doktor' für ihn an Stelle der Mutter, die seine Hoffnung enttäuscht hatte, beim Vater das Wort führen? Schließlich, so standen doch Eltern und Kinder jetzt nicht mehr einander gegenüber, daß der Vater überhaupt nicht auf die Meinungsäußerung seines Sohnes hören und die Sache mit dem einfachen Versprechen, vielleicht in fünf Jahren wieder einmal darauf zurückzukommen, erledigen konnte! Er drückte seine mageren Finger so heftig gegeneinander, daß die Gelenke knackten; wenn er überall nur auf Verständnislosigkeit und Ablehnung stieß, dann wolle er beweisen, daß er nicht mehr der träumerische willfährige Junge war ... er hatte nur mehr drei Monate auf seine Volljährigkeit zu warten ...

Aus seinem unruhigen Hinbrüten weckte ihn die Stimme der alten Dame: „Wäre es wirklich nicht das verständigste, wenn du einmal alle die Gedanken, die du jetzt brühwarm aus Rußland mitgebracht hast, erst ein bißchen in dir reif werden ließest, keine fünf Jahre, wie dein Vater vielleicht in der Erregung gesagt hat, aber wenigstens fünf Monate?"

Ein bitterer Zug umspielte die schmalen weichen Lippen des jungen Menschen. „Das ist so echt holländische Art," rief er, „alles so lange hinausschieben, bis alle Tatkraft und Begeiste-

rung glücklich wieder eingeschlafen ist und man sich wieder in dem alten Hundetrab zurechtfindet. Bis man wieder unmerklich bei seiner alten Luxusexistenz angelangt ist und eingesehen hat, daß man all die Dinge, die man drüben verachten gelernt hat, doch nicht entbehren kann ... Gerade so lange, bis man seinen eigenen heißen Glauben für eine lächerliche Überspanntheit ansieht und sich schließlich schämt, daß man noch zu etwas anderem imstande war als zu der schamlosen Selbstsucht, die bei unseren wohlhabenden jungen Menschen guter Ton ist."

„Wenn du deiner selbst so wenig sicher bist," erwiderte die alte Frau mit einer Schärfe, die er noch nicht an ihr kannte, „dann sind deine Ideale auch wirklich keinen Pfennig wert; glaubst du, daß jemals ein Revolutionär, was er auch in der Welt hat anstreben mögen, sein Ziel ohne Kampf, ohne Verdächtigungen, ohne Spott und Hohn erreicht hat?"

„Ich verlange ja gar nicht, daß Vater alle seine Fabriken auf sozialistischer Grundlage einrichtet, obgleich das nicht mehr als seine Pflicht und Schuldigkeit wäre. Durch fünf Menschenalter hindurch haben alle Coornvelts sich am Schweiße ihrer Arbeiter bereichert, und Vater besitzt mehr Barvermögen, als er nach menschlichem Ermessen verbrauchen kann. Ich will nur meine eigene Fabrik nach kommunistischen Anschauungen umgestalten: Die kleine Wollspinnerei, die der Großvater für den ersten Enkel bestimmt hat, der in den Betrieb eintreten würde. Dort will ich den Arbeitern ein Mitbestimmungsrecht einräumen und allen Gewinn nach Maßgabe der Leistungen verteilen – ich selbst will nichts anderes sein als einer von ihnen."

Die Doktorin verbarg ein leises Lachen, indem sie ihre Augen über die goldgefaßte Brille in den alten Garten mit seinen geschorenen Hecken und der silberglänzend spiegelnden Kugel schweifen ließ. „Dein Vater," bemerkte sie, „wird mit Grund

befürchten, daß dann die Angestellten eurer anderen Fabriken genau dasselbe fordern werden."

„Und wenn schon!" Er war aufgesprungen und dicht vor sie hingetreten. Hochrot war sein schmales bewegliches Gesicht, und seine mädchenhaft zarten Hände fuhren wie gejagt hin und her. „Vater hat mehr als genug Vermögen, wenn er auch fast alle seine Kinder noch erhalten muß!

Du sagtest eben, er habe immer so moderne Anschauungen gehabt, er habe ein Erholungsheim für seine Arbeiter gegründet und Studiengelder für begabte Arbeiterkinder ausgesetzt. Warum geht er nicht mit gutem Beispiel voran und gibt all seinen Angestellten das Dasein, auf das sie ein natürliches Recht haben? Warum macht er ihrer Armut, ihren Krankheiten, ihrer Dummheit, an der nur die Ohnmacht schuld ist, warum macht er nicht all diesen Dingen, die unsere Schande sind, ein Ende? Wir haben kein Recht, im Luxus und im Überfluß zu leben, während sie in kleinen armseligen Häusern wohnen, ihre Kinder an Rachitis und Schwindsucht zugrunde gehen, ihre Frauen sich im Haushalt zu Tode arbeiten und die Männer keinen höheren Genuß kennen als das Wirtshaus! Warum will Vater es mich nicht einmal probieren lassen? Für mich selber will ich ja nichts — ich will kein Geld verdienen, will kein großer Potentat werden und nachher eine reiche Frau heiraten ... Ich bin nun einmal so ein merkwürdiger Kerl und finde in den Dingen mein Glück, die ihr als lächerliche Überspanntheiten abtut!"

Die Doktorin hatte ihre Handarbeit in den Schoß fallen lassen; sie putzte ihre Brille, auf die sie mit zusammengezogenen Brauen und einem Blick, als ob es ein Rätsel zu raten gäbe, niederschaute. Mit einem Schlage hatte der Gedanke von ihr Besitz ergriffen: als ich Medizin studieren wollte, als Clara Coornvelt sich mit Krankenpflege beschäftigte, als mein Vetter Louis sich der Sozialdemokratie anschloß, und als Hein die

Kinderarbeit eine Unmenschlichkeit nannte... Jedesmal waren wir in den Augen unserer Eltern genau solche Verrückte, wie ich diesen Jungen heute verrückt finde. Die Zeit hat uns recht gegeben ... Muß ich darum nicht glauben, daß vielleicht auch jetzt die Jugend — und nicht ich selber — auf dem rechten Wege ist?

Langsam setzte sie ihre Brille wieder auf und betrachtete nachdenklich Lodys unjugendliche zerquälte und bekümmerte Züge. „Lieber Junge," schloß sie, „ich muß über deine schwere Frage einmal ganz ernsthaft nachdenken. Wenn ich finde, daß du recht hast, wenn ich mich auf deinen Standpunkt stellen kann, dann will ich gewiß bei deinem Vater für dich eintreten."

Elize Wijsman hatte sich vorgenommen, im Hause ihres Neffen nicht untätig zu bleiben und sich allerhand angenehme Aufgaben ausgedacht, mit denen sie ihren Lebensabend ausfüllen wollte. Da Dorothee jetzt als Mitglied der zweiten Kammer mehr als je zuvor in Anspruch genommen war, wollte sie ihr die Leitung des Haushaltes möglichst ganz aus der Hand nehmen und den Rest ihrer Zeit für eine Reihe kleiner, aber mühevoller Arbeiten verwenden, die sie als Leiterin des großen Krankenhauses zurückgestellt hatte, da sie bestimmt hoffte, alle diese Dinge noch nach Niederlegung ihrer Stellung und Praxis ausführen zu können.

Einen Wirkungskreis im Haushalt bot ihr indessen das Haus an der Rapenburg nicht, so groß es war. Erstaunt und nicht ohne gelinden Zweifel nahm sie Dorothees bestimmt ausgesprochene Erklärung hin, daß ‚Haushalt' nur mehr ein unbestimmter Begriff war, auf den eigentlich nur mehr die Lehrerinnen dieses Fachs und eine Handvoll altmodischer Damen Gewicht legten, und daß für eine neuzeitlich gesinnte Frau der Haushalt sich im Bestellen des Essens, der Kassenführung und

der Einteilung der Arbeit der Dienstboten erschöpfte. Es war ja schon so lange her, daß Elize Wijsman als junges Mädchen im Haushalt ihrer Mutter mitgearbeitet hatte, und so erinnerte sie sich häufig nicht ohne Verwunderung der zahllosen Tage, an denen ein bestimmtes Zimmer vorgenommen werden mußte, an das Einmachen, das Großreinemachen, Wäsche und all diese großen und bedeutenden Aufgaben, mit denen die damaligen Frauen ihr ganzes Leben ausfüllten. Sorgende Liebe für das Haus bewies ausschließlich Elly; die anderen Kinder behandelten ihr Heim kaum anders als ein Hotel, in dem sie sich gerade so lange aufhielten, wie es ihnen paßte. Elly freilich war, obschon sie das Gymnasium bis zum Abschluß besucht und auch die Krankenpflegerinnenprüfung bestanden hatte, in diesem Punkte aus der alten Schule und fand ihre Befriedigung darin, sich Tag für Tag mit den Kleinigkeiten des Haushalts abzugeben. Stundenlang konnte sie sich damit beschäftigen, Kittys und Pucks Zimmer aufzuräumen, Lodys Bücher abzustauben und sogar trotz der billigen Witzeleien ihrer Brüder und Schwestern die seidenen Socken ihres Vaters auszubessern. Wie sie selber lachend eingestand, war sie nur ein ganz einfaches Mädchen, weder eine glänzende Erscheinung wie Kitty noch vielseitig begabt wie Puck, und das war nach Ansicht ihrer Verwandten auch der Grund, aus dem sie die Dummheit begangen hatte, sich mit achtzehn Jahren mit einem jungen, vermögenslosen Menschen zu verloben, der als Mediziner noch eine lange Studienzeit vor sich hatte und überdies den krankhaften Ehrgeiz besaß, nicht von den Zuschüssen seines Schwiegervaters abhängig sein zu wollen. Ihre ältere Schwester war in diesem Punkte viel überlegender gewesen. Puck hatte kein bindendes Versprechen gegeben, als ihr Jugendfreund Han van Doeveren vor fünf Jahren nach den Kolonien gegangen war, um sich dort eine Stellung zu schaffen. Als ihre Tante einmal

vorsichtig nach der alten Liebesgeschichte fragte, erklärte sie, eine lange Verlöbniszeit sei eine widernatürliche Quälerei. Sie selber sei seit ihrer Backfischzeit eine ganz andere geworden, und mit Han würde es sich wahrscheinlich ebenso verhalten; wenn er seinen großen Urlaub bekam oder wenn aus ihrer Reise nach Indien etwas würde und sie ihn dann besuchte, dann könnten sie beide erst einmal sehen, ob sie noch ebenso füreinander empfänden wie als halbwüchsige Kinder.

Die alte Ärztin hatte zuerst wohl eingestimmt, wenn die anderen sich über Ellys freiwillig übernommene Aschenbrödelrolle lustig machten; als sie aber einige Monate im Hause ihres Neffen verbracht hatte, lernte sie die stille Emsigkeit des Mädchens, das weder um Dank noch um Lohn warb, schätzen, vor allem, wenn sie sich überlegte, wie es wohl mit diesem großen und lebhaften Hauswesen laufen würde, wenn Dorothees zweite Tochter einmal aufhörte, ihm ihre ganze Arbeitskraft zu widmen.

Wenn aber des Abends nach dem Essen die große Limousine mit dem Hausherrn oder mit Dorothee, der kleine Citroënwagen mit Puck und Lodys und Pims Motorräder nach den verschiedensten Richtungen auseinandergestoben waren, Elly aber der alten Dame auf ihrem Zimmer Gesellschaft leistete, fand sie es doch fast naturwidrig, daß in einer Zeit, in der das Leben jungen Frauen soviel der köstlichen Abwechselung zu bieten hatte, ein junges Mädchen mit einer Handarbeit, dem neuesten Roman und der Gesellschaft einer Siebzigerin zufrieden sein konnte.

Sie saßen zusammen an dem großen eirunden Tisch, der, gleich den hochlehnigen Stühlen, die ihn umstanden, noch aus dem Hausrat Großvater Coornvelts stammte. Das bescheidene Licht, das durch den goldfarbenen Lampenschirm drang, beschien das spärliche weiße Haar der alten Frau und die schweren

blonden Flechten der jungen. Denn Elly Coornvelt war unter Stevens Töchtern die einzige, die sich die Haare nicht abgeschnitten hatte und sich täglich die mühselige Arbeit einer kunstreichen Frisur auferlegte.

Auch heute abend hatte Elize Wijsman eine langwierige und viel Geduld verlangende Arbeit zur Hand genommen. Sie ordnete den Nachlaß der Marie Elisabeth Sylvain, Stöße von Briefen, Schriftstücken und Druckschriften, die ungeordnet in ein paar Kisten und Blechkästen verpackt waren — alles dies hatte ‚Sylvia' samt ihrem ganzen Vermögen ihrer Lieblingsnichte Lize vermacht.

Siebenundachtzigjährig war das alte Fräulein Sylvain in dem Damenheim, in dem sie ihre letzten zehn Jahre gelähmt, aber frischen Geistes verbracht hatte, im Herbst 1908 gestorben. Für die Tagesereignisse, deren Echo selten in ihre vier Wände drang, zeigte sie in ihren letzten Lebensjahren wenig Interesse. „Die Frauen haben ihr Ziel erreicht," sagte sie wohl bisweilen mit dem alten, leise bitteren Stolz, der ihre Schutzwehr im Leben gewesen war. „Wir haben den Männern gezeigt, daß unsere Minderwertigkeit und die Notwendigkeit, uns im Abhängigkeitsverhältnis zu erhalten, nur in der Einbildung der Leute bestanden, denen männliche Bequemlichkeit und Herrschsucht diese Märchen eingepredigt hatte." Die gewaltigen Fragen des sozialen Lebens, die infolge der Gleichberechtigung der Frau mit ins Rollen gekommen waren, hatten die alte Kämpferin nicht mehr stark beschäftigt, so daß die Doktorin wohl manchmal sich eingestand, daß ‚Sylvia' noch gerade zur rechten Zeit gestorben war. Sie hatte noch erlebt, daß die Vorkämpferinnen sich für alle Beschimpfungen und Verdächtigungen, denen sie während ihres langen Ringens sich ausgesetzt sahen, durch die Krönung ihres Lebenswerks entschädigt fanden... Den vielleicht unvermeidlichen Rück-

schlag, das Abflauen der hochaufgeflammten Begeisterung, die Vergnügungssucht und die Gleichgültigkeit, die sich der Siegerinnen langsam zu bemächtigen begannen, hatte sie nicht mehr ansehen müssen ...

Gern vergaß die alte Ärztin die schweren Fragen, die die neue Zeit an sie stellte, wenn sie sich jetzt in die alten Papiere vertiefte, aus denen die ersten Jahre so heftiger leidenschaftlicher Kämpfe wieder deutlich vor ihren Augen auflebten. Da fand sie etwas schwärmerische Briefe voll Überschwang in dem damals beliebten feierlichen und jetzt so fremdartig berührenden Ton. Schreiberinnen waren allerhand junge Frauen und Mädchen, die Sylvia ihre feurige Zustimmung aussprachen, die Sylvias Rat in den Schwierigkeiten ihrer Berufswahl, ihre Hilfe im Kampf gegen hartköpfige Eltern erbaten. Lize Wijsman wußte noch genau, mit welcher sorgsamen Hingebung ihre Tante Miebetje alle diese Zuschriften in ihrem stets ein wenig an das Französische anklingenden Satzbau und mit ihrer eckigen Schrift zu beantworten pflegte. Aber auch Briefe von erzürnten Vätern und Müttern waren dabei, von empörten Brüdern, von erbitterten Verlobten. So ein ganzes Schriftbündel von dem Baron Beudet, dem Vater der später so berühmt gewordenen Sängerin Eugenie Beudet, worin die Wendung vorkam: „Lieber sähe ich mein armes Kind im Sarge als auf den Brettern."

Auch ein kurzes, hochfahrendes Schreiben des Obersten Immerzeel fand sich vor. Eine Schande sei seinem Sohn und in ihm dem ganzen Offizierskorps seiner Majestät dadurch angetan, daß Sophie Berkhout auf Sylvias Betreiben Klavierunterricht gab und sich dafür bezahlen ließ.

Alle diese Dinge waren feierlich, voll großer Leidenschaft und doch nicht ohne leise Lächerlichkeit. Wieviel bitterer Ernst hatte nicht in diesen Briefen nach Worten gerungen, wieviel Tränen waren nicht um sie geflossen ... Und jetzt war dies

alles zu einem gänzlich bedeutungslosen Wortgezänk zusammengeschmolzen! Die Doktorin hatte wohl das eine oder das andere Mal Puck oder Kitty einen dieser Briefe gezeigt, und das Ergebnis war Befremden und spöttisches Staunen in den jungen forschenden Augen; wenn eines der Mädchen einen dieser sorgsam gebildeten Sätze laut vorlas, deklamierte sie, als ob es Verse veralteter Dichter seien. Die Jugend begriff nichts mehr von dem bitteren Leid, das zu diesen Worten Anlaß gegeben hatte, sie las darin, als gälte es, Karikaturen aus längst entschwundenen Zeiten zu betrachten.

In einem besonderen und mit größerer Sorgfalt zusammengebundenen Päckchen fand die alte Frau auch die Briefe, die sie in den ersten Jahren ihres Studiums aus Amsterdam an die Tante geschrieben hatte. Beim Wiederlesen empfand sie eine angenehme leichte Spannung wie bei der Lebensgeschichte einer entfernten Bekannten. Hatte sie jemals so selbstbewußt auf die eigene Kraft vertraut und verbarg sich unter dem schwärmerischen Glaubensbekenntnis zu ihrer Berufung nicht bisweilen dieselbe jugendliche Selbstüberschätzung, die sie gelegentlich an ihrer Nichte Puck entdeckte und die ihr bei einer Frau besonders unangenehm war? „Gestern hatte Professor van Dongen beim Praktikum sich wieder ein paar Vexierfragen zurechtgelegt, und ich sah ihn seinem Assistenten listig zulächeln, als er mir die erste stellte. Aber ich schlug mich tapfer durch, so daß die jungen Herren auf den Bänken ringsum, die mich so gerne ausgelacht hätten, nicht auf ihre Kosten kamen.

Ich bin glücklich durch die Vorprüfung gekommen, liebe Tante Sylvia, und obgleich die Herren Professoren mir die Sache so schwer wie möglich gemacht haben, vermochte ich den Beweis zu erbringen, daß mein Gehirn ebenso gute oder vielleicht noch bessere Arbeit leistet als das der meisten Männer.“ Nicht immer freilich war der Ton so munter und ver-

trauensvoll gewesen. „Als ich heute morgen in das Sezierzimmer eintrat, hatten die tapferen Kollegen das Bein, mit dessen Muskeln ich mich zu beschäftigen habe, mit einem blauen Strumpf bekleidet, und als ich nachmittags in das Philosophiekolleg kam, stand der alte dumme Vers auf der Tafel zu lesen:

‚Kriegt die Jungfer keinen Mann,
Zieht sie blaue Strümpfe an.'

Ich bin ganz ruhig zur Tafel hingegangen und habe die Poesie ausgewischt, aber meine Knie zitterten dabei, und ich kriegte Tränen in die Augen, weil Gerrit van Doeveren in einer der ersten Bänke saß und mit über mich lachte."

In früheren Jahren hatte die Ärztin den festen Vorsatz gehegt, im Alter ihre Lebenserinnerungen zu schreiben. Das, was sie erlebt hatte, konnte ein denkwürdiges und treues Bild von einem halben Jahrhundert geben, in welchem die Stellung der Frau sich vollständig verändert hatte.

Sie hatte denn auch vor Jahrzehnten während eines Ferienaufenthalts einiges über ihre Studienzeit und über die schwierige Lage, in der sie sich als einer der ersten weiblichen Studenten befunden hatte, aufzuzeichnen begonnen. Immer war ihr Bestreben gewesen, mit strengster Vermeidung jedes Aufsehens ihren Platz zwischen den Herren der Schöpfung zu behaupten und ihrem Übelwollen, ihrer stets auf der Lauer liegenden Spottlust möglichst wenig Angriffsflächen zu bieten. Außerhalb der Kollegstunden hatte sie sich in der großen Stadt jahrelang einsam und verlassen gefühlt; täglich war sie kühler Abweisung oder mißbilligendem Erstaunen begegnet. Wie viele Frauen hatten ihr nicht unerbittliche Feindschaft bezeigt und sie eine Schande ihres Geschlechts genannt! Jahrelang hatte sie die übertrieben einfache, fast nonnenhaft strenge Kleidung

getragen, in der sie sich auf zahlreichen Karikaturen in Zeitschriften und Witzblättern abgebildet sah; sie hatte hierdurch auch äußerlich kundgeben wollen, daß sie nicht mehr zu ihren eitlen und genußsüchtigen Geschlechtsgenossinnen gehörte, die von den gewaltigen Gütern, um die der Streit des Jahrhunderts ging, nichts begriffen.

Der aufschlußreichste Teil ihrer Lebenserinnerungen wäre gewiß der gewesen, der die ersten Jahre ihrer ärztlichen Praxis behandelt hätte. Alle die Verdächtigungen, deren Opfer sie wurde, der zähe passive Widerstand der männlichen Berufsgenossen, die eine Frau nicht als gleichberechtigte Kollegin anerkennen wollten, das Mißtrauen der ersten Patientinnen, die ihr in ihrer Assistentenzeit zugewiesen wurden, der schroffe Ton, in dem zahlreiche Frauen ihre ärztliche Hilfe zurückwiesen, und der unverhohlene Spott, mit dem die Männer sie bei einer Arbeit beobachteten, die ihrer eingewurzelten Anschauung nach für eine Frau etwas Schimpfliches hatte! Ganz langsam, beinahe unmerklich, war die Wendung gekommen. Die Zahl der Frauen wuchs, die in ihre Sprechstunde kamen und ihr manche körperliche und seelische Qual anvertrauten, über die sie mit keinem Manne hätten sprechen wollen, und ebenso schloß sich eine zunehmende Anzahl begeisterter junger Mädchen an sie an, so daß endlich Hohn und Verachtung bewundernder Anerkennung den Platz räumten.

Als sie sich dann als Direktorin des großen Amsterdamer Krankenhauses sah, hatte sie den Kampf für ihre geistigen Ziele noch fortgesetzt mit einer Arbeitskraft und einer geistigen Beweglichkeit, die sie sich selbst nur mit Mühe mehr vorstellen konnte. Zahllose Aufsätze über die Frauensache waren in diesen Jahren in der Tagespresse und in Zeitschriften von ihrer Hand erschienen. Wie eine Welle der Begeisterung war es damals durch die Frauen der ganzen Welt hindurchgegangen, und

wenn auch, zumal in Holland, eine Gruppe übrigblieb, die noch immer die Schmähworte ‚Blaustrümpfe' und ‚Mannweiber' auf die Vorkämpferinnen der Emanzipation anwandte, so hatte dieser Spott die Kraft verloren, zu verwunden, und war vielmehr zu einem Stachel geworden, der den Kampf lebendig erhielt.

Merkwürdigerweise spürte sie indessen, je länger sie, von allen Amtspflichten befreit, im Hause ihrer Verwandten lebte, desto weniger Lust, die vor Jahren begonnene Niederschrift fortzusetzen. Lag der Grund etwa in dem fröhlichen unbeherrschten Gelächter, das Puck neulich angeschlagen hatte, als die alte Ärztin ihr das Bild aus der Zeit des Doktorexamens gezeigt hatte, da sie einen steifen Herrenkragen und ein unscheinbares schwarzes Kleid getragen hatte, in dem ihr Körper wie in einer Ofenröhre steckte? Oder in dem Eifer, mit dem Kitty allen ihren Freunden die Geschichte von dem blauen Strumpf, den man der Leiche auf dem Seziertisch angezogen hatte, als einen urgelungenen Witz erzählte? Oder in der lustigen Neugier, mit der alle Coornveltschen Kinder sich immer nach neuen Einzelheiten aus Tantes ‚Männerkrieg' erkundigten, wobei sie keinen Augenblick zu begreifen schienen, daß dies damals alles andere als ein ‚lustiger Krieg' gewesen war.

Bekümmerten sich die jungen Frauen und Mädchen überhaupt noch ernstlich um die Ergebnisse des so mühevoll errungenen Sieges? Sie nahmen ihre Freiheit als eine selbstverständliche Tatsache hin und vergaßen gänzlich, daß ihre eigenen Mütter und Großmütter in ihrer Jugend noch unfreie, mit tausend unsichtbaren Stricken gebundene Wesen waren; wenn sie selber eine eigene Tätigkeit ausübten, so taten sie es, weil dies nun einmal allgemeine Sitte geworden war, und nicht, weil sie darin das Geschenk der Befreiung erblickten.

Deutlich sah die Doktorin jetzt ein, daß für das junge Geschlecht der Kampf um die Gleichstellung von Frauen und

Männern eine längst abgetane Angelegenheit war. Und fast war sie geneigt, Lody und Pim recht zu geben, wenn die beiden nicht ohne verstimmten Überdruß behaupteten, daß die Frauen auf dem besten Wege seien, die Männer auf allen Gebieten aus dem Felde zu schlagen, und daß in der Liebe wie in ihrem Abbild, der Literatur, sich alles nur mehr um weibliches Denken, weibliches Verlangen, weibliche Begierden drehe.

Ach, vielleicht würden die Frauen und Mädchen die Geschichte ihres Lebenskampfes und schwer erstrittenen Sieges gar nicht mehr interessant finden. Wenn Puck oder Kitty sich mit ihren Freunden und Freundinnen unterhielten, ging es meistens über ganz andere Gegenstände her, über Buddhismus und Theosophie, über Psychoanalyse, Geburtenbeschränkung, Couésche Heilmethode und Spiritismus, wovon man dann mit einem kaum merklichen Übergang zu dem neuesten amerikanischen Tanzschlager, dem bevorstehenden Tenniswettstreit und der gewichtigen Frage hinüberwechselte, ob die Haare und Röcke der Frauen in der bevorstehenden Gesellschaftssaison noch kürzer werden sollten ...

Seufzend packte die alte Ärztin ihre Briefe und Papiere, die den halben Tisch einnahmen, wieder zusammen; ihre eigenen in das alte ehrwürdige Schreibkästchen, auf dem Großvater Coornvelt vor beinahe einem Jahrhundert seine Gedichte geschrieben hatte, die anderen in Miebetje Sylvains große feuersichere Kiste. Auch Dorothee, mußte sie sich mit traurigem Kopfschütteln eingestehen, schien für diese so aufschlußreichen Dokumente einer tief- und starkbewegten Zeit wenig Interesse mehr zu besitzen; als sie Tante Miebetjes um die Mitte der siebziger Jahre erschienene, in ihrer Zeit soviel umstrittene Broschüren hervorholte, hatte Dorothee ein fast mitleidiges Lächeln nicht unterdrücken können. „Wie seltsam, Tante Doktor, daß die Menschen sich damals so über diese Dinge auf-

geregt haben; glaubst du nicht auch, daß alle natürlichen Entwicklungen auch ohne unsere Heftigkeit und Wichtigtuerei ebensogut zustande kommen, und daß wir uns in der Hauptsache aus Vielgeschäftigkeit und persönlicher Eitelkeit so gewaltig ins Zeug legen, auch wenn wir uns die edelsten und uneigennützigsten Beweggründe einbilden?"

Die alte Frau konnte bei dem Gedanken an Dorothees ungewohnte Mutlosigkeit, an die schmerzliche Selbstverspottung, die aus so manchen Bemerkungen der Nichte herausklang, einer tiefen Unruhe und Betrübnis nicht Herr werden. Sie erkannte die kraftvolle selbstsichere Persönlichkeit ihrer Schülerin kaum wieder. Aber durfte sie um ein Vertrauen bitten, das man ihr nicht freiwillig schenken wollte? Daß Steven sich ein bißchen viel mit diesem Mädchen aus der Fremde abgab, daß er fast jeden Tag mit Millicent im Haag Tennis spielte, konnte doch nicht der wahre Grund einer so tiefgehenden Verstimmung sein? Schließlich war Steven der Vater erwachsener Kinder, auch wenn seine Zuneigung zu dem jungen Mädchen ein wenig über das rein Väterliche hinausging. Dorothee hatte sich ja immer dafür ausgesprochen, daß Eheleute einander Freiheit lassen sollten. Aus ihrer langen Praxis war es der Ärztin wohlbekannt, daß die Jahre zwischen fünfundvierzig und fünfzig für eine Frau besonders schwer waren; aber das beste Mittel gegen das Nachlassen der Spannkraft und gegen Anwandlungen von Schwarzseherei war doch stetige angespannte Arbeit.

„Liebe gute Tante!" Ellys weiche, ein wenig schläfrige Stimme weckte sie aus ihrem Grübeln. „Jetzt haben all deine alten Briefe wieder traurige Erinnerungen in dir wachgerufen. Ich sehe es an deinen Augen." Das Mädchen war aufgestanden und schmiegte sich an die Stuhllehne der alten Frau. Ihre warmen jungen Hände streichelten die alten runzligen, die gefaltet auf dem schwarzen Kleide lagen. Die Doktorin gab sich

einen Ruck und saß kerzengrade. „Der Müßiggang tut mir nicht gut, der macht einen schwach und empfindsam," rief sie, als ob sie sich verteidigen müßte. „Am besten geht es uns, wenn wir so viel zu tun haben, daß uns kein Augenblick übrigbleibt, um in unseren Gedanken herumzubohren."

„Das hat Mutter auch immer gesagt," bemerkte das Mädchen nachdenklich, „harte Arbeit, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, das sei der größte Segen. Arbeit hat Mutter augenblicklich mehr als genug, und doch... Vielleicht ist es ganz gut, wenn wir mal drüber sprechen, Tante Doktor... Mutter ist nicht glücklich..."

„Was ist denn geschehen, was kann denn der Grund sein?" Die Frage kam der alten Frau nicht leicht über die Lippen, da sie die Scheu, mit Dorothees Tochter, einem jungen Mädchen, von solchen Dingen zu reden, nur schwer überwand.

Elly schien indessen dieses ängstliche Zögern kaum zu bemerken. Ihre Stimme klang fast geschäftsmäßig nüchtern. „Es ist natürlich wegen Vater, weil der wieder einmal eine Liebschaft hat, und diesmal scheint es viel ernsthafter als sonst zu sein."

Wie ein Stich ging es durch die alte Frau. Ihre erste Regung war, der Nichte das Weiterreden zu verbieten.

„Aber, Kind," rief sie dann abweisend. Mit Mühe suchte sie nach Worten. „Wie kommst du auf so etwas... Dein Vater ist ein ruhiger und gereifter Mann... Bedenke doch seine Jahre!"

Elly zog die blonden Brauen schmerzlich zusammen. „Das ist es gerade," stellte sie fest. „Puck und ich haben neulich uns darüber ausgesprochen; sie meint, daß so etwas bei Männern in seinem Alter häufig vorkommt, und daß es dann sehr schlimm ist... Sie sagte, glaube ich, daß ein Mann dann das verdrängte Sehnsuchtsbild seiner Jugend sucht."

„Gott im Himmel," murmelte Elize Wijsman vor sich hin, Steven mit seinen grauen Haaren, Vater von soviel erwachsenen Kindern ... jetzt wieder einmal verliebt und diesmal ernster als gewöhnlich ... Dorothee, die schweigend litt und duldete und geschehen ließ ... die Kinder, die den Fall fast naturwissenschaftlich besprachen, als das Anzeichen einer Veränderung, die mit dem Altwerden unvermeidlich verbunden sei ... Wieder tönte das unlustige Liedchen Professor Spitmans von dem Narrenaufzug mit Musik, zu dem das Leben ausgeartet sei, durch ihr Ohr und Hirn.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

DAS LOCH IN DER RECHNUNG

Die Doktorin hatte Dorothee zu einer Sitzung der Zweiten Kammer begleitet. Sie hatte sich darauf gefreut, bei der Rede ihrer Nichte über die von der Rechten geforderte Entlassung der verheirateten Beamtinnen zugegen zu sein. Außerdem war es die erste Gelegenheit für sie, ihre Verwandte in ihrer neuen Eigenschaft als Abgeordnete zu sehen und zu hören. Während sie mit ihrem etwas mühsamen straffen Schritt auf dem stillen Binnenhof auf und ab ging und auf Dorothee wartete, die nach Schluß der Sitzung noch eine Besprechung mit einem Parteifreunde zu erledigen hatte, gestand die alte Frau sich sehr wider ihren Willen ein, daß die Rede für sie eine bittere Enttäuschung bedeutete. Gewiß war es, wie sich dies bei ihrer Nichte von selbst verstand, eine auf reicher Tatsachenkenntnis in klarer Übersichtlichkeit aufgebaute Auseinandersetzung gewesen, die sie mit deutlicher und geschulter Stimme vorgetragen hatte, aber vergebens hatte sie die eindringliche Wärme einer unerschütterlichen Überzeugung, die Leidenschaft eines Menschen zu ver-

nehmen gehofft, der ein teures Gut gegen räuberische Hände verteidigt. Mit dieser Rede konnte man keinen einzigen Politiker von seiner festgewurzelten Überzeugung losreißen! So war denn auch die Stimmung der Kammer gänzlich matt und unbewegt geblieben, und als unmittelbar nach Dorothee ein Redner der Antirevolutionären zu Worte kam und mit erbittertem Eifer die alten verschlissenen Anschauungen, daß die Frau für die Familie da sei und hier ihren von Gott angewiesenen Platz finde, des langen und breiten vorbrachte, empfand die alte Ärztin, daß Dorothee nicht ganz unrecht gehabt hatte, als sie in einer Anwandlung von Mutlosigkeit ihr politisches Wirken für einen völligen Fehlschlag erklärte und versicherte, bei den nächsten Wahlen sich bestimmt nicht wieder aufstellen lassen zu wollen.

„Wenn man für eine Sache eintreten will, muß man doch zunächst felsenfest von ihr überzeugt sein," hatte sie damals ausgerufen. „Und ich befinde mich gegenwärtig in dem Zustande, daß ich überhaupt an nichts mehr glauben kann und am allerwenigsten an meinen eigenen Beruf zum politischen Kampfe. Mehr und mehr bin ich zu der Ansicht gekommen, daß alle großen Veränderungen in der Welt gar nicht so sehr durch den Eifer von Leuten, die sich mit Sozialreform abgeben, beschleunigt werden, und daß sie vielmehr aus dem Leben selber erwachsen, sobald die Zeit dafür reif ist. Wir reden uns so gern ein, daß all unser Bekenntnismut und Bekehrungseifer nur der heiligen Sache dient, wobei wir im Unterbewußtsein meistens aus Eitelkeit oder dem Verlangen nach größerem Einfluß und ganz gewiß aus anderen Beweggründen handeln als aus denen, die wir uns selbst vors Auge malen!"

‚Im Unterbewußtsein.' Dieses eine Wort hatte Elize Wijsman verraten, was die Glocke geschlagen hatte. Da war sie wieder, die Krankheit der Zeit, dieses Herumwühlen im tiefsten

Untergrund der menschlichen Seele, das Puck, Lody und ihre Gesinnungsgenossen ‚Selbstuntersuchung' nannten. ‚Psychoanalyse', so hatte Puck erst gestern wie vom Katheder herab verkündet, ‚ist die Religion des Zukunftsmenschen.'

War auch Dorothee ein Opfer dieser um sich greifenden Seuche geworden, die jeden festen Glauben an die eigene Persönlichkeit zermürbte? Früher war ihre Nichte unbeirrt ihren geraden Weg gegangen; ihr Wirken für das große Ganze hatte sie unbedenklich dem kleinen Privatleben in der Familie vorangestellt. Aber in neuester Zeit brachten einige Äußerungen Dorothees ihre Tante auf den Gedanken, die bisher so Entschlossene grüble beständig über die Ursachen der Verminderung des Einflusses, den sie auf ihre Kinder ausübte, nach. „Hätte ich sie früher an häufigere und offenherzigere Aussprachen gewöhnt, dann würde Kitty sich vielleicht an mich um Rat und Hilfe wenden und nicht hartnäckig und unbelehrbar ihren eigenen Willen durchsetzen wollen... Wir haben es den Kindern selber beigebracht, in uns nur mehr gleichstehende Kameraden zu sehen... Hätten wir nach althergebrachter Weise Respekt und Gehorsam gefordert, dann wäre es Lody vielleicht gar nicht eingefallen, so feindselig gegen seinen Vater aufzutreten..."

Natürlich hatte die alte Frau ihre Nichte ausgelacht. Als ob nicht immer der Wille der Kinder ein anderer gewesen wäre als der der Eltern, als ob die Offenherzigkeit zwischen Müttern und Töchtern früher größer gewesen wäre, als sie den ganzen Tag im selben Zimmer saßen! Allmählich gewann es den Anschein, als ob ein Teil der jungen Generation nach dem Gesetz des Rückschlags auf einmal ihr Heil wieder bei den Einrichtungen der guten alten Zeit suchen wolle. Da war es vielleicht denn doch notwendig, daß sie sich hinsetzte und ihre Lebenserinnerungen zu Ende schrieb?...

Unter solchen bohrenden Gedanken war die Doktorin schon mehrmals den stillen sonnebeglänzten Platz auf und ab gegangen und hatte, allmählich müde werdend, nach der Tür ausgespäht, durch die ihre Nichte herauskommen mußte. Jetzt aber sah sie die Ersehnte plötzlich mit schnellen federnden Schritten auf sich zukommen; ihr zur Seite ging ein stattlicher hochgewachsener Mann, mit dem sie sich in einer lebhaften und augenscheinlich von Scherzen gewürzten Unterhaltung befand. So sieht sie wieder ganz jung aus, sagte sich die alte Frau überrascht, so vermag sie doch noch jeden Mann, an dessen Urteil ihr liegt, zu fesseln ...

Nach einer eiligen Entschuldigung ergriff Dorothee den Arm ihrer Tante und stellte ihren Begleiter vor. Lize Wijsman hörte einen Namen, der in der politischen Welt den besten Klang hatte, und glaubte geschmeichelt zu spüren, daß die angenehme Überraschung auf beiden Seiten war; der Parteiführer schlug vor, rasch noch zu dritt einen Tee zu nehmen. Der Amsterdamer Zug, mit dem er in seine Heimatstadt zurück mußte, ging erst um sechs Uhr.

Auf dem Wege und dann in dem anheimelnden Teeraum der Korte Poten setzten Frau Coornvelt und der Abgeordnete ihr eifriges Gespräch fort; die alte Doktorin hörte mit Genuß zu, und ihre halbeingeschlafene Lust am Debattieren lebte wieder auf. Wie brennend gern hätte sie sich an dem fesselnden Gespräch beteiligt, manche Worte und Einwände, die Dorothee nur mühsam und zögernd zu finden schien, brannten ihr auf den Lippen! Aber sie war ja eine Greisin, und alte Leute zählten heutzutage nicht mehr mit, sie waren, nach Pims liebenswürdigem Ausdruck, ‚ausrangiert'; jedenfalls schien der berühmte Politiker, der bei der Vorstellung ein so schmeichelhaftes Interesse kundgegeben hatte, jetzt keinen Augenblick daran zu denken, daß auch die alte Doktorin Wijsman Er-

fahrungen und Meinungen zum besten geben könne, denen zuzuhören wohl auch für einen Vielbeschäftigten lohnen mochte. Die liebe Eitelkeit?... Nun ja, von diesem Fehler war wohl niemand gänzlich frei...

Die Ärztin suchte notgedrungen nach einer anderweitigen Beschäftigung. So rückte sie sich die goldgeränderte Brille zurecht und begann das Publikum in dem Laden der Köstlichkeiten zu mustern, die festlich aufgeputzten, selbstbewußt sich umschauenden und einander kritisierenden Frauen, die kichernden Kinder, die verliebten Paare! Überall saßen Menschen, die für allerhand leichte Vergnügungen reichlich Zeit hatten, eine ganz andere Art von Leuten als die, mit denen sie in ihrem mit Arbeit und Pflichten mehr als ausgefüllten Leben in Berührung zu kommen pflegte. Sogar ältere ergraute Herren vertaten hier Zeit und Geld bei Fruchteis und Torte. Die Zeit, in der das Schlecken von Süßigkeiten mit der männlichen Würde unvereinbar galt, war offenbar längst vorbei...

Der Herr dort hat eine Ähnlichkeit mit Steven — unbestimmt stieg der Gedanke in ihr auf, als sie einen kraftvollen ergrauten Kopf erblickte, der zu einem Reitanzug neuesten englischen Schnittes gehörte. Im gleichen Augenblick empfand sie es wie einen Stoß, eine Mischung von Beschämung und Abscheu, so daß sie am liebsten aufgesprungen und weggeeilt wäre — es war Steven, der ihr halb den Rücken zuwendete und sich zu einem jungen lachenden Mädchen hinüberbeugte, mit dem er sich ersichtlich in einem mehr als herzlichen Gespräch befand. Ein schneller Blick überzeugte die alte Frau, daß ihre Nichte noch nichts wahrgenommen hatte; Dorothee unterhielt sich ruhig und lächelnd mit ihrem Parteifreunde weiter... Aber in wenigen Minuten mußte der Abgeordnete sich verabschieden und dann war es fast unvermeidlich, daß Stevens Frau die entsetzliche Entdeckung machte... Die Ärztin war vor Schrecken

fast außer Fassung. Ein Mann in seinen Jahren, verheiratet, der in voller Öffentlichkeit und ersichtlich durchaus unbefangen hier in lebhaftem Liebesgespräch mit einem jungen Mädchen saß! Denn daß er bis über die Ohren verliebt war und sein Gefühl nicht zu beherrschen vermochte, ging aus der Art und Weise hervor, wie er immer wieder ihre Hand ergriff und sich vorbeugte, um recht tief in ihre Augen zu schauen. Um nichts und niemand in seiner Umgebung bekümmerte er sich, nur um dieses hübsche lachende Kind. Der Gedanke, daß Bekannte ihn an diesem allgemein zugänglichen Orte sehen konnten, kam offenbar gar nicht in ihm auf. Jetzt wendete das Mädchen sein Gesicht halb um, und sofort wußte die alte Dame, daß es Millicent war. Sie erinnerte sich, daß sie im Coornveltschen Hause das junge Mädchen einmal als Gegenüber gehabt hatte; sie erkannte das hübsche scharf geschnittene Gesicht mit den grauen, wasserhell kühlen Augen, die alles zu beobachten schienen, und mit besonderer Deutlichkeit die Stimme, die in ihrer beständigen, absichtsvoll gesteigerten, lebhaften aber seelenlosen Fröhlichkeit ihr damals während des ganzen Abends mit zweifelloser Sicherheit verraten hatte, daß dieses Mädchen vor aller Welt und am meisten vor sich selber Komödie spielte. Nichts — das war schon damals ihr unbeirrbarer Eindruck gewesen — war an diesem eleganten Geschöpf noch echt und gefühlsmäßig geblieben. Die bis zu täuschender Natürlichkeit einstudierten Gebärden, die berechnend jungenhafte Nachlässigkeit der Wortwahl und des Sprechtons, alles war feinste überlegteste modernste Frauenkunst. Zu sich selber hatte die Ärztin damals gesagt, daß sie dieser Art von Mädchen, so sehr Steven und Dorothee damals die unermüdliche geistige Energie der jungen Hausgenossin zu bewundern schienen, nie ein anderes Gefühl als heftige triebhafte Abneigung würde entgegenbringen können.

Millicent trug ebenso wie ihr entfernter Verwandter ein Reitkleid nach Herrenart; sich ganz, wie er, gehen lassend, streckte sie die in hohen gelackten Reitstiefeln steckenden Füße weit auseinander. Den Reithut hatte sie abgesetzt und ganz nach Männerart fuhr sie sich gelegentlich durch das ziemlich kurz geschnittene und über dem hohen weißen Doppelkragen im Nacken sogar ausrasierte Haar. Ihre Eigenschaft als Frau verriet, da auch ihre Finger durchaus knabenhaft erschien, nur die weiße schlanke Hand, an der ein sehr großer von Brillanten eingefaßter Smaragd glänzte. An sich kam der alten Frau dieser Typus eines neuartigen Mädchens, wie sie jetzt mit einer kühnen Gebärde ihre Zigarette an der ihres Begleiters in Brand setzte, wie eine lächerliche Angelegenheit vor. In dieses ... Zwitterwesen verliebte sich ein vernünftiger und erfahrener Mann wie Steven, der schon graue Haare bekam? Aber dann sah sie, wie ihr Gesicht sich dem seinigen dicht näherte, wie die kühlen hellen Augen seinen verliebten Blick halb lockend halb peinigend festhielten, bis in seinem gebräunten und verwetterten Gesicht heiße Feuersglut aufstieg und wie sie dann blitzschnell ihre Finger auf seine Lippen und dann auf den eigenen blutrot gefärbten Mund drückte. Eine Mischung von Scham und Ekel kochte in der alten Frau auf und zwang sie, den Blick abzuwenden ... Es war ja fast unvermeidbar, daß Dorothees weit jüngere Augen im nächsten Augenblick entdeckten, was selbst den ihrigen nicht entgangen war ... Gewiß wußte Dorothee sich zu beherrschen, und die Zeit war längst vorbei, in der Frauen öffentlich außer sich gerieten oder in Ohnmacht fielen, aber wie würde sie diese Erschütterung ertragen können!

„Das beste wird also sein, wir bringen zum zweiten Absatz des vierten Artikels einen neuen Verbesserungsantrag ein." Die Ruhe, mit der ihre Nichte diese sachliche Schlußbemerkung zu dem aufstehenden Parteigenossen machte, täuschte Elize

keineswegs darüber, daß Dorothees Augen jetzt wie gebannt an dem in der Ecke sitzenden Paar hingen. Dorothee sah also, wie Steven verliebt und zärtlich mit dem Mädchen redete und wie sie mit halb neckischer halb liebkosender Gebärde seine ergrauenden Haare streichelte.

Beim Abschied hielt der Abgeordnete Frau Coornvelts Hand lange in der seinen, aus dem Ton seiner Stimme sprach herzliche Zugetanheit, und sie blickte zu ihm mit ihrem ruhigen beherrschten und sogar von einem leicht spöttischen Unterton nicht freien Lächeln auf... Kaum aber hatte der Parteiführer den Rücken gewendet, so nahm sie mit fahriger Eile Handschuhe und Aktenmappe zusammen und trieb ihre alte Begleiterin zum Aufbruch: „Wir wollen so schnell wie möglich weggehen, ich finde, die Luft ist hier zum Ersticken."

„Dorothee... wäre es nicht besser, wäre es nicht das verständigste, du wartest, bis er dich auch erblickt, damit die beiden sehen... daß du genau Bescheid weißt...!"

Dorothee erblaßte bis zu den Lippen, aber ihr Gesicht verstraffte sich zu einer Maske unnahbarer Überlegenheit. „Glaubtest du etwa," verneinte sie, sich die Handschuhe anziehend, mit einem Lachen, in dem unendliche Bitternis lag, „daß es das erstemal ist, wo ich zeigen kann, daß ich ‚genau Bescheid weiß'? Sie treiben es doch nicht im geheimen, sie sehen nichts darin, dessen sie sich schämen müßten. Die Leidenschaft ist heutzutage das Höchste, und man ist es seiner Persönlichkeit schuldig, seine Leidenschaften auszuleben."

An diesem Abend kam es endlich zu einer vertraulichen Aussprache zwischen den beiden Frauen. Dorothee hatte sich beim Essen entschuldigen lassen, obgleich zwei Gäste zugegen waren, Ellys Bräutigam, der unangemeldet für ein paar Stunden nach Leiden gekommen war, und ein langlockiger und ein wenig un-

gepflegter Gesinnungsgenosse Lodys, der den guten Tafelsitten überlegene Geringschätzung, desto offensichtlichere Bewunderung aber den jugendlichen Reizen Kittys entgegenbrachte. Steven legte beim Essen eine absichtsvolle Munterkeit an den Tag und gestattete sich, im Scherz zu fragen, an welchen der Herren Abgeordneten Tante Doktor ihr Herz verloren hätte, da sie beständig zerstreut und nachdenklich dasaß. Die alte Dame zog es in ihrer Verstimmung vor, im Schweigen zu verharren, wogegen Puck sich die spitzige Anmerkung nicht versagte, verliebte Leute beschäftigten sich in ihren Worten und Äußerungen immer mit dem Gegenstande, von dem ihr eigenes Denken nicht loskönne, ein Ausspruch, der sowohl bei Steven wie bei Pim schallendes Gelächter hervorrief. Elize war froh, als sie das Gartenzimmer, in dem schon die früheren Geschlechter der Coornvelts ihre Mahlzeiten genommen hatten, verlassen konnte. In den ersten Wochen ihrer Anwesenheit hatte sie den freien Gesprächston, die Gewohnheit, die schwierigsten und persönlichsten Lebensfragen mit geschäftlicher Nüchternheit oder leichtem Scherz abzuhandeln, als einen Beweis des guten Einvernehmens und des klaren in der Familie herrschenden Geistes hingenommen; jetzt empfand sie die innere Unhöflichkeit, den Mangel an Schonung der Empfindungen des Nebenmenschen, der sich darin aussprach, als etwas Unerträgliches. Hatte nicht Toon Wegerif, Ellys Bräutigam, sich lebhaft und eifrig an dem Gespräch beteiligt, das Puck und Lodys Freund über die Notwendigkeit führten, daß ein Mädchen ebensowohl wie ein Mann vor der Ehe ‚etwas vom Leben erfahren haben müßte' ... Und hatte nicht Ellys plötzliche Blässe ihr bewiesen, wie peinlich dem stillen häuslichen Mädchen diese Wendung des Gesprächs war?

In Dorothees Zimmer, das die Ärztin nun betrat, brannte kein Licht. Beide Fenster waren hochgeschoben und ließen die

Dämmerung des Sommerabends herein, doch stand das schmale gegen die Wand gekehrte Bett fast im Dunkeln. Die alte Doktorin setzte sich an das Kopfende und suchte mit einer zur Gewohnheit gewordenen Bewegung Dorothees Puls. Dann aber schlossen sich ihre kühlen Finger fest und weich um die schwer und unbeweglich auf dem Deckbett liegende Hand, und langsam gewann Dorothee ein Gefühl, als ob von dieser herzlichen stillen Berührung ein lebendiger Strom durch ihren müden und entkräfteten Körper ginge und die Spannung in ihrem hämmernden Kopfe, wo bitterscharfe Gedanken und überlegene Verachtung einen zähen Kampf gegen die heranrollenden Wellen der Verzweiflung führten, nachließe...

Ganz langsam kam die Empfindung auf, daß doch nicht alles mehr so hoffnungs- und trostlos war, eine Empfindung, die nur von der schweigenden Anwesenheit der stillen schwarzen Gestalt lebte, die die Ruhe und Geduld eines Menschen verkörperte, der mit dem Lächeln des Weisen auf den atemlosen Wettlauf um Liebe, Glück, Ruhm und Erfolg längst verzichtet hatte. Aus dem Wirrsal quälender Fragen bahnten sich endlich Dorothees Worte ihren Weg: „Ach, Tante Doktor, wäre ich nur auch schon eine alte Frau... Wenn das nur um Gottes willen mit einem Schlage geschehen könnte! Alt werden, sich beiseite geschoben sehen — gut, aber muß sich das in einer Quälerei von Jahren und Jahren vorbereiten? Daß man jeden Tag von neuem fühlen muß, man zählt je länger desto weniger mehr mit, Jugend und Schönheit bekommen einen immer größeren Vorsprung, und all die Dinge, für die man mit seinem Herzblut gekämpft hat, mit denen man sein Leben ausfüllen konnte, entgleiten uns, weil wir nicht länger den Mut haben, auf unsere eigene Kraft zu vertrauen, weil die Überzeugung nicht mehr da ist, daß der Weg, den wir eingeschlagen haben, wirklich der gute gewesen ist.

Hast du dies fürchterliche innere Ringen niemals gekannt, Tante ... du bist ja immer so ruhig und beherrscht, hast du niemals deine Hände in Verzweiflung nach der Jugend ausgestreckt, die vorbeizog, hast du niemals den Schrecken empfunden vor der Einsamkeit des Alters, wenn man dann von nichts mehr zehren kann als von einem armseligen Bündel Erinnerungen?"

„Nein," erwiderte Elize Wijsman, indem sie bedächtig den Kopf schüttelte, „so in Verzweiflung und gegen meinen Willen bin ich nicht alt geworden, vielleicht, weil ich bei all meiner Fortschrittlichkeit doch noch zu der alten Generation gehörte und weil ich im tiefsten Innern immer gewußt habe, daß der Mensch sein dauerndes Glück doch nur in geistigen Werten finden kann. Die Menschen in der heutigen Zeit haben die Kunst des Altwerdens verlernt, Dorothee, die Weisheit des Verzichtenkönnens, die Erkenntnis, daß es auch in unserem Leben eine Zeit des Blühens und eine Zeit des Welkens geben muß."

„Vielleicht verausgaben wir heutigen Menschen unsere ganze Lebensweisheit, um uns gegen unser eigenes besseres Wissen jung zu erhalten ..."

„Mitunter," bemerkte die Doktorin, „habe ich den Eindruck, daß heute die jungen Leute schrecklich alt sind und die Alten sich krampfhaft anstrengen, jung zu erscheinen. Ist Lody nicht, wenn man ihn mit seinem Vater vergleicht, ein alter furchtbar verständiger und abgeklärter Mensch? Hat Puck nicht viel mehr festgewordene Lebensansichten als du? Haben die jungen Leute nicht bereits einen Überdruß an all den Vergnügungen, die man früher als das Vorrecht der Jugend betrachtete, und laufen die älteren nicht denselben Vergnügungen mit einer Hartnäckigkeit nach, über die man lachen könnte?"

„Stellst du da allgemeine Betrachtungen an," frug Dorothee mit bitterem Auflachen, „oder meinst du Steven damit, wenn

du von den kindlichen Vergnügungen sprichst, denen die älteren Leute mit so lächerlichem Eifer nachjagen?"

„Allerdings meine ich Steven. Komm, Dorothee, du hast einen so weiten Blick über Menschen und Dinge, du mußt auch einmal versuchen, die Sache von einem großen Gesichtspunkt anzusehen. Ich gebe gerne zu, als ich ihn da eben mit dem Mädchen zusammen vor Augen hatte, da war ich auch grenzenlos aufgebracht und empört, aber wenn man die Sache einmal klar und nüchtern anschaut, wir wissen doch beide ganz genau, daß fast bei allen Männern solche... nun sagen wir, solche Anwandlungen vorkommen — und gerade heute, wo beinahe jedes Mädchen alles tun und lassen kann, was es will, da muß ein Mann doch wohl sehr fest mit seinen Grundsätzen verwachsen sein..."

„Liebe beste Tante..."—Wieder lag in dem Ton der Nichte etwas von dem mitleidig überlegenen Besserwissen, das der alten Frau so grenzenlos zuwider war. „So einfach, wie du es dir vorstellst, liegen die Dinge nicht... Selbstverständlich hat Steven wohl schon mehr solche ‚Anwandlungen' gehabt, und ebenso selbstverständlich habe ich es dann zu wissen bekommen. Denn er ist nun einmal viel eher ein großes Kind als ein mit allen Hunden gehetzter Lebemann... Und ich habe die Sache auch ‚von großen Gesichtspunkten aus' zu behandeln versucht und habe mir als moderne Frau selber vorgepredigt, daß Eifersucht in der Ehe ein herabziehendes Element bedeutet, das ich aus meinem Hause mit allen Kräften fernhalten müsse. Als die Geschichte anfing, habe ich sie auch als eine Anwandlung betrachten wollen. Millicent wohnte bei uns im Hause, und eine Zeitlang brachte sie mir eine Bewunderung entgegen, die vielleicht übertrieben, aber darum wohl nicht unecht war. Keinen Augenblick habe ich damals daran gedacht, daß der lustige Flirt, den sie mit Steven anfing, bitterer Ernst wer-

den könne. Plötzlich wollte sie mit Gewalt aus unserem Hause weg, und bald darauf merkte ich, daß Steven regelmäßig mit ihr im Haag Zusammenkünfte hatte. Es ist jetzt schon ein paar Monate her, ein paar Wochen, ehe du zu uns kamst, hat er mir, ganz ruhig und als ob es sich um ein Geschäft handle... die Scheidung vorgeschlagen. Er sah in dem Mädchen bereits seine Frau, die ich ja nur mehr dem Namen nach sei; unsere Ehe habe also nur mehr die Bedeutung einer äußeren Form, und da ich ja in meinem ganzen Leben viel weniger Wert auf Formen gelegt habe als er selber... Er ist ja ein solcher Optimist. Was er gerne möchte, das sieht er schon vor sich, und so zweifelte er nicht im geringsten daran, daß ich mich ohne viel Beschwerden in die ‚notwendig gewordene Änderung' fügen würde. Selbstverständlich sollten wir gute Freunde bleiben und uns beständig über alles, was die Kinder anginge, gegenseitig auf dem laufenden erhalten...

Und da, da habe ich zuerst erfahren müssen, Tante Doktor, wie wenig man sich doch selber kennt, wie unter der dünnen Decke meiner verstandesmäßigen Erkenntnisse, unter all den Anschauungen, die ich mir als aufgeklärte moderne Frau zu eigen gemacht hatte, etwas anderes in mir lebt, das viel stärker ist... Urtriebe, über Jahrhunderte hin ererbte Gefühle, und daß dieses andere, wenn es darauf ankommt, alle die stolzen Gebäude unseres Geistes wie Kartenhäuser umwirft. Ich konnte mich dazu nicht entschließen, ich, die ich immer ausgerufen habe, daß nur ein freiwilliger Lebensbund sittlichen Wert hat, die ich immer für die Freiheit eingetreten bin, die der Mann bei der Frau und die Frau beim Manne ehren und wahren müsse... Ich konnte einfach nicht alles aufgeben, an das ich so vertrauensvoll geglaubt hatte, alles, worin mein Leben seine Wurzeln fand, unser Zusammensein, das Heim, das uns und unsern Kindern gehört, die gute und feste Kameradschaft, die

immer zwischen uns gewesen ist. Ich konnte da nicht einfach auf die Seite gehen, die Geste würde ja sehr schön gewesen sein, aber ich konnte sie nicht machen ... Nun soll ich meinen Platz dieser andern überlassen ..."

Ihre Stimme, die bisher so beherrscht geklungen hatte, schlug in ein wildes Schluchzen um, sie warf sich auf die abgewandte Seite des Bettes; leidenschaftlich wehrte ihre Hand die tröstende Berührung der alten Frau ab.

Widerstreitende Gefühle stürmten auf die alte Ärztin ein: Bestürzung, Empörung, hilfloses Mitleid. Dann aber erhob sich in einem vergessenen Winkel ihres Herzens eine Empfindung aus alter Zeit: bitterer Haß gegen ‚den Mann', den Herrscher, der nur an sich dachte, der nach Gutdünken das Dasein einer Frau zerbrach und der hierzu immer noch die Macht besaß, so frei und selbständig inzwischen die Frauen auch geworden waren! Und mit einer Wildheit, die ihr sonst fern lag, fuhr sie auf: „Aber warum denn nicht? Laß ihn doch gehen, Dorothee, laß ihn in sein Unglück rennen, wenn er durchaus will! Wenn er dir beweist, daß er deiner nicht wert ist, daß ihm ein oberflächliches Kind, an dem keine Faser rein und echt ist, viel mehr bedeutet als du! Du bist doch nicht die Frau, die sich so etwas ..."

Aber Dorothee hatte sich mit einem Ruck aufgerichtet; in dem einfallenden Mondlicht sah die alte Frau ihr schmerzverzogenes Gesicht und erschrak über die starre Verzweiflung, die in den großen grauen Augen lag. „Ich wußte, daß du so sprechen würdest, ich weiß, daß jeder dasselbe sagt, wenn er davon hört, und Steven singt auch das gleiche Lied: mein Leben sei ja so reich, so voll von wertvollster Beschäftigung, daß ich auf ihn nicht angewiesen bin ... und unsere Kinder seien so selbständig erzogen, daß die uns auch kaum mehr nötig hätten ..."

„Könntest du es nicht auch einmal von diesem Standpunkte ansehen? Ist schließlich eine Scheidung nicht besser als ein Leben, wo du beständig ganz denselben Erniedrigungen ausgesetzt bist wie heute nachmittag? Denn offenbar kümmern sich doch weder Steven noch sie irgendwie um deine Weigerung..."

Wieder schüttelte sie erregt den Kopf, so daß die ungeordneten Locken ihr in die Augen gerieten. „Ich kann es nicht! Ich komme von dem Glauben nicht ab, daß er selber, wenn erst der erste Rausch vorbei ist, seinen törichten Wahn erkennen wird. Wenn ich denken könnte, daß da ein wirkliches Glück für ihn liegt, etwas anderes als ein verzweifelter Versuch, noch einmal jung zu sein..."

„In letzter Zeit ist mir wohl der Gedanke gekommen," gestand die alte Frau zögernd, „ob nicht ein Mann wie er, so stolz er auch immer auf deine Leistungen war, schließlich in seinem Herzen mehr für eine ganz andere Art von Frauen empfindet, für das schmiegsame Kätzchen, das aus dem Gefühl heraus sofort weiß, was sie tun muß, um einen Mann zu bezaubern, ein Wesen, das den Mann nicht von der Seite seiner Arbeit her, sondern bei seinen Liebhabereien, Tanzen, Sport, Luxus, Mode in Angriff nimmt... jener Schlag von Frauen, von denen wir uns mit Entschiedenheit trennen wollten, die aber nun einmal noch immer ihren Reiz auf die Männer ausüben..."

„Meinst du, daß du mir damit etwas Neues sagst?" rief Dorothee in bitterem Ausfall. „Ich weiß es ja schon seit langem, ich habe es immer gewußt, schon zu Anfang unserer Ehe... Nur mir selber habe ich es nicht eingestehen wollen. O ja, wir wollten ein modernes Ehepaar sein, der Welt das Beispiel des neuen höheren Verhältnisses zwischen Mann und Frau geben, aber im letzten Grunde meines Herzens habe ich die Leere gefühlt, die bei ihm entstand, wenn ich in Versammlungen ging

oder ganze Abende auf meinem Zimmer an der Arbeit saß. Damit habe ich etwas von dem Besten, was zwischen uns lebte, preisgegeben, etwas, das durch keinen geistigen Triumph, keinen Erfolg zu ersetzen war. Ich habe mich jahrelang für einen bewundernswerten Ausnahmefall gehalten, weil ich soviel mehr leistete als andere Frauen, weil ich nicht in meinem Mann und meinen Kindern aufging; ich war so gern bereit, den Menschen Glauben zu schenken, die mir Weihrauch streuten, weil ich soviel für die Sache der Frau geschaffen habe.

Aber die Befreiung der Frau wäre wohl auch ohne mein Wirken zustande gekommen; der Kriegszustand gab den Frauen mit einem Schlage zehnmal soviel Freiheit, als die Kühnsten von uns gefordert hatten... Und was bleibt mir jetzt, wo ich alt werde, wo das Leben mir seine Rechnung vorlegt, wo ich sehe, wie wenig an einem politischen Erfolg gelegen ist, wo alles, was meinen Stolz ausmachte, mir wie trockener Sand durch die Hände gleitet? Vor ein paar Jahren habe ich deinen Freund Professor Spitman ausgelacht, als er mir sagte: ‚Ihr Frauen denkt, ihr seid jetzt am Ziel der Reise, aber eure größten Schwierigkeiten fangen jetzt erst an...“

Sie darf sich nicht beständig so aufregen, sie ist schon längst am Ende ihrer Kräfte, sagte sich die alte Frau, indem sie aufs neue Dorothees Puls unauffällig untersuchte; sie nahm sich vor, aus ihrer kleinen Reiseapotheke ein unschuldiges aber wirksames Schlafmittel zu holen.

„Ich weiß ganz genau,“ rief die jüngere Frau, die sich jetzt zu größerer Ruhe zwang, „daß du mir den echten weiblichen Mangel an Logik vorwerfen wirst, weil ich wegen meines eigenen verpfuschten Lebens über die ganze Frauenemanzipation den Stab breche. Aber mußt nicht auch du, die der Sache ganz unbefangen gegenübersteht, die das gelobte Land noch wie Moses vom Berge erblickt, mußt nicht auch du ein-

gestehen, daß es anders gekommen ist, als ihr alle gedacht habt, daß wir der Geister nicht Herr werden, die wir selber gerufen haben ... daß durchaus kein edleres und höherstehendes Frauengeschlecht herangewachsen ist, und daß die neue Ehe mit ihrer beiderseitigen Freiheit durchaus nicht besser ist als die alte, in der die Menschen wenigstens wußten, daß sie zueinander und zu ihren Kindern gehörten?"

„Zu der Ansicht wirst du mich nie bekehren." Die alte Ärztin vergaß jetzt, da ihre Schülerin sich gegen ihre heiligste Überzeugung auflehnte, ganz ihren Vorsatz, unter allen Umständen ruhig zu bleiben. „Niemand weiß so gut wie wir Ärzte, wieviel grenzenloses Elend die Frauen erdulden mußten, als es noch für eine Schande galt, sich scheiden zu lassen, als unzählige Frauen, weil sie sich selber nicht erhalten konnten, schweigend die Untreue ihrer Männer ertragen mußten ..."

Wieder lachte Dorothee, und wieder rief dieses Lachen bei der alten Frau ein schmerzliches Gefühl der Zurücksetzung hervor. „Und jetzt, wo sie nichts mehr ‚ertragen müssen', stehen sie jetzt soviel besser da? Wo eine Scheidung kaum eine größere Sache ist als ein Umzug oder ein Dienstbotenwechsel? Jetzt, wo wir über ‚Untreue' soviel weitere und bequemere Anschauungen gewonnen haben und von triebhafter Notwendigkeit sprechen, von der Natur des Mannes, die nach Abwechslung verlange, von der inneren Unsittlichkeit eines Vertrages, der für das Leben bindet! Glaubst du, daß die zahllosen Frauen, die jetzt bei der ersten ernsteren Uneinigkeit ‚ihre Freiheit zurückfordern', damit den Schlüssel des Glücks in der Hand haben? Glaubst du, daß sehr viele es noch einmal tun würden, wenn sie sich nach Jahren des einsamen Altwerdens nochmals vor die Wahl gestellt sähen? Oder wenn sie erkennen, daß die zweite Ehe, der zuliebe sie die erste gebrochen haben, ihnen auch nicht den Himmel auf Erden bringt?"

„Du sagtest eben selber, daß ich dir weiblichen Mangel an Logik vorwerfen würde, Dorothee. Du siehst wirklich im Augenblick alles aus dem Gesichtswinkel deines eigenen Erlebnisses ..."

Einen Augenblick glitt das alte schelmische Lachen über Dorothees Augen. „Du bist immer noch die Meisterin der Debatte, Tante Doktor, aber so ganz allein aus meinem eigenen Gesichtswinkel sehe ich die Sache doch nicht an. Du darfst nicht vergessen, daß ich als Rechtskundige schon mancher Frau geholfen habe, ihren Mann ‚loszuwerden'. Grade in den letzten Jahren kamen immer mehr Frauen zu mir, die schon seit Jahren verheiratet waren. Erst sprachen sie immer von ‚mangelndem seelischem Verständnis', ‚erwachendem Freiheitsbedürfnis', aber wenn man der Sache auf den Grund ging, war es meistens, weil der Herr Gemahl es als sein gutes Recht in Anspruch nahm, mit einer jungen Frau noch einmal ein neues Leben anzufangen, weil der liebende Gatte, wie eine meiner Besucherinnen sich gar nicht übel ausdrückte, in Zukunft lieber mit zwei zwanzigjährigen als mit einer vierzigjährigen Frau leben wollte ..."

„Um Gottes willen, Dorothee, zieh die Sache nicht so ins Gemeine, sieh es nicht für den ersten besten Scherz an! Ich kann mir nicht denken, daß Steven zu dieser Art von Männern gehört, daß er darum imstande sein könnte, alles zu zerstören, euer Zusammenleben, eure blühende Familie. Vielleicht ist es das verständigste, du sagst: Ich will es nun einmal aushalten ... Man sagt doch immer, der Mann sei so ganz anders geartet als die Frau. Er könne wohl einmal eine Zeitlang die eheliche Treue vergessen und doch im Herzen seiner Frau zugetan bleiben ..."

„Ach, er ..." Mit einer Gebärde, die grenzenlose Entmutigung ausdrückte, streckte Dorothee ihre schönen schlanken Hände, die noch eben mit erregten Bewegungen ihre Worte begleitet hatten, an ihrem regungslos liegenden Körper aus.

„Er ist eigentlich noch immer ein großes Kind... und wenn er verliebt ist, führt er sich wie ein Schuljunge auf."

„Meinst du damit, daß der eigentliche Antrieb nicht bei ihm, sondern bei ihr liegt? Aber sie ist noch so jung, erst seit ein paar Jahren aus dem Kindesalter heraus! Soweit ich sie beurteilen kann, ist sie ein gefallsüchtiges junges Ding, das mit dem Feuer spielt und es furchtbar unterhaltend findet, einen viel älteren Mann als ergebenen Diener zu ihren Füßen zu sehen... Ein Kind, das vielleicht gar nicht die Tragweite seines Handelns begreift und mit dem ein ruhiger abgeklärter Mensch einmal vernünftig reden sollte..."

„Dachtest du vielleicht, daß du bei Millicent etwas ausrichten könntest?" Dorothee sprach den Namen Buchstaben für Buchstaben gehässig aus; ihre Hände ballten sich wie im Krampfe. „Was schaust du die Welt noch mit Unschuldsaugen an! Lern du einmal diesen Schlag moderner Mädchen kennen! Mit sechzehn Jahren fühlen sie sich schon als Frauen. Gehorsam — die mahnende Stimme der Eltern — gibt es nicht mehr... Die ganze Welt dreht sich um sie, und sie haben nur den einen Willen, aus dem Leben herauszuholen, was es nur herauszuholen gibt. Sie beanspruchen ganz einfach dasselbe Recht für sich, das die Männer all die Jahrhunderte hindurch ausgeübt haben. Wir haben sie ja selber geradezu auf diesen Weg gestoßen, als wir ihnen beibrachten, es müsse jetzt mit der Abhängigkeit, mit der Gefügigkeit aus sein... Ich sehe es an meinen eigenen Töchtern. Glaubst du, wenn Puck sich in einen verheirateten Mann verliebte, sie würde ihn deswegen aufgeben, oder daß Kitty auf uns oder auf dich auch nur einen Augenblick Rücksicht nehmen würde, wenn es ihr in den Sinn käme, die eine oder andere Liebschaft anzufangen?

Und nun erst Millicent, die hat noch ganz andere Gedanken im Kopfe als meine Töchter. Die ist in England in der Kriegs-

zeit aufgewachsen, als Jahre hindurch die Frauen überall den Platz der Männer einnehmen mußten, die im Feld standen, und als jeder Mann, der auf ein paar Urlaubstage zurückkam, noch rasch vom Leben mitnahm, was er nehmen konnte, wo ihn doch in ein paar Tagen vielleicht die Kugel traf... Für Millicent lohnt es sich erst, mit einem Manne anzufangen, wenn sie ihn einer anderen Frau abjagen muß; für sie ist es der größte Anreiz, daß ich mich zur Wehr setze, daß ich versuche, Steven zu halten, weil ich nicht ohne ihn leben kann... Oh, ich weiß es ja. Wenn man die Sache nüchtern betrachtet, führen wir beide den alten ganz gewöhnlichen Kampf der beiden Frauen um den einen Mann auf... Es ist ja beinahe zum Lachen! Du denkst natürlich, daß du auf der Höhe deiner Zeit bist und alle die Probleme des heutigen Tages überschaust, aber ich sage dir, du hast keine Vorstellung davon, mit welchen Waffen die modernen Mädchen so einen Kampf führen!"

„Nein..." erwiderte die alte Frau nach langem Schweigen. „Ich glaube nicht mehr, daß ich auf der Höhe meiner Zeit stehe... Und ich will auch keinen Versuch mehr machen, sie zu begreifen und euch bei euren Problemen zu helfen..."

Ein Gefühl unendlichen Müdeseins kroch an ihr herauf. „Aber es wäre mir lieber," fügte sie im stillen hinzu, „wenn die Probleme mir nicht trotzdem Tag für Tag aufgetischt würden."

Dorothee hatte das von der alten Ärztin gereichte Schlafmittel genommen. Als die alte Frau in ihr eigenes Zimmer zurückkehrte, sah sie Elly vor dem hochgeschobenen Fenster sitzen. Obgleich sie ein dringendes Verlangen nach Alleinsein und Ruhe empfand und gern die Fülle verwirrender Eindrücke in ihrem müden Kopfe geordnet hätte, brachte sie es doch nicht übers Herz, die warme ängstliche Frage des jungen Mädchens, ob sie nicht störe, zu bejahen. Sie drehte das Licht

ihrer Nachtlampe an und frug, während sie sich in den Lehnstuhl niederließ: „Ist Toon schon gegangen, ich dachte, er wollte bis morgen früh bleiben?"

Elly war aufgestanden und schob einen Stuhl neben den ihrer Tante. Sie strickte einen Jumper, und ihre Hände ließen nicht von der Arbeit, als sie mit farbloser Stimme antwortete: „Ach, es war schon das beste, daß er jetzt ging; es ist den ganzen Abend Hauen und Stechen zwischen uns gewesen."

Die Ärztin zog die Brauen empor und schwieg auf das Geständnis hin; sie wußte ja, daß das junge Geschlecht sich die ängstliche Scheu abgewöhnt hatte, mit der das frühere alle Gefühlsdinge tief im Herzen verschloß. Es war natürlich ein übel Ding um so eine lange Verlobung. Dieses jahrelange Warten war für beide Teile ein ungesunder Zustand, und Elly lief Gefahr, ihre besten Mädchenjahre zu versäumen, ehe der etwas umständliche Toon mit allen Vorbereitungen zur Ehe fertig war.

Als ob das junge Mädchen dem Gedankengang der alten Frau gefolgt wäre, fuhr sie jetzt fort: „Toon möchte, daß wir schon im nächsten Monat heiraten, er hat mir seinen Plan auseinandergesetzt, und wir haben den ganzen Abend davon gesprochen."

Die Doktorin fühlte, wie ihr Interesse sich belebte, und nahm sich vor, angeregt zuzuhören. Hier gab es doch wenigstens eine greifbare Tatsache und nicht nur das hoffnungslose Herumwühlen in allerhand Leidenschaftsfragen, an denen sie als alte Jungfer doch keinen rechten Anteil nehmen konnte. „Das freut mich wirklich," rief sie von Herzen, „du hast durchaus das Zeug zu einer Doktorsgattin, und das beste ist, du springst sobald wie möglich mit beiden Füßen hinein."

„Darum zanken wir uns ja gerade," rief das junge Mädchen mit ihrem bläßlichen Lächeln. „Toon will eine ganz andere Doktorsfrau aus mir machen, als ich mir gedacht habe. Er sagt, das wird ein viel schöneres reicheres Leben werden, als wenn

wir uns in einem Dorf oder in irgendeiner verschlafenen Kleinstadt einkapseln wollten ... Ein Kollege, der sich zurückziehen will, hat ihm vorgeschlagen, seine Privatklinik in Amsterdam zu übernehmen; er sagt, es sei eine ganz seltene prachtvolle Gelegenheit, wie sie wohl kaum je einem jungen Arzte geboten wird."

„Und du scheinst ganz und gar nicht von der Sache begeistert zu sein," lachte die alte Dame, „ich kann mir vorstellen, daß Toon von diesem kalten Wasserstrahl wenig entzückt ist! Hättest du denn so viel lieber auf dem Lande gewohnt, oder hast du eine besondere Abneigung gegen Amsterdam?"

„Ach nein, Tante," rief das Mädchen, in dessen Stimme die alte Ärztin wieder die nicht ganz von Ungeduld freie mitleidige Nachsicht feststellte, durch die die anderen sie so häufig kränkten. „Über die Enttäuschung hätte ich mich wohl noch hinwegsetzen können. Aber wenn Toon die Leitung der Klinik übernimmt, dann muß ich da, so sagte er wenigstens, seine Gehilfin werden, dann muß ich die Pflegerinnen unter mir haben und außerdem die ganzen wirtschaftlichen Angelegenheiten auf mich nehmen. Der jetzige Inhaber hat dort auch jahrelang alles zusammen mit seiner Frau gemacht, die Patienten sind daran gewöhnt, und der gute Ruf der Klinik käme zum großen Teil davon her, daß Mann und Frau dort so ausgezeichnet zusammen gearbeitet hätten ..."

Elize Wijsman starrte schweigend in die Lampe. Nicht ohne Feierlichkeit sagte sie endlich: „Das finde ich doch herrlich; wenn ich noch jung wäre und mein Leben noch vor mir hätte, das wäre doch das größte Glück gewesen, das ich je hätte finden können: mit einem Manne die Arbeit teilen, den man von Herzen lieb hat!"

Aber Elly, der man sonst Ruhe und Selbstbeherrschung wirklich nicht zu predigen brauchte, warf heftig ihr Strickzeug

auf den Boden und rüttelte die alte Frau an der Schulter. „Was weißt du davon, ob das wirklich so schön und herrlich ist? Du hast doch solche Ehen höchstens ein paarmal von außen bei dem einen oder anderen Kollegen oder hier bei unseren Eltern gesehen. Woher weißt du, daß die Frauen, die sich für solch eine Art von Leben entschlossen, darin wirklich Glück und Befriedigung fanden... Und selbst wenn sie für ihre Person damit zufrieden waren, wie ging es denn mit ihren Kindern, ob die wohl nicht immer etwas entbehrt haben, was ihnen nichts und niemand ersetzen kann?"

„Kind," begütigte die alte Frau bestürzt, „ich bin müde, ich glaube, ich habe dich zuerst falsch verstanden. Du hattest dir also vorgenommen, als verheiratete Frau keinen Beruf mehr ausüben zu wollen, und nun bringen es die Umstände mit sich, die Zukunft deines Mannes erfordert es, daß du die Gehilfin seiner Arbeit wirst. Das ist wohl etwas anderes, als was du dir gedacht hast; aber wenn er es einmal so haben will..."

„Das ist ja das Schlimme, daß er es so haben will," fiel Elly ein, der die Tränen über das schmale blasse Gesicht zu rinnen begannen. „Er begreift ja nichts von allem, was mich drückt, er lacht mich aus und nennt mich altmodisch und beschränkt... Er glaubt wirklich, daß unser Leben viel reicher und freier sein wird ohne den ganzen Ballast von Haushalt und Dienstboten — denn wir wohnen dann natürlich in der Klinik und haben da nur ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer... Und das Unerträglichste, Tante Doktor, das Ärgste war für mich, daß er so ganz ruhig davon sprechen konnte, daß wir besser in den ersten Jahren noch keine Kinder bekämen. Du weißt, er will nun einmal von Vater nichts annehmen, und ich müßte mich auch mit ganzer Kraft dem Ausbau der Klinik widmen können..."

„Siehst du das nicht auch ein bißchen zu sehr von deinem eigenen Standpunkt? Ich habe in meiner Praxis ziemlich viele

junge Frauen gekannt, die ihrerseits und eigentlich ohne ersichtlichen Grund in den ersten Jahren keine Kinder haben wollten."

„Aber ich weiß das selber am besten, Tante Doktor, ich bin nun einmal kein modernes Mädchen wie Puck und Kitty, meine Vorstellung von häuslichem Glück ist vielleicht sehr gewöhnlich, aber ich kann mir für mich nichts Schöneres denken, als für meinen Mann und für meine Kinder zu sorgen... Ich will nichts anderes sein als eine stille einfache Doktorsfrau."

„Aber liebes Kind, was du jetzt sagst, ist wirklich ein bißchen altmodisch und beschränkt. Eine Frau kann doch für ihren Mann und ihre Kinder sorgen und dabei ihr eigenes Arbeitsfeld haben. Man braucht doch nicht im Knöpfeannähen, Pantoffelwärmen und Leckeres-Essen-Kochen aufzugehen, das siehst du doch an Hunderten von Beispielen, nicht zum wenigsten an deiner eigenen Mutter."

„Und wenn es nun gerade dieses Beispiel wäre?" Jetzt klang die Stimme des Mädchens heiser und überreizt. „Ich habe darüber niemals reden wollen, auch nicht mit Toon; es klingt so lieblos und undankbar. Ich weiß, wie unendlich viel Mutter immer geleistet hat und wieviel Liebe sie bei all ihrer schweren Arbeit und den vielen Interessen, die sie aus dem Hause riefen, doch immer für uns alle aufgebracht hat. Aber mir ein Beispiel an ihr nehmen für mein eigenes Leben? Als kleines Kind schon habe ich mit meinen Puppen Teebesuch gespielt, habe sie alle um den Tisch herumgesetzt und mich selber mitten dazwischen mit meinem Puppenservice. Und so habe ich es gewußt, ohne daß ich es mir noch deutlich zu sagen brauchte: wenn ich einmal heiratete, wollte ich eine richtige Hausfrau sein, eine, die immer da ist, wenn die Kinder nach Hause kommen, die ihre Butterbrote macht, ehe sie in die Schule gehen, die sie zu Bett bringt und zudeckt, wenn sie schlafen gehen, und die für alles, was die Kinder beschäftigt und

was sie der Mutter erzählen wollen, ein offenes Ohr hat..."

Die alte Frau schwieg; die offenherzigen Worte des jungen Mädchens hatten sie stärker ergriffen, als sie sehen lassen wollte. Vor einer Stunde hatte Dorothee in bitterem Unmut der selbständigen Frauenarbeit, für die sie so viele Jahre gekämpft hatte, die Schuld an dem Fehlschlag ihrer Ehe gegeben. Erst hatte sie in dieser heftigen Selbstanklage nur eine begreifliche Überspannung gesehen, aber bestätigten Ellys kunstlose Worte jetzt nicht mit trauriger Bestimmtheit alles, was ihre Mutter sich in unfruchtbarer Selbstqual als das Versäumnis ihres Lebens vorwarf?

In der Erinnerung der Ärztin tauchten Bilder der großen Familie ihrer Nichte auf, deren Aufblühen sie in so vielen Jahren ihres eigenen Lebens mitgenossen hatte... Das große Kinderzimmer, wo das Fräulein, die das ganze Vertrauen des jungen Volkes gewonnen hatte, so musterhaft für die Kleinen sorgte, wenn Dorothee auf Vortragsfahrten und aus Anlaß von Versammlungen oft ganze Tage abwesend war... Der viereckige Tisch in der Villa, an dem es fast immer Gäste gab, mitunter erlauchte Gäste, deren Namen die Kinder später mit komischem Stolz der Tante wiederholten... Aber deutlicher als alles dieses trat ihr ein Nachmittag vor das geistige Auge, ein Nachmittag, an dem man sie telegraphisch herbeigerufen hatte, weil Kitty von der Schaukel gefallen war und sich eine Gehirnerschütterung zugezogen hatte. Zum Unglück hatte gerade an diesem Tage Dorothee, die eilig, um den Zug nicht zu versäumen, aus dem Hause gegangen war, vergessen, anzugeben, wo man sie tagsüber erreichen konnte...

Dann aber kämpfte sie fast zornig gegen ihren eigenen Zweifel. Dorothee hatte ihre mütterlichen Pflichten nicht vernachlässigt und es im Gegenteil viel ernster damit genommen

als manche Dame der großen Welt, die nur für ihre Vergnügungen lebte. Dieses eine Versehen an jenem Unglückstag, wo Steven vergeblich nach allen Richtungen telephonierte und depeschierte und sich zur empörten Bestürzung der Tante heftig über Dorothees Nachlässigkeit beklagt hatte, — der eine Fehler hatte doch nur durch ein einmaliges Zusammentreffen ungünstiger Umstände diese Bedeutung angenommen. Sie wußte es ja jetzt aus der Erfahrung eines langen Lebens: das junge Geschlecht hatte immer an dem alten etwas auszusetzen, und die Kinder wußten es immer besser als die Eltern...

Als sie aufschaute, sah sie mit leisem Mißbehagen, daß Ellys arbeitgewöhnte Hände fast willenlos die Strickarbeit wieder vorgenommen hatten. Mit einem ärmlichen Scherz suchte sie einen Ausweg. „Du denkst vielleicht zuviel an deine ungeborene Nachkommenschaft. Wenn du erst einmal Kinder hast, dann ist es gewiß dein gutes Recht, ihnen so viel Zeit und Hingebung zu widmen, wie es dein Herz dir sagt, aber jetzt handelt es sich doch wohl um den Zukunftsplan, daß ihr beide euch in die gemeinsame Arbeit teilen sollt... Glaubst du denn nicht auch, Kind, daß es ein schöneres, ein höheres Leben in der Ehe gibt, wenn Mann und Frau die gleichen geistigen Ziele verfolgen und nicht der eine dem andern turmhoch überlegen ist? Glaubst du nicht auch, daß ein solches einträchtiges Zusammenwirken dir nicht einen reichlichen Ersatz bedeuten kann für... ja nun, für ein bißchen mehr häusliche Behaglichkeit, für die altmodische Gemütlichkeit, an der dein Herz so merkwürdig hängt?"

„Warum..." erwiderte Elly nach langem Schweigen in einem scharfspöttischen Ton, der der alten Frau an ihr ganz ungewohnt war, „warum kommst du jetzt nicht wieder mit dem Beispiel meiner Eltern? In der Ehe stand keiner turmhoch über dem andern, beide waren einander geistig ebenbürtig... Und was ist daraus geworden? Bei denen ging die freie Frauen-

arbeit, Mutters schöne bedeutende Tätigkeit über das altmodische häusliche Leben, Vater hat sich damit abgefunden, er ist sogar immer stolz darauf gewesen... Und doch, gerade in der letzten Zeit habe ich soviel daran denken müssen... wenn Mutter mehr für ihn gelebt hätte, wenn sie mehr in seinem Leben und in seinen Interessen aufgegangen wäre... Wäre dann wohl auch das Verlangen nach allerhand Vergnügungen, die man außer dem Hause findet... wäre das Verlangen nach Millicent so stark in ihm geworden? Glaubst du nicht, daß Vater bei all seiner bequemen Lebenslust und seinen leichtsinnigen Anschauungen ein unglücklicher, unzufriedener Mensch ist, der beständig nach etwas sucht, was ihm fehlt?"

Die alte Frau fuhr sich mit der Hand über die Stirn und konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß sich etwas wie eine schwarze Wand vor ihr Denkvermögen schob. Ihr Hirn weigerte sich aus dem Zwange der Selbsterhaltung, noch mehr hoffnungslose Lebensfragen moderner Menschen, die ihr inneres Gleichgewicht verloren hatten, zu verarbeiten.

Beständig nach etwas suchen, was einem fehlt... Du lieber Gott, das tat wohl jeder. Wieviel Geschlechter der Coornvelts hatten nicht in diesem Hause in heißem Verlangen gesucht und dabei fest geglaubt, alles besser zu wissen als die Eltern. Vor einem halben Jahrhundert hatten die Frauen noch unter der trostlosen Dürre ihres Daseins geseufzt und inbrünstig geglaubt, die geistige Höherentwicklung der Frau, die Gleichstellung der beiden Geschlechter werde ihnen Glück und ein reicheres Leben bringen... Und jetzt war schon ein junges Geschlecht da, das all das mit so großer Mühe Errungene verwarf und zurückverlangte nach der alten Zeit demütiger Unterwerfung, weil sie sich der mitleidlosen Lehre gegenüber sahen, daß das Glück sich durch keine Zauberformel, durch keinen Grundsatz des Denkens binden läßt.

Denn jetzt hörte sie, wie Elly nicht länger erregt, sondern wieder mit ihrer gewohnten farblosen Stimme sagte: „Du kannst dir gar nicht vorstellen, Tante, wie stark in mir zwischen all den alten Dingen und alten Erinnerungen der Wunsch geworden ist, ein Jahrhundert früher gelebt zu haben, in der Zeit der aufgesteckten Löckchen und der kreisrunden Röcke, als es noch keine Probleme für die Mädchen gab und sie vom Leben nichts anderes verlangten, als sich ganz einem Manne, einer Familie hinzugeben und für Mann und Kinder sorgen zu dürfen ..."

Elize Wijsman wußte, daß es jetzt ihre Aufgabe war, mit den vielen Beispielen, die ihr zu Gebote standen — ihre eigene Mutter, Saartje Berkhout, Miebetje Sylvain — den Beweis zu erbringen, daß alles dies ein törichter Wahn war, daß die alte Zeit durchaus nicht besser oder glücklicher gewesen war, und daß die Mädchen damals mit ebenso vielen, ja mit noch schwereren Problemen hatten ringen müssen. Aber es kam ihr mit einem Male so gänzlich nutzlos vor, jetzt wieder noch Worte daran zu verschwenden; es hatte keinen Sinn, noch einmal für den Kampf und den Sieg Zeugnis abzulegen, die in ihrem eigenen Leben eine so gewaltige Bedeutung besessen hatten und für das junge Geschlecht gar nicht mehr in Frage kamen.

„Liebes Kind ..." sprach sie endlich und gestand sich mit bitterem Spott, daß sie gewissermaßen einen auswendig gelernten Satz zum soundsovielten Male wiederholte, „wir müssen darüber noch einmal lange und ausführlich sprechen ... Aber nicht jetzt, wir sind jetzt alle beide müde. Morgen bei Tageslicht kann ich deine Angelegenheit vielleicht klarer überschauen."

Wenige Augenblicke später ging die alte Dame nochmals die beiden hohen Treppen hinunter. Sie wollte, ehe sie sich zur

Ruhe legte, noch einmal nach Dorothee sehen, und fand sie zwar schlafend, aber mit schweren dunklen Ringen unter den Augen und beunruhigend blaß. Obwohl der Gedanke für sie etwas äußerst Abstoßendes hatte, erkannte sie es als ihre Pflicht, möglichst bald mit Steven zu reden. Dorothee durfte an seiner Verirrung, an seiner unbekümmerten Selbstsucht nicht zugrunde gehen, und wenn es sich ergab, daß auch das Zureden eines ruhigen abgeklärten Menschen ihn nicht zur besseren Einsicht brachte, nun... Dann mußte seine Frau sich auf ihren Stolz, auf die Selbstachtung, die sie als geistig hochstehende unabhängige Frau sich schuldete, zurückziehen und sobald wie möglich die Scheidung einleiten. Während des Gesprächs mit der Nichte, als Dorothees kalte Hand in der ihrigen lag, hatte sie die Verzweiflung der Enttäuschten mitfühlen und begreifen können, aber jetzt erschien ihr diese hemmungslose Trauer doch unweise und übertrieben...

Sie ging auch noch die Treppe zum Erdgeschoß hinunter und schritt durch den dämmerig beleuchteten Flur dem vorn nach der Straße gelegenen Wohnzimmer zu. Wenn Steven daheim war, konnte sie vielleicht ihn für morgen um eine Unterredung bitten, der sie sich jetzt im Augenblick nicht mehr gewachsen fühlte. Aber im Wohnzimmer leuchteten die lustigen Chinesengruppen der gemalten Tapete schwach und undeutlich beim Schein einer roteingefaßten Lampe, und der einzige lebende Bewohner war Pim, der mißmutig und gelangweilt sich in einem der tiefen Ledersessel rekelte und eine Karaffe mit Whisky nebst einem halbvollen Glase auf einem Tischchen neben sich stehen hatte. Nein, Vater war nicht zu Hause, erwiderte er auf die Frage der Tante; er war um neun Uhr im Auto nach Noordwijk gefahren, um im Kasino zu tanzen. Warum sei er denn nicht mitgegangen? Um Gottes willen nein, an einem schwülen Sommerabend dieses Herumgeschiebe und Gedrehe in einem

heißen staubigen Saal? Dazu, bemerkte er mit einem wissend überlegenen Lächeln, das seine Mundwinkel entstellte und seinen jugendlichen Zügen einen seltsam ältlichen Ausdruck verlieh, dazu müßte man die etwas kindliche Vergnügungssucht seines Vaters im Blute haben. Und mit einer schlaffen Gebärde langte er nach dem Roman in gelbem Umschlag, der ihm vom Knie gefallen war, strich seine trefflich eingeölten Haare glatt und gähnte. Unsicher, als könne sie sich nicht zurechtfinden, stand die alte Ärztin in dem großen Raum mit seinem warmen gedämpften Licht und seinen kostbaren, altehrwürdigen Möbeln. Zeitungen und illustrierte Blätter lagen ungeordnet herum, Stevens leere Teetasse stand auf dem Tischchen am Kamin neben einem Aschenbecher, in welchem ausgebrannte Zigarettenstummel einen unerfreulichen Geruch verbreiteten. Auf dem Kaminmantel neben der alten bronzenen, von einem Negerknaben gehaltenen Standuhr saß eine zähnefletschende Puppe, ein Erzeugnis der neuerdings so hoch gepriesenen Kunst dieser Stämme, die ein Freund Kittys ihr vor kurzem aus Paris mitgebracht hatte. Aus der Fensterecke spendete das Radio, Stevens neuester Schwarm, die Segnungen einer hämmernden, quietschenden Melodie, die zur gleichen Stunde die Bewohner eines ganzen Weltteils, von Edinburgh bis Madrid, in den Stand setzte, sich in tanzende Derwische zu verwandeln. Pim lachte auf und stellte den Apparat ab, als er die deutlich von Schrecken und Abscheu berichtende Gebärde sah, mit der seine Tante unwillkürlich die Hände an die Ohren brachte. Trotzdem erweckte das Gesamtbild des Zimmers, wo nur ein Mitglied dieser großen Familie gelangweilt seinen Abend verbrachte, der alten Frau einen so beklemmenden Eindruck, daß sie in ihrer überreizten Stimmung es keinen Augenblick länger in dem herzenskalten Raume aushalten konnte. Mit einem eiligen Gutenachtgruß wandte sie sich um.

Während sie schweren müden Schrittes durch den langen Flur ging, stand dasselbe Zimmer wieder vor ihrer Seele, wie sie es erst zu Lebzeiten ihrer Großmutter und später zur Zeit ihrer Tante Saartje gekannt hatte. Damals hatte sich golden ruhiger Lampenschein in der glänzenden Platte des eirunden Tisches gespiegelt, um welchen sich jeden Abend wie nach einem unverbrüchlichen Gesetz die Familie geschart hatte... Die Eltern und die Kinder, wie sie zueinander gehörten, ein jeder einen Tag wie den andern auf seinem eigenen zugewiesenen Platze.

Auch damals — sie wußte es ja allzu gut — hatten Auflehnung und Widerstand, bitteres Leid und Sorge in den still vorgeneigten Köpfen ihr Wesen getrieben; gewiß war die Stimmung nicht immer so heiter und zufrieden gewesen, wie der ruhige Gesprächston hätte vermuten lassen... Aber wo hatte sie doch diesen bitteren Satz gelesen, der ihr nicht mehr aus dem Kopfe wollte: „Das Wohnzimmer, das früher der Sammelpunkt der Familie war, ist jetzt nichts mehr als ihr Ausgangspunkt."

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

KITTYS RICHTERSPRUCH

Kitty Coornvelt stand im Garten mitten auf der Grasfläche zwischen den Rosen und Petunien und warf kleine Kieselsteine an das Fenster ihres Vaters. Sie trug ein elegantes Kleidchen von weißwollenem dünnem Stoff, das ihre bloßen Arme und ihre wundervoll durchgebildeten Beine aufs vorteilhafteste zur Geltung brachte. Unter einem kleinen, tief in die Augen gedrückten, leuchtend roten Strohhut blickte ihr kleines dunkles Gesicht in lachender Herausforderung, aber doch nicht ohne halbängstliche Spannung zu dem Fenster hinauf, dessen Vorhang

sich noch nicht bewegte. Vater hatte beim Aufstehen niemals seine beste Tageslaune, aber sie hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, heute früh mit ihm ernsthaft zu reden.

Als endlich Steven in seinem Schlafanzug und mit morgendlich unwirschem Gesicht am Fenster erschien, trieb sie ihn mit winkender Bewegung ihres kräftig schlanken, braungebrannten Armes und ihrem frischesten Lächeln zur Eile an: „Mach' dich schnell fertig und komm mit spazieren, es ist ein Staatswetter heute!"

Steven rief erfreut hinunter, in einer halben Stunde sei er bereit. Die mürrische Stimmung, in der er vor wenigen Minuten aufgewacht war, versuchte er durch die Vorstellung eines Spaziergangs in Kittys munterer und unterhaltender Gesellschaft aus dem Felde zu schlagen. Zu solchen idyllischen Unternehmungen waren seine Kinder sonst schwer zu bewegen, und er selber, sagte er sich lächelnd, als er den Hahn seiner Dusche aufdrehte, hatte sich des ‚antiken Mittels zur Herbeiführung eines Ortswechsels' fast gänzlich entwöhnt. Dieser Ausdruck stammte von Pim und veranlaßte ihn, plötzlich wieder an den Jungen zu denken. Es fiel ihm ein, daß er sich ja noch im Halbschlaf mit Pim beschäftigt hatte, und daß seine unbehagliche Morgenstimmung zum Teil auf Dinge zurückzuführen war, die er gestern abend über seinen Jungen gehört hatte. Natürlich werde es sich wohl als Übertreibung herausstellen; von allem, was die uralte Tante Naatje bestimmt zu wissen behauptete, konnte man immer wohl die Hälfte abziehen. Aber es war schon schlimm genug, daß man in der Stadt den Namen seines Jüngsten in Verbindung mit einer zwar verheirateten, aber als äußerst lebenslustig geltenden kleinen Frau wie diese Gloria van Maanen nannte. Wie die ehrwürdige Antiquität in ihrem Altweiberhaus — so pflegte er nämlich das von ihr bewohnte Damenheim respektlos zu nennen — immer das Allerneueste

über ihn und seine Familie erfuhr, war für Steven ein unlösbares Rätsel. Es war für ihn stets ein schwerer Gang, wenn er ihr einmal im Monat den pflichtschuldigen Besuch machte, bei dem er ihr zugleich die Zinsen ihrer paar Papiere auszahlte. Er wußte ja, daß er jedesmal das eine oder andere zu hören bekam, das in seinen Ohren unerfreulich klang. Hatte sie nicht von Lodys kommunistischen Anwandlungen gewußt, als der Junge noch keine vierzehn Tage von der Reise zurück war, hatte er nicht ein ganzes Bündel von Sticheleien über Millicent einstecken müssen, als sie eben erst im Lande und seine Beziehung zu ihr noch eine rein freundschaftliche war? Die alte Tante machte nur gar zu gern ihrem Herzen gegen die moderne Jugend und besonders gegen junge Mädchen Luft, die aus der Tatsache ihrer selbständigen Berufstätigkeit das Recht zu freiem Lebensgenuß herleiteten. Ein Leben, wie es Kitty, Millicent und zahlreiche andere modernen Mädchen führten, die abends mit jungen Leuten ausgingen und nichts darin sahen, den Besuch ihrer männlichen Freunde auf ihrem Zimmer zu empfangen, nannte die alte Frau, die kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte, einfach sittenlos; sie versäumte denn auch nie die Gelegenheit, Steven vor den Gerüchten zu warnen, die ihren Bekannten in der Stadt Gesprächsstoff lieferten, und sich über die Schande zu beklagen, die ihrer Ansicht nach das junge Volk über den ehrwürdigen Namen Coornvelt brachte. Ach, er wollte gar nicht mehr an die alte Brummliese denken, nahm er sich vor, als er das umfangreiche Badehandtuch wegwarf; das schauderhafte Getratsch über Pim und das unerfreuliche Gespräch, das er vor ein paar Tagen mit Lody gehabt hatte und das, statt die beiden Menschen einander näher zu bringen, schließlich in unbeherrschte gegenseitige Zornesausbrüche ausgeartet war, wollte und mußte er aus seinem Kopfe verbannen.

Sonderbar: monatelang hatte er alle Zukunftsfragen seiner Kinder mit einem gewissen fröhlichen Leichtsinn behandelt. In dem Gedanken, daß sie durchaus imstande seien, ihren eigenen Weg zu wählen und sich selber im Leben zurechtzufinden, hatte er sich gänzlich geborgen gefühlt. Und jetzt ertappte er sich immer wieder auf Grübeleien über Pim, über Lody und auf unmutigen Gedanken über Ellys blasses Aussehen, obgleich er die Schwierigkeiten zwischen ihr und ihrem Bräutigam im Grunde nicht der Mühe wert fand. Bisweilen machte auch Pucks unverfrorene Spottsucht ihm zu schaffen oder der Leichtsinn, mit dem sie in ihrem kleinen Auto über die Wege dahinjagte... Schon mehr als einmal war es vorgekommen, daß Millicent ihn einen langweiligen trockenen Gesellen genannt hatte; seine Rechtfertigung, ein Mann in seiner Stellung hätte mitunter auch wohl andere Dinge im Kopf als Sport und Vergnügungen, fand, wie er deutlich fühlte, durchaus nicht die gewünschte Aufnahme.

Wieder machte Steven eine heftige Abwehrbewegung. Er wollte nun einmal an all das Zeug nicht mehr denken und sich ganz und gar dem seltenen Genuß, mit seiner jüngsten Tochter spazierengehen zu können, hingeben. Wie hatte sie nicht eben wieder hinreißend ausgesehen, war sie doch die einzige seiner Töchter, die sich mit dem etwas kühnen, aber sicheren Geschmack zu kleiden verstand, der für ihn unbedingt zum Reiz einer jungen Frau gehörte! Eine Minute später wurde er sich nicht ohne Lächeln bewußt, daß er zu seinem neuen grauen Anzug eine besonders jugendlich kleidende Krawatte ausgesucht und seinen hellen weichen Hut noch ein wenig ‚unternehmender' als gewöhnlich aufgesetzt hatte.

Vertraulich untergefaßt gingen sie durch das kleine Seitengäßchen nach den Anlagen am Wasser hinaus; da, wo früher die Coornveltsche Fabrik, die Walkmühle und das Kontor ge-

standen hatten, lag nun die Garage. Der Chauffeur, der gerade den großen Lincolnwagen abspritzte, wußte es geschickt so einzurichten, daß er seinem Brotherrn den Rücken zuwandte. Steven hatte gestern mit ihm Streit gehabt, der Kerl war ihm aufsässig, weil er an drei Abenden bis nach 12 Uhr vor dem Kasino in Noordwijk hatte warten müssen. Eine unangenehme Menschensorte, diese Chauffeure... Und er überlegte zu Kittys stillem Vergnügen, was wohl sein Großvater oder Urgroßvater gesagt und getan hätten, wenn ein Mensch, der bei ihnen in Dienst und Lohn stand, die Stirn gehabt hätte, sie nicht zu grüßen.

„In dieser Hinsicht," machte er seinem Herzen Luft, als sie unter den Bäumen des kleinen Parks angelangt waren, der den Platz der Stadtwälle, wo vor mehr denn achtzig Jahren Lodewijk Coornvelt und Miebetje Sylvain sich in erbaulichem Gespräch ergangen hatten, einnahm, „in dieser Hinsicht können wir wirklich uns keines Fortschritts rühmen. Heutzutage verbraucht man als Arbeitgeber die Hälfte seiner Zeit mit dem Ausrechnen von Lohnerhöhungen, Pensionszuschlägen und Feriengeldern. Die Herren Arbeiter lebten wie die Fürsten mit ihrem Achtstundentag und ihren irrsinnig hohen Löhnen, und man selber war und blieb nun einmal der Ausbeuter und Erzfeind, der sich vom Schweiß seiner Untergebenen mästet." Und mehr zu seinem eigenen Vergnügen als zu dem ihrigen erzählte er ein langes und breites aus der alten Zeit, wie er es in seiner Jugend von seinem Vater gehört hatte. Wie sein Urgroßvater nichts von dem Dampf hatte wissen wollen, den er Beelzebubs Atem nannte, wie sein Großonkel Nicolaas und Großvater Abraham zusammen ein kleines Dampfmaschinenmodell heimlich im Keller in Tätigkeit setzten, wie eine der Töchter des alten herrschsüchtigen Lodewijk so gern einen van Doeveren geheiratet hätte, und wie der Vater dazwischengefahren wäre,

nur weil die van Doeverens seine Konkurrenten waren und in ihrer Fabrik die Dampfmaschinen eingeführt hätten.

Auf den Wegen der Anlage lag sonntäglicher Friede. Hier und da spielten ein paar Kinder im Gebüsch oder eine alte Frau sonnte sich auf einer Bank; übermütige Vögel veranstalteten in den Zweigen ihr kunstloses Konzert, und aus der Ferne erklang leise und in gedämpfter Eintönigkeit das Glockenspiel der Kirchen. „Was war und blieb Leiden doch ein gräßliches Nest," seufzte Steven, dem plötzlich diese friedliche, abgeschiedene Ruhe unerträglich wurde. „Wenn man bedenkt, daß es in der alten Zeit den Ruf einer vornehmen Wohnstätte gehabt hat und die Leute höchstens ein paarmal im Jahr im Schleppkahn nach dem Haag oder nach Haarlem fuhren!"

Leise und beinahe verlegen unterbrach Kittys Stimme sein lautes Nachdenken. „Komm, Papa, höre doch mal mit deinen Erzählungen aus der alten Zeit auf, ich muß etwas mit dir besprechen, was ich schon längst habe sagen wollen."

Steven hemmte seine Schritte. „Mußt du mich dafür in aller Herrgottsfrühe aus dem Bett holen!" rief er unwillig im Ton eines verzogenen Jungen. „Ich habe in letzter Zeit wirklich schon Sorgen und Unannehmlichkeiten genug, mit denen ich mich herumschlagen muß. Willst du mir etwa wieder mit der alten Geschichte anfangen und uns den schönen Spaziergang verderben?"

Aber das Mädchen kehrte sich nicht an seinen Ausfall; sie schob ihre Hand durch seinen Arm und zwang ihn mit ihren leichten federnden Schritten zum Weitergehen. „Ich bin jetzt entschlossen," sprach sie, wobei, wie er deutlich sah, unter dem roten Sommerhut ihre Augenlider unruhig hin und her gingen, „ich gehe im nächsten Monat nach Dresden und lasse mich bei Mary Wigman in moderner Tanzkunst ausbilden. Es ist wirklich mein fester Entschluß und ich möchte gern, daß wir trotz-

dem gute Freunde bleiben, und daß du mir nicht mehr mit solchen törichten und beschränkten Einwendungen kommst."

„Zum Donnerwetter noch mal!" fluchte er in die freie Gottesnatur, „reitest du immer noch auf diesem Irrsinn herum? Du weißt, daß ich euch Kindern alle Freiheit lasse, jede von euch hat sich aussuchen dürfen, was sie werden wollte; aber das ist kein Studium und keine Tätigkeit für ein anständiges Mädchen. Von mir aus kannst du Schauspielerin werden oder kannst schreiben oder malen, wenn du künstlerische Anwandlungen hast, aber daß meine Tochter mit bloßen Beinen und halbnacktem Leib vor dem Publikum herumspringen soll, ganz allein und ohne Aufsicht in diesem Deutschland, wo sie glücklich auch die Moral abgeschafft haben, und in Gott weiß was für einer Lumpengesellschaft..."

„Wenn du fertig bist," rief das Mädchen gekränkt, „erlaubst du mir vielleicht gütigst, auch noch ein Wort zu sagen. Zunächst weißt du überhaupt nicht, wovon du redest, Papa; du kennst die Balletts, wie sie vor zwanzig Jahren Mode waren, und die Tänzerinnen aus dem Varieté, aber von ernsthafter Tanzkunst hast du vermutlich noch nie etwas gesehen. Ich will nichts lieber, als dir eine andere Meinung beibringen. Komm doch morgen oder übermorgen mit in den Haag, da gibt Edith von Schrenck einen Tanzabend, oder lies wenigstens ein paar von den Büchern, die ich über moderne Tanzkunst habe."

„Heißen Dank; was ich von der Sache weiß, gibt mir Grund genug, dich von dieser ungesunden, überreizten Anstellerei fernzuhalten. Solange ich noch über dich zu sagen habe, wird es nicht dazu kommen; wenn du volljährig bist, habe ich keine Macht mehr, es dir zu verbieten. Aber laß dir ein für allemal gesagt sein, daß du aus meiner Tasche niemals einen Cent für diesen Irrsinn kriegst."

„Ich hätte es mir ja denken können, daß du dich so dazu stellen würdest," rief Kitty bitter. In ihrem hübschen, feingeschnittenen Gesicht stellte sich der hartnäckige Zug ein, der ein richtiges Coornveltgesicht daraus machte. Sie hatte seinen Arm losgelassen, und sie gingen nebeneinander her, ein jeder in verbissener Wut auf den andern. „Bis ich volljährig bin, vergehen noch reichlich zwei Jahre. Du rechnest natürlich darauf, daß ich in der Zeit mich wohl verheiraten oder auf andere Gedanken kommen werde, aber ich versichere dir, es ist mein heiliger Ernst, es durchzusetzen, und nichts, hörst du, nichts wird mich davon zurückhalten."

„Du brauchst mir wirklich nicht erst zu versichern, daß du durchsetzen willst, was du dir einmal in den Kopf gesetzt hast," erwiderte der Vater in trübem Spott. „Weder du noch irgendeiner von euch hat jemals auf guten Rat oder auf das reife Urteil der Eltern gehört. Ted stellt mich vor die vollendete Tatsache, daß er nicht wieder nach Holland zurückkommt, Puck gibt ihre schöne ehrenvolle Stellung auf, weil sie die Laune hat, eine Reise durch Indien und Amerika zu machen, Lody hat mir ganz einfach erklärt, er setzt keinen Fuß mehr in die Fabrik, wenn ich ihm nicht die kleine Spinnerei für seinen kommunistischen Unfug ausliefere... und jetzt kommst du, die immer so lieb und zutraulich zu mir gewesen ist... du, die ich lieber gehabt habe als alle meine Kinder..."

Ihre rote noch kindlich weiche Lippe zitterte. Dieser traurige Ton in seiner Stimme machte ihr das Festbleiben schwer. Gegen heftiges böses Auffahren konnte sie sich mit harten Worten zur Wehr setzen, aber wenn er von der alten Kameradschaft anfing, von dem langjährigen innigen Einverständnis... „Sei doch vernünftig, Papa," bettelte sie mit den süßesten Verführerklängen, die ihr zu Gebote standen, „erlaube doch wenigstens, daß ich den Versuch mache! Wenn es, wie du sagst, eine über-

reizte und ungesunde Anstellerei ist, dann werde ich es doch auch bald einsehen und davon genug haben."

„Wenn du jetzt nicht mit dem Kopf durch die Wand rennst, wenn du vernünftig bist und wartest bis zu deiner Volljährigkeit," räumte er nach längerem Schweigen halb wider Willen ein, „dann will ich in zweieinhalb Jahren nichts mehr dagegen haben."

„Erst so spät!" brach sie in bitterer Enttäuschung, beinahe in Tränen, los. „Ich muß doch jahrelang Übungen machen, ehe ich irgend etwas kann. Ich bin schon soweit im Rückstand, die meisten fangen als Kinder an, ehe ihr Körper noch voll entwickelt ist..."

Er vergrub seine Hände in den Rocktaschen. „Ich habe dir mein letztes Wort gesagt... Ich habe dir weiter nachgegeben, als ich eigentlich vor meinem Gewissen verantworten kann..."

„Dann nehme ich eben dein letztes Wort nicht an..." Das Mädchen reckte seinen zarten schlanken Körper hoch auf und vergrub gleich ihm ihre Hände in den Taschen, in den roteingefaßten Täschchen des hübschen Mantels, den er als sachkundiger Beurteiler erlesener Frauenkleidung noch eben so ausgiebig bewundert hatte. „Dann bleibt mir nichts übrig als offener Kampf, bis du vernünftig wirst und einsiehst, daß du mich doch nicht zwingen kannst. Ich gehe nach Dresden und werde mir selber das Geld verdienen, das ich für mein Studium brauche. Ich werde tagsüber Probierdame in einem großen Modegeschäft und mache abends meine Übungen. Ich bin tadellos gewachsen und ich weiß, wie man Kleider tragen muß, und dafür wird ganz ordentlich bezahlt."

Er spürte an ihrem Ton, daß es ihr voller Ernst war. Sie war eitel und gefallsüchtig genug, er wußte zufällig durch Millicent, daß auch in England gebildete Mädchen, ja sogar Töchter aus verarmten Adelsfamilien in den großen Modehäusern Probier-

damen wurden. Es war ihm immer als einer der abstoßendsten und herabwürdigendsten Berufe erschienen, die eine Frau ergreifen konnte... Und es war doch wohl noch ein Unterschied zwischen England und dem Deutschland der Nachkriegsjahre!

Die Wut kochte in ihm auf... So wurde man jetzt als Vater von seinen eigenen Kindern behandelt! Er hatte nicht übel Lust, das halsstarrige Kind ordentlich durcheinanderzurütteln, denn so, wie sie jetzt kerzengerade, das hübsche Köpfchen trotzig zurückgeworfen neben ihm einherging, wußte er genau, sie würde das, was sie sagte, auch ausführen. Und wenn er es ihr mit zornigen Drohungen verbot, würde ihm das gar nichts helfen. Gewiß stand sie als Minderjährige dem Namen nach unter der väterlichen Gewalt, aber eines schönen Tages würde der Vogel eben ausgeflogen sein. Das Geld kriegte sie schon von Puck oder einem ihrer Freunde geliehen... Sollte er sie dann zurückholen und bei Wasser und Brot einsperren, wie dies in der guten alten Zeit die Väter mit ihren unbotmäßigen Töchtern machten?

Es kam ihm ein Gedanke, den er als letztes Rettungsmittel aufgriff. „Warum mußt du so weit wegreisen, um deiner erhabenen Kunst nachzugehen? Wahrscheinlich gibt es doch hierzulande auch Tänzerinnen von dieser Sorte. Könntest du nicht zunächst einmal im Haag oder in Amsterdam ein paar Unterrichtsstunden nehmen?"

Zu seinem Erstaunen blieb die erwartete Antwort aus. Als er sie verstohlen von der Seite betrachtete, sah er das Zittern ihrer lieben kindlichen Lippen. Heftig wendete sie sich ab, damit er ihr nicht in die Augen sehen könnte.

„Nun, Kit?" drängte er verwundert und in viel leiserem Tone.

Unvermittelt wandte sie sich zu ihm zurück, so daß er die grelle Farbe erregter Verlegenheit in ihrem sonst so blassen

Gesicht deutlich wahrnahm. „Dachtest du, daß ich mich darauf einlassen könnte, wo ich dir jeden Tag im Haag mit ihr auf der Straße begegnen kann... Oder in Amsterdam, wo du fast jedesmal über den Sonntag mit ihr hingehst? Verstehst du denn nicht, daß ich deshalb so weit weg will... Weil ich es nicht länger mit ansehen kann, weil ich mich schäme, weil mich dieses Schamgefühl niederdrückt! Immer bin ich so stolz gewesen auf dich, Papa... wenn wir Arm in Arm zusammen ausgingen und du so forsch und jugendlich aussahst... Und jetzt bekommt jeder das zu sehen, jeder redet davon, daß du meiner Mutter untreu bist und dich einfach lächerlich machst! Denn du bist im nächsten Jahre fünfzig, wenn du auch jünger aussiehst... und sie ist jünger als Puck, sie ist... zweiundzwanzig."

„Jetzt ist's aber genug!" schrie er in heiserer Wut, er riß sie an den Schultern hin und her. Aber mitten unter diesen bösen Worten griff ein Krampf nach seinem Herzen. Mit einer dumpfen beängstigenden Deutlichkeit erkannte er, daß es dies war, was er als das schlimmste gefürchtet hatte, mehr als Dorothees Leid, mehr als die Verachtung verstandesüberlegener Freunde: daß seine Kinder, daß der Liebling unter seinen Töchtern über ihn zu Gericht sitzen würde... Mit seinem leichtlebigen Frohsinn hatte er die Ahnung weggedrängt, hatte sich eingeredet, daß seine Kinder nichts davon wüßten oder wenn sie etwas vermuteten, sich nicht darum kümmerten — hatten sie doch alle mehr als genug mit ihren eigenen Liebesgeschichten und Lebensfragen zu tun! Später, wenn erst alles entschieden war, hatte er ernsthaft mit ihnen sprechen und sie davon überzeugen wollen, daß er ein Anrecht hatte auf dieses sein letztes Glück.

„Kitty..." begann er endlich nach langem Nachsinnen, „du bist noch zu sehr Kind, um dies alles zu verstehen. In deinen Jahren denkt man, daß Liebe nur eine Sache für junge Men-

schen ist, daß die allein ein Recht darauf haben. Darum kannst du nicht einsehen, wie ein Mann in meinem Alter, der sich noch nicht wie ein Greis vorkommt ... wie den ein Verlangen, eine Sehnsucht packen kann, viel stärker als alles, was er in seiner Jugend erlebte!"

„Bitte, kein Wort mehr darüber!" flehte das junge Mädchen, dem sein Bekenntnis fast körperlich weh tat. „Und wo bleibt Mutter? Die gehört doch zu dir... Die hast du doch liebgehabt all die Jahre hindurch? Oder war dies alles nur Schein und Heuchelei... Warst du immer von dem Verlangen besessen, von dem du sprichst... Und war das nur eine Einbildung von uns Kindern, daß ihr zusammen glücklich wart, daß bei uns das ganz unmöglich bleiben würde, was bei so vielen Leuten eintrat, Zerwürfnis, Haß, Untreue, all das Elend...?"

„Es gibt kein Zerwürfnis, keinen Haß zwischen deiner Mutter und mir..." fing er hilflos wieder an. „In gewisser Hinsicht liebe ich sie noch; ich werde immer in Liebe an sie denken. Du mußt das doch verstehen, Kitty, wenn du dir rechte Mühe gibst. Aber das kann mir nicht genügen. Ich verlange nun einmal etwas mehr vom Leben... Und das fand ich bei Millicent, den Rausch, die Flamme, die Leidenschaft..."

„Du könntest ihr Vater sein," war die einzige Schlußfolgerung, die seine Tochter nach kurzem Schweigen zog. „Als sie zuerst noch bei uns wohnte, nannten Mutter und du sie immer euer Töchterchen. Daß sie es fertig bringt, sich in einen verheirateten Mann zu verlieben! Sie war doch immer mit uns zusammen, mit Pucks Freunden hat sie angefangen, auf Ted hat sie's abgesehen gehabt... Nachher konnte sie ihn nicht ausstehen, weil er von ihr nichts wissen wollte. Ich habe in ihr immer ein unnatürliches geschraubtes Geschöpf gefunden. Wir Mädchen fanden sie alle schrecklich gekünstelt und eitel, keine von uns konnte verstehen, was Mutter und dir an ihr gefiel."

Der kindliche Wutausbruch gab ihm seine Ruhe wieder. Im Grunde genommen war es die größte Torheit, sie überzeugen zu wollen. Ein Kind in ihren Jahren konnte diese vielfach verschlungenen und ihm selber nicht immer deutlichen Wege der Leidenschaft nicht klar erkennen. Ihr törichtes Herziehen über Millicent... im Kern war es nichts anderes als Eifersucht. Sie spielte darauf an, wie stolz sie auf ihn gewesen sei. Auch er hatte manches Mal, wenn sie Arm in Arm gingen, den Gedanken bei sich aufkommen lassen, daß die Leute das Paar eher für Bruder und Schwester oder gar für ein Liebespaar ansehen könnten. Nein, nein, er wollte nicht den ganzen Apparat der Seelenanalyse in Bewegung setzen. Er hatte in letzter Zeit von diesem reizvollen Spiel allmählich genug bekommen. Ob Millicent wirklich in Ted verliebt gewesen war? Jedenfalls hatte sie mehr als einmal behauptet, Ted käme viel mehr als die andern Kinder... auf seinen Vater hinaus.

„Nicht mehr weiter grübeln," er raffte sich zusammen, er hatte sich das Wort gegeben, jetzt vom Leben zu nehmen, was das Leben ihm gab. Die Zeit, wo er den sorgenden Familienvater spielen mußte, war für ihn abgelaufen. Dieses achtzehnjährige Töchterchen bewies ihm ja, daß seine Kinder die Eltern nicht mehr brauchten.

Und wenn er das Opfer brachte und Millicent aufgab, um sich ganz seinen beiden jüngsten Kindern zu widmen? Wer sagte ihm, daß sie nicht doch ihren tollen Plan ausführte oder nach einem oder zwei Jahren sich verheiratete und ihn im Stich ließ. Dann hatte er sein letztes sonniges Glück, hatte er die paar Jahre, die ihm noch blieben, verspielt...

„Wir sprachen von dir und nicht von Millicent," sprach er kurz angebunden. „Hast du wohl schon daran gedacht, welchen Gefahren sich ein hübsches, junges Ding wie du aussetzt, wenn sie so ein Leben anfängt? Es dürfte wohl Männer genug

geben, die sich gar kein Gewissen daraus machen, mit einem Mädchen, das ein solches Leben führt... Verstehst du, was ich meine, merkst du, vor welcher Gefahr ich dich behüten möchte?"

Sie entzog ihm ihren Arm, durch den er beim Zureden den seinen geschoben hatte, und stand hochaufgerichtet vor ihm; totenblaß war ihr kleines dunkles Gesicht, ihre Augen, von Wut und Schmerz getrübt, suchten seinen Blick. „Und wenn es so weit kommt?" rief sie, jede Silbe scharf betonend, „dann bin ich auch nicht schlechter als Millicent. Eine Frau, die den Mut hat, ihre Leidenschaften auszuleben und sich an keine hergebrachte Regel kehrt. Das wirst du dann an mir hoffentlich auch bewundern, Vater?"

Mit dem letzten Wort wandte sie sich um und war in ein paar Sprüngen von ihm weg. Allein und verlassen sah er sich in der sonntäglichen Stille der Anlage stehen. Er wußte nicht, daß er seine Lippen blutig biß und daß seine Nägel in das Fleisch der Handflächen eindrangen. Er vermochte nicht mehr ruhig und beherrscht zu denken. Die Festigkeit war ihm verloren gegangen, mit der er, seit er sich seiner Liebe bewußt geworden war, sein Recht auf ein neues Glück wie eine Fahne vor sich aufgepflanzt hatte... Zum erstenmal sah er sich in dem Bilde, das seine Tochter von ihm entworfen hatte, er, der Grauhaarige, neben diesem jungen Wesen, das nicht älter war als seine Töchter. Und mit marternder Deutlichkeit sah er Kitty da draußen als lebende Kleiderpuppe, in ihrer herausfordernden verführerischen Schönheit und alte Männer vor ihr, die mit wollustheißen Augen sie anstarrten; reiche raffinierte Kerle, die ihr alles Schöne kaufen konnten, wonach ihr eitles kleines Herz verlangte, die ihr den Erfolg und die Triumphe verschaffen konnten, die sie in ihrem eigensinnigen Kopf sich als Ziel gesetzt hatte...

Stöhnend schlug er die Hände vor's Gesicht. Mußte denn das seine Schuld sein, wenn es diesen Weg mit ihr nahm, seine untragbare Schuld?

Aber für ihn gab es die Moral der alten Zeiten nicht mehr, keine Elternpflicht, keine Pflicht zur ehelichen Treue. Es hatte keinen Sinn, daß ein Vater durch seinen Einfluß, durch sein Beispiel sich zum Richter im Leben längst erwachsener Kinder aufschwingen wollte. Gegen den verblaßten Pflichtgedanken der früheren Generationen stellte er als moderner Mensch, den beschränkte Vorurteile nicht mehr schreckten, sein jauchzendes Recht auf Glück.

„Millicent!" murmelten seine Lippen. Er zwang sich, nur mehr an die Seligkeit dieser letzten Liebe, an den zärtlich herausfordernden Blick, an die Stimme zu denken, der im vertraulichen Geflüster so zwingende Macht innewohnte: „Du mußt es durchkämpfen, Steven... keine Schwäche, keine Bedenken aus blasser Empfindelei! Du liebst mich und ich liebe dich... Und es gibt kein höheres Recht als das Recht der Liebe!"

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

DAS LIED IST ALT UND NEU

„Ich glaube es nicht," rief Puck Coornvelt in ihrer bestimmten Art, indem sie sich auf den Zehen hob, um das gemalte Bildnis ihres Urgroßvaters Lodewijk Auge in Auge zu erforschen. „Ich glaube nicht, daß die Männer der alten Zeit wirklich ‚tugendhafter' waren als die heutigen... Im tiefsten Grunde bleibt die menschliche Natur dieselbe, und ‚Tugend' ist ein Begriff, der sich beständig nach den Forderungen der Zeit ändert. Wer weiß, was für schlechte und sittenlose Gedanken

hinter diesem vor dem Spiegel einstudierten Würdeantlitz gewohnt haben... Wer weiß, ob nicht auch er im geheimen seinen Leidenschaften und Leidenschäftchen nachging wie so viele von diesen ehrfurchtgebietenden Herren mit Vatermördern und der Hand auf der Bibel!"

„Ein Glück, daß wir das nie zu wissen bekommen werden," wehrte die alte Doktorin ab. Sie zwang sich zu einem leichten Ton, da sie dem Mädchen nicht zeigen wollte, wie unangenehm dieser Spott sie berührte. „Ich habe ihn nicht mehr gekannt, wohl aber meine Großmutter, die immer mit großer Liebe von ihm sprach und mir immer von ihm erzählte, wenn ich als kleines Mädchen zu ihr kam. Und ich weiß auch, wie meine Mutter an ihm hing, wie sie ihn verehrte und bewunderte, obgleich er sie doch mit seiner Übermacht als Oberhaupt der Familie zu einer Ehe gezwungen hatte, die zuerst tief gegen ihre Neigung ging. Glaubst du, wenn er bei all seiner Herrschsucht nicht wirklich ein guter Mensch, sondern nur ein glatter Heuchler gewesen wäre, daß er dann so eine gewaltige Macht über seine Kinder hätte ausüben können...? Mir ist gerade in der letzten Zeit bei meinem Nachgrübeln immer wieder der Gedanke gekommen, daß darin, in dieser Unangreifbarkeit des Beispiels, das Geheimnis der alten elterlichen Übermacht gelegen haben muß."

Das Mädchen hatte seine Zwiesprache mit dem Bildnis beendet und ging auf den Stuhl am Fenster zu, wo die alte Dame mit ihrer Strickarbeit saß. „Und deine Mutter hat das einfach getan...?" frug sie; ihre klaren Augen, deren Blau ein klein wenig ins Grüne schimmerte, hefteten sich in fast bänglichem Erstaunen auf die alte Frau: „Davon liest man wohl in Büchern, aber so recht habe ich es nie glauben können, daß früher ein Mädchen wirklich einen Mann heiratete, den sie nicht ausstehen konnte, bloß weil ihr alter Herr darauf be-

stand! Vielleicht war damals die Liebe eine viel einfachere Angelegenheit als heute, und so ein Jüngferchen mit gedrehten Locken und kreisrundem Rock, das das andere Geschlecht nur immer durch ein halbverhülltes Fenster und über eine weite Entfernung erblickte, bildete sich vielleicht gar schnell ein, daß sie ihr Herz für ewig verloren hätte ..."

„Wahrscheinlich schneller als eine von euch," räumte die alte Frau mit kurzem Lachen ein. „Aber leider weiß ich nur allzu gut, daß meine gute Mutter sich keine Liebe einbildete, als mein Großvater ihr sagte, es sei Zeit zum Heiraten. Sie war achtundzwanzig, er hatte noch drei andere unverheiratete Töchter, und Doktor Willem Wijsman, der als einziger Sohn die Praxis seines Vaters übernahm, war keine Partie, die man ausschlagen durfte. Dabei hatte aber Mutter von Kindsbeinen an eine unüberwindliche Angst vor allem, was mit Krankheiten zusammenhing, einen richtigen Komplex, wie wir es heute nennen, und mein Vater, der in seinem Beruf aufging und mir die Liebe zur Medizin schon in meinen Kinderjahren eingeimpft hat, fand ein wahres Vergnügen darin, sich in den eingehendsten Schilderungen von Geschwüren, Ausschlag und Operationen zu ergehen."

„Und sie ließ sich das gefallen," fuhr Puck auf, während ein leiser Zug des Ekels um ihren hochmütigen Mund spielte, „sie brachte nicht einmal den Mut auf, sich gegen diese Unart eines Menschen, der nur an sich dachte, zu wehren? Und natürlich hat sie nie versucht, sich scheiden zu lassen oder sich bei einem anderen Manne für diese elende Kuppelei schadlos zu halten ..."

„Ich habe früher wohl für sie gewünscht, daß sie mehr Mut gehabt hätte... Ihr Leben stand immer vor meinen Augen, wenn ich für die Gleichberechtigung beider Geschlechter kämpfte. Und doch habe ich mir in der letzten Zeit wohl die Frage vorgelegt, ob es nicht alles in allem genommen größer und

mutiger war, das auch zu Ende zu führen, was sie einmal, wenn auch in Schmerzen, angefangen hatte, als wenn sie das Recht auf ihr eigenes Leben gefordert hätte und weggelaufen wäre, wie es ja zweifellos eine Frau aus unserer Zeit tun würde! Es lag doch wohl eine große Kraft in diesem ‚bis der Tod uns scheidet', wie man es damals verstand. Glück ist eine Sache, die man schwer beschreiben kann. War meine Mutter unglücklicher als die deinige, die sich immer ihrem Manne ebenbürtig fühlte, und die die Ehe als ein Band betrachtete, das nur durch den freien Willen beider Teile seine Kraft erhielt?"

„Du suchst den Fehler da, wo er nicht sitzt," belehrte sie das Mädchen in ihrem überlegenen Tone, „er sitzt nicht in der Art, wie man sich mit der Ehe abfindet, sondern die Ehe selbst ist das Grundübel, weil sie von den Menschen ein Versprechen verlangt, daß sie unmöglich halten können. Aber ich gebe dir gerne zu, daß das Problem für uns heutige Frauen gewiß nicht einfacher geworden ist und wir der Lösung noch ferner stehen als früher. Mein Urgroßvater, der genau wußte, daß er ‚lebenslänglich bekam', als er heiratete, und der sich höchstens ganz im geheimen einen Seitensprung erlaubt hat, der war wohl noch besser dran als der arme Papa, der noch so gern ein bißchen den jungen Mann spielen möchte, und den so viele junge Mädchen in Versuchung führen wollen. Ihm ist die Wahl wirklich nicht leicht gefallen; entweder mußte er sich selber dem altmodischen Treubegriff oder seine Frau dem neuen Freiheitsdrang opfern."

„Du nimmst die Sache wirklich ein bißchen leicht!" rief die Ärztin mit unwillkürlicher Schärfe. „Ich finde... es tut mir immer weh, mit einem von euch über das Verhältnis zwischen deinen Eltern zu reden... Ich hatte gedacht, du würdest als tiefe Seelenerforscherin von einem geistig hochstehenden Manne, der bereits erwachsene Kinder hat, etwas mehr Verantwortungsgefühl verlangt haben!"

Wieder zuckte die älteste Coornveltochter die Achseln. „Meine Seelenforschung sagt mir vor allem, daß die menschliche Natur sich im Grunde nicht geändert hat und daß, wenn man etwas unter die Oberfläche dringt, der Unterschied zwischen dem äußerlich Anständigen und dem offenkundig Schlechten gar nicht so groß ist. Wie viele Herren in Papas Jahren mustern nicht durch ihre Augengläser die hübschen Beine der Ballettmädchen oder schleichen im Dunkel durch verdächtige Stadtviertel und unterhalten, so daß es niemand wissen darf, neben der Ehe noch irgendeine zarte Beziehung? Ist das sittlicher als das, was mein Vater öffentlich zu tun wagt? Ob wir nun unsere Augen vor der Tatsache verschließen oder nicht, die Männer sind nun einmal nicht für die Einehe veranlagt. Und die Ehe ist eine Sache, die nicht leben und sterben kann, weil sie von zwei Menschen verlangt, daß sie ihr ganzes Leben hindurch einander treu sein sollen, wo es doch die Natur mit sich bringt, daß sie nach ein paar Jahren ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Abwechslung spüren."

Die alte Ärztin schwieg, im Innersten verletzt. Gewiß, sie hatte sich vorgenommen, all den neumodischen Ansichten ihrer Neffen und Nichten vorurteilslos gegenüberzutreten, aber schließlich gab es Grenzen... Wie konnte überhaupt noch eine Ehe zustande kommen, wenn die jungen Mädchen mit solchen Ansichten in sie hineingingen! Welcher Wert wohnte dem Worte ‚Treue' noch inne, wenn beide Beteiligten von vornherein sagten, daß das Gegenteil unvermeidlich sein würde? Sie bückte sich wieder über ihre Strickarbeit, und mit einem schneidend bitteren Ton, den keines der Coornveltkinder sonst je von ihr zu hören bekam, folgerte sie: „Wenn du so über die Ehe denkst, Elizabeth, dann tut mir der Mann leid, der einmal glauben könnte, nicht ohne dich leben zu können."

Ein langes Schweigen folgte. Elize Wijsman wandte die Augen von ihrer Arbeit nicht ab. Sie konnte sich das Gesicht des Mädchens gut vorstellen. Dieses strengverschlossene bis zum Hochmut selbstbewußte Gesicht mit der leichtvorstehenden Unterlippe, die ihre Ähnlichkeit mit so vielen männlichen Coornvelts verstärkte. Elizabeth war ihr in diesem Augenblick die wenigst Sympathische unter den Kindern, und wie gern hatte sie früher dieses kleine rotblonde Mädchen, das einen so leidenschaftlichen Willen hatte und durch ihre Verstandesschärfe alle Welt in Erstaunen setzte, gehabt?

Ein unbestimmtes Geräusch ließ sie aufblicken. Sie sah ihre Nichte am andern Fenster stehen, den Kopf mit dem kurzgeschnittenen rötlichen Haar an die kleinen, rosigschimmernden Fensterscheiben gepreßt, die Augen niedergeschlagen — die schweren, goldschimmernden Wimpern lagen zitternd auf den weißen Wangen, über die, wie die alte Ärztin in hilflosem Schrecken sah, zwei dicke Tränen langsam hinabrollten.

„Wieder eine mit einer ungelösten Lebensfrage," dachte sie in Verzweiflung. Auch sie also, die so ruhig und selbstbewußt ihren Weg zu gehen schien. Wieder eine Frage, wo sie mit ihren veralteten Anschauungen sich vor allerhand unbegreifliche Schlußfolgerungen gestellt sah... Wo ihre Lebenserkenntnisse sie so hoffnungslos im Stiche ließen und sie, die alte Frau, neben der Weltweisheit dieser Kinder sich selbst wie ein unwissendes Kind vorkam...

Stockend suchte sie nach Worten. „Liebes Kind ... es ist vielleicht besser, wenn ich jetzt nicht mehr länger mit dir über den Begriff der Ehe rede. Ich bin eine alte Frau, und allmählich sehe ich es selber ein, ich habe ganz veraltete Anschauungen. Von all euren schweren Lebensfragen bin ich so müde, so furchtbar müde... Ich möchte jetzt lieber ein wenig allein bleiben..."

Langsam ging das Mädchen die beiden Treppen hinab durch das stille, verlassene Haus. Ein Gefühl weicher, dumpfer Trostlosigkeit war ihrer Herr geworden, das trübselige Bewußtsein, wie wenig alles Deuten und Wissen letzten Endes wert war. Wie sinnlos war ein Dasein, das den einen unfruchtbaren Tag an den andern reihte! Warum hatte Tante Doktor das Gespräch mit ihr abgebrochen, wo sie doch für Kitty, Lody und Elly soviel Geduld gehabt hatte? Sie verlangte aus tiefstem Herzen nach jemandem, der sie einmal nicht begabt und scharfsinnig fand, der mit all ihren frechen Lehrsätzen in leichtem Spott fertig würde; sie lechzte danach, endlich nicht mehr herumwühlen zu müssen mit ihrem vielgepriesenen Verstand, nicht länger verborgene Triebfedern hinter allem Trachten der Menschen aufzuspüren, nicht länger hinter jedem Augenblick der Erhebung, des Entzückens die aschfahle Kehrseite der Enttäuschung zu erblicken. Könnte sie doch wie ein einfaches Mädchen im Leben untertauchen und ‚mit ihrem Herzen denken'! An ihrem Zimmer ging sie vorbei, es lockte sie nicht, hineinzugehen in dieses Heiligtum, das sie vor ein paar Monaten in einer ihrer schöpferischen Launen zu einer Art Museum umgeschaffen, dem zuliebe sie Wochen hindurch geduldig auf kleinen Auktionen gesessen hatte... Wenn sie jetzt an dieses Zimmer mit den kleinen bleigefaßten farbigen Scheiben dachte, die die Häßlichkeit der gegenüberliegenden Wände dem Auge entzogen, an die prunkvoll aufgestellten messingenen Zierstücke, die blauen Delfter Teller, die baufälligen altertümlichen Möbel, an den persischen Teppich, der den Schritt abdämpfte, an die zahllosen Figuren und Kissen, so empfand sie beinahe ein körperliches Unbehagen. Und nun gar die Bücher auf ihrem Schreibtisch, Romane aus französischer, holländischer und englischer Feder, mit ihrer herzlos kunstvollen Zerlegung der Liebe und Untreue, der Leidenschaften und des Hasses, dann die Bücher

über Weltanschauung und über Psychoanalyse, diese grellen Scheinwerfer über Menschheitswahn und Menschheitsträume! Ein Gefühl innerer Ratlosigkeit sagte ihr, sie müsse weg aus diesem Reich, sie könne nicht mehr atmen in der Luft dieser auf die Spitze getriebenen Geistigkeit, zu der sie sich selber erzogen hatte. Und wie stolz war sie auf alles dies gewesen, sie, die so viel von dem, was das Leben bot, an sich gerissen hatte und die jetzt mit dreiundzwanzig Jahren mit allem fertig war, alles als wertlos erkannte. Ich will und muß fort von hier, dachte sie, während sie auf dem Vorplatz an dem Fenster, das den Blick auf die kleine Seitengasse freigab, ein Weilchen stehenblieb. Ich will wieder auf Reisen gehen... dieses Haus, diese Stadt an einem Sommerabend... unerträglich. Einen Augenblick klammerte sie sich mit einer leichten Freude an den Gedanken, wochenlang, monatelang in ihrem schnellen kleinen Auto durch die Welt zu fliegen, jeden Morgen beim Aufwachen die Gewißheit zu haben, daß der Tag zum mindesten nicht eine hoffnungslose Wiederholung des grauen Gestern sein würde...

„Ich könnte eigentlich Mutter mitnehmen," überlegte sie; „es würde ihr gut tun, ihre Gedanken wenigstens von der Grübelei über Vater ablenken." Wenn sie draußen war, unter dem wechselnden Anreiz neuer Eindrücke, dann würde ihr die Scheidung nicht mehr als etwas so Furchtbares, sondern als die naturgemäße Lösung erscheinen. Aber ihre verwöhnte Selbstsucht verwarf den Einfall sofort. Mutter würde doch mit ihren Gedanken von ‚Zuhause' nicht loskommen, immer würde sie nur von den Dingen daheim und von ihrem Schicksal reden wollen... Nein, sie wollte frei sein, das Leben und die Schönheit der Welt durch alle Poren in sich aufnehmen, an nichts und an niemand gebunden...

Unten im Erdgeschoß schrillte das Telephon; eine kurze Stille, und wieder mahnte die Schelle. War wieder keiner von

der ganzen Familie zu Hause, hatten die Mädchen zum soundsovielten Male vergessen, den Alarm auf die Küche umzustellen? Unwillig über die Störung eilte sie die Treppe hinunter, wobei aber die regelmäßige Wiederkehr des scharftönigen Anrufs ihr ein kindliches Freudegefühl erweckte. Langsam nahm sie den Hörer ab. „Hier das Haus Coornvelt!“ ... „Wollen Sie bitte nachfragen, ob Fräulein Elizabeth daheim ist?...“

Sie ließ einen Augenblick vergehen, bis sie antwortete; sie fühlte, wie ihr Herz vor freudiger heftiger Bestürzung schneller ging. „Sie sprechen mit Elizabeth Coornvelt.“ Sogleich drang ein Strom leidenschaftlich erregter Worte an ihr Ohr: „Puck... bist du es wahrhaftig selber? Ich kann es kaum glauben, deine Stimme klingt so anders ... ich bin diesen Augenblick zurück ... über Genua gefahren ... du weißt doch, mit wem du sprichst, Puck, mit Han... Henry van Doeveren! Fünf lange Jahre ... und mir kommt es vor, als ob ich gar nicht weggewesen wäre. Sogar die Pflastersteine am Bahnhof sind noch ebenso schlecht wie früher, und der Gepäckträger griff, ohne daß ich ein Wort sagte, an seine Mütze und rief: ‚Weiß schon Bescheid ... Rapenburg 76 ...‘ Puck ... ich darf doch zu dir kommen? Ich hab' dir auch was Hübsches in meiner Handtasche mitgebracht; die Koffer kommen erst in ein paar Tagen ... Kind, was habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt!... Ist's dir recht ... ja, in einer Viertelstunde bin ich bei dir...“

Sie blieb vor dem Apparat stehen; ihre Hände fielen untätig an ihrem Körper herab, in ihrem Herzen tobte der Aufruhr widerstreitender Gefühle. War die frohe Erregung, die sich in der tiefen warmen Stimme aussprach, echt gewesen? Ach, Leute, die aus den Kolonien kamen, waren immer in den ersten Tagen so außer Rand und Band. Ja, die fünf Jahre waren um, er hatte auch geschrieben, daß er zurückkam — aber es war

gerade in der Zeit gewesen, als Glorias Mann, der Hauptmann van Maanen, ihr den Hof machte. Fünf Jahre ... als er wegging, war sie achtzehn und er zwanzig gewesen; schon damals hatte sie das Gefühl, daß sie ihm an Einsicht und Erfahrung unendlich überlegen sei. Er hatte sie geküßt und beim Abschied gesagt: „Du wirst sehen, wie schnell die fünf Jahre vorbei sein werden!" Gewissenhaft hatte er ihr Briefe geschrieben und Verse geschickt — sehr gut waren die Verse nicht gewesen, aber eine eigenartige Empfindungszartheit hatte sie darin doch öfters ergriffen. Und sie hatte gerne geantwortet, denn sie wußte, daß sie einen ausgezeichneten Brief schrieb, und daß alle ihre Freunde ihr starkes Schilderungstalent bewunderten ...

Seine Stimme, seine leidenschaftlich gejagten Worte klangen in ihren Ohren nach. Und es war ein Sommerabend, kein Mensch im Hause und der Garten im silbernen Mondlicht... Gott im Himmel ... auf was ließ sie sich ein? Sie in ihrer weichen Stimmung, die durch Enttäuschungen und ungestillte Sehnsucht noch verstärkt wurde... und er, der Freund ihrer Jugend mit seiner freudigen Erregung, mit einer Ungeduld, als ob er die ganzen Jahre hindurch nur an den Augenblick des Wiedersehens gedacht hätte! Aber sie war nicht mehr das Mädchen, das er im Garten ihres früheren Hauses unter dem Birnbaum geküßt hatte, sie war eine welterfahrene Frau geworden, die genau wußte, wie die Menschen sich selber über ihre eigenen tiefsten Empfindungen täuschten und einander halb unwillentlich betrogen...

„Ich hätte irgendeine Ausrede finden müssen..." warf sie sich unruhig vor; „in zwei oder drei Tagen hat sein Heimkehrfieber nachgelassen, und dann könnten wir ruhig und nett als zwei alte Kameraden miteinander plaudern..." Aber zugleich war sie, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinaufgesprungen. Es fiel ihr schwer auf die Seele, daß sie eine

alte, ein wenig verschossene Strickjacke trug, und daß sie ihre vom Motorfahren eingestaubten Schuhe noch nicht gewechselt hatte. Nicht ohne Besorgnis fuhr sie durch ihr kurzgeschnittenes Haar... Ob er die neue Haartracht, die er noch nicht an ihr gesehen hatte, billigen würde?

Jetzt saßen sie einander gegenüber auf einer der breiten Fensterbänke des Gartenzimmers, dessen Fenster in die Höhe geschoben waren. Elizabeth trug ein Kleidchen aus weicher, hellgrüner Seide, das glücklicherweise heute nachmittag von der Reinigung zurückgekommen war, und ein schimmerndes grünes Seidenband im Haar, das die etwas schroffen Linien ihrer gewohnten Frisur milderte. Und ihre Füße schmückten die Schuhe aus Silberleder mit Filigranstickerei, die er ihr mitgebracht hatte...

„Ich wußte deine Schuhnummer," hatte er triumphierend ausgerufen, als sie schon beim ersten Versuch wie angegossen saßen; natürlich hatte er sie ihr selber anziehen und dabei ihre Füße küssen wollen, eine überschwengliche Huldigung, die sie ebenso verrückt wie rührend fand.

„Eine unsinnige Situation," sagte sich das Mädchen, während sie sich gegen die Täfelung des Fensterrahmens lehnte und die Rose, die er vor einer Minute im Garten für sie gepflückt hatte, mit den Fingern liebkoste. Ganz und gar wie in einem Roman aus Großväterzeiten: der stattliche junge Liebhaber, der nach Jahren standhafter Treue zu seiner harrenden Braut zurückkehrt und ringsherum Mondschein, Rosenduft, warme Sommernacht. Unverantwortlich dumm, daß sie ihn nicht doch auf ihrem Zimmer empfangen hatte. Da hätte sie ihm wenigstens einen Stuhl anweisen können, in geziemendem Abstand von dem ihrigen; aber als sie vor seinem Kommen dort die Abendlampe andrehte, hatte sie sich des selbstgefälligen Luxus und des aufdringlich zur Schau getragenen Kunstgeschmacks ge-

schämt. Dort konnte sie den Freund ihrer Jugend nicht begrüßen. Das Wohnzimmer war dumpfig und heiß, die Wandmalerei mit den grinsenden Chinesen brachte sie jedesmal aus der Stimmung, und außerdem konnte ja im Laufe des Abends der eine oder andere der Hausgenossen dort hereinkommen. So hatte sie nach kurzer Überlegung das ruhige Gartenzimmer zum Empfang gewählt und das Teetischchen neben die Fensterbank gerückt, nicht ohne sich selber wegen solcher hausmütterlichen Förmlichkeit zu verspotten und von dem unruhigen Klopfen ihres Herzens unangenehm überrascht zu sein.

Aber als er da war, als nach dem ersten, beinahe qualvollen Augenblick, in dem man einander schweigend gegenüberstand, seine Hände auf ihren Schultern lagen und sein jugendlich gutes offenes Gesicht, das doch etwas verändert, etwas männlich kraftvoller geworden war, sich dicht zu dem ihrigen neigte, da waren Unruhe und Ungewißheit von ihr wie eine Schlangenhaut abgefallen. In willenloser Hingebung genoß sie seine Nähe, genoß sie den Augenblick, der der Traum eines Sommerabends und der Wahn eines einfältigen kindlichen Herzens war.

Er war über die niedrige Fensterbank gesprungen, um im mittelsten Beet eine Rose für sie zu pflücken. Jetzt blieb er auf der ein paar Stufen höher gelegen Terrasse stehen und stützte die gekreuzten Arme auf die Brüstung. So war sein gebräuntes Gesicht mit dem widerspenstigen und nur mühevoll glattgebürsteten Haar dicht bei dem ihrigen. Immer wieder erzählte er eifrig von dem Lande da drüben, wo er in wenigen Jahren einen so schönen und befriedigenden Wirkungskreis gefunden hatte. Indien war ein viel besseres Land als das immer noch etwas verschlafene und beschränkte Holland, ein Land, wo junge Energie, Wagemut und Unternehmungsgeist zur Geltung kamen, wo man nicht an erster Stelle nach bestandenen Prü-

fungen, hohen Beziehungen und dem Rang des Vaters fragte... Oh, in einer kleinen holländischen Stadt würde er es nicht mehr aushalten können. Er konnte es sich ausgezeichnet vorstellen, daß sie sich hier auch nicht glücklich gefühlt hatte! Gewiß war das Leben in Indien für die Männer anstrengend und schwer, aber für die Frauen — das sagten alle seine verheirateten Freunde — war es das wahre Paradies, da man sich mit dem Kleinkram des Haushalts und dem ewigen Dienstbotenärger, der allen jungen Familien in Holland das Leben verbitterte, nicht aufzuhalten brauchte. In Indien hatte das Leben einen breiteren, reicheren Zug. Jederzeit konnte man den Glanz der Tropennatur genießen, die schnellen Autos hatten das Leben ganz und gar verändert, der Sport hielt Gesundheit und Energie im Gange und hatte Trunksucht, platten Lebensgenuß und allerhand minderwertige Vergnügungen aus dem Felde geschlagen.

Unbeweglich und mit gefalteten Händen hörte das Mädchen zu; sein frisches Gesicht war ihr so nahe, daß sie den schwachen Duft seines Haarwassers einatmete und den ruhigen Gang seines Atems vernahm. Ihr war, als ob ihre jederzeit angespannten, gleichsam gewappneten Sinne langsam und unwiderstehlich durch den Klang seiner lieben warmen Stimme in Schlaf gesungen würden, als ob sie zum erstenmal nach langer Zeit dem Leben nicht mehr in Fechterstellung gegenüberstünde, sondern sich ihm willenlos in einem sonderbaren, fast schmerzenden Glück unterwarf. An jedem Worte, das er sprach, hingen Erinnerungen der früheren Jahre, der Zeit vor seinem Weggehen. So war er heimgekehrt, der als jüngster Sohn aus dem nicht mehr im alten Glanze blühenden Hause der van Doeverens im Vertrauen auf seinen klaren Kopf und seine gesunden Glieder in die große Welt gezogen war!

Damals war sie noch ein junges, unerfahrenes, aber schon sehr weltkluges Mädchen gewesen, nüchtern genug, um sich

durch die Verliebtheit der ersten Jugendjahre, einen Abschiedskuß, eine unausgesprochene Frage zweier tränender Augen nicht gebunden zu glauben.

Ein Jahr nach seinem Abschied ging sie auf die Universität mit dem festen Willen, das Leben kennenzulernen und aus ihm an Genuß herauszuholen, was es hergab. Ihr Leben war das einer jungen Frau gewesen, die mit ihrer Zeit Schritt hielt. Verwöhnt und bewundert sah sie sich, kannte nur die Pflicht, die sie sich selber auferlegte, und nur das Gebot ihrer eigenen beständig wechselnden Wünsche. Junge und reifere Männer waren ihre Kameraden, ihre Freunde, ihre Verehrer geworden; bald war sie sich der Macht bewußt gewesen, die sie über sie ausübte, und hatte sie darum beklagt oder verachtet, bald sich ihrer Herrschaft gefreut und bald sich geschämt... Nach und nach hatte eine schamlos klare Lebenserkenntnis allen frommen Glauben überwuchert. Wie konnte man in dieser Zeit noch im Ernst von ehelicher Treue reden, von einer Liebe, die das ganze Leben ausfüllt? Sah sie nicht überall bei Freundinnen und Freunden, die in der Verlobungszeit nichts als Liebe und Seligkeit gewesen waren, Entfremdung, Entmutigung, Gleichgültigkeit und endlich Untreue ihren Einzug halten; sah sie nicht immer wieder Menschen, die ihre Ehe lösen ließen, junge Paare, die sich noch kaum kennengelernt hatten, und ältere, die ein langes und anscheinend so inniges Zusammenleben nicht innerlich miteinander verband. Hatte sie nicht bei ihren eigenen Eltern, die, wie sie immer dachte, einander so ehrlich zugetan waren, das gleiche Auseinandergehen des Lebensstroms und zum Schluß die Untreue miterlebt?

Und jetzt saß der Freund ihrer Jugendjahre ihr gegenüber, mit seinem glaubensvollen Herzen, seinem ungebrochenen Lebensvertrauen, mit seinem Wahn, daß er dieselbe in ihr zurückfinde, die er vor fünf Jahren verlassen hatte... Und

nun mußte sie es ihm bekennen, ihm sagen, daß sie eine andere geworden war, daß sie nicht mehr an die Liebe glauben könne, und daß die Erfahrung sie belehrt habe, sie eigne sich nicht für die Ehe, für die pflichtgebotene Treue gegen einen einzigen Mann... Jetzt eben hatte sie es ja der Tante Doktor noch herausgesagt, daß die Ehe ein unwürdiger Zwang sei und ein Versprechen bedeute, das kein Mensch erfüllen könne.

Aber als sie jetzt versuchte, den Sätzen eine Form zu geben, in denen sie es ihm gleich sagen, mit der sie die Frage abschneiden könnte, die sie auf seinen Lippen fühlte... da wußte sie mit einem Schlage, sie hatte den Mut nicht mehr dazu, nicht mehr den Mut, seinen Glauben zu zerbrechen.

Denn das war es wohl, was ihn von allen anderen unterschied: die waren alle gefesselt, von der Eigenart ihres Wesens angeregt, in ihrem Bann, vielleicht nicht ganz ohne scheue Bewunderung... während er sich nicht um ihre Begabung, um ihre Fähigkeiten kümmerte, sondern in ihr ein anhängliches, zart empfindendes Mädchen sah, das er nur in seine Arme zu nehmen brauchte, um das von ihr zu hören, was er sich erhoffte: daß sie ihn immer noch liebhatte und ihm jetzt ewig und unverbrüchlich treu sein würde.

Und da stand es deutlich vor ihr, sie würde diesen Willen haben, sie würde das Mädchen sein wollen, für das er sie hielt... und wenn sie es doch von sich selbst forderte, mit ihrem verlangenden, sehnsuchtsvollen Herzen, warum konnte es denn nicht Wahrheit werden? Alles, womit sie bis jetzt ihr Leben hatte auszufüllen suchen, Freiheit, Entfaltung des Geistes, Ruhm und Erfolg, darin fand eine Frau doch kein dauerndes Glück. Das wußte sie schon aus eigener Erfahrung und aus den unzähligen Büchern, in denen die ‚neue Frau' ihre Seele ausgegossen hatte — alle Frauen lernten schließlich das alte, unausrottbare Verlangen nach zwei starken Armen kennen, in

denen man alles Suchen und Grübeln vergessen konnte, nach der bezwingenden Frage, die jeden Zweifel zum Schweigen brachte. Was hatte nicht eben Tante Doktor gesagt? „Ich bedauere den Mann, der einmal glauben könnte, nicht ohne dich leben zu können ...“ Aber wenn sie den festen Willen hatte, ihn glücklich zu machen — und sie wollte ihm ehrlich gegenübertreten, ihm keine Tugenden vorspiegeln, die ihr fehlten — konnte sie dann nicht auch selber glücklich werden in dem fernen Lande, wo die Menschen noch einfacher und frischer empfanden, wo das Leben einen größeren und reicheren Zug hatte?

Ein frommer Selbstbetrug ... das Gaukelspiel eines Sommerabends, eines mondübergossenenen Gartens, einer warmen flehenden Stimme, die so schmeichlerisch ihrem Ohre nahe war? Aber war die Liebe irgendwann etwas anderes? Ein leuchtendes Traumbild und doch das einzige, um das es sich lohnte, zu leben! Vielleicht — mit seltsamer Klarheit stieg der Gedanke in ihr auf — vielleicht war das im letzten Grunde der einzige Unterschied zwischen der Frau von heute und der Frau früherer Zeitalter, vielleicht lag hier die Ursache so vieler Fehlschläge, so vielen trostlosen Auseinandergehens, daß die Frauen den Glauben früherer Zeiten nicht mehr hatten, den unbelehrten Glauben an die Kraft, an die Unzerstörbarkeit dessen, was doch den Mittelpunkt ihres Lebens bildete, daß sie nicht mehr an die göttliche Macht der Liebe glaubten.

Sie nahm ihn mit, die Treppen hinauf, zum obersten Stockwerk. Sie mußten doch irgend jemand das strahlende Glück zeigen, hatte sie gerufen, das Glück, an das sie selber noch kaum zu glauben wagte, sie mußte das Staunen, ja den Schrecken sehen, wenn sie es erzählte: „Ich bin verlobt, in einem halben Jahr gehe ich mit ihm nach den Kolonien!“ Sie mußte die Bestürzung in dem Ausruf hören: „Puck! Du?“

Aber niemand war zu Hause, nur das Auto ihrer Mutter hatte sie um zehn Uhr gehört, und die war natürlich sofort zu Bett gegangen; nur von der alten Frau wußte sie, die oben in ihrem stillen Zimmer saß ... Und erst hatte sie eine beinahe unüberwindliche Scham und Verlegenheit bei dem Gedanken empfunden, jetzt mit dem freudestrahlenden, zukunftsgläubigen Gesicht ihres Verlobten vor sie hinzutreten.

Aber er selber hatte darauf bestanden, die ‚Tante Doktor' zu begrüßen. Er erinnerte sich ihrer noch so gut aus seinen Knabenjahren, als er immer vor ihrer Gelehrsamkeit eine so angstvolle Bewunderung empfunden hatte, zugleich mit einem jungenhaften Argwohn, weil sie immer so schmucklose schwarze Kleider trug und an nichts als an die Wissenschaft und den Freiheitskampf der Frauen zu denken schien... und weil sie so gänzlich aller Eitelkeit der Welt entsagt hatte, daß sie ihr Haar in einem schlichten Knoten auf dem Kopf zusammengebunden trug.

„Ein Segen, daß du nicht so bist wie sie..." rief er, in den Anblick des seidenen Kleidchens und des glänzenden Bandes verloren, das in kunstvollem Geflecht das Haar der Geliebten schmückte. Er wußte noch nicht, daß sie es abgeschnitten hatte! Puck verspottete sich selbst wegen des Schreckens, den sie bei diesem Gedanken empfand. Würde er es wohl sehr unweiblich finden, wenn er morgen die fürchterliche Entdeckung machte?

Sie blieb vor der Zimmertür der Doktorin stehen; er hatte seinen Arm um ihre Schulter geschlungen, und während Puck anklopfte, schauten sie einander wie ungezogene Kinder an... Aber auch als ihre Finger noch einmal auf die Tür getrommelt hatten, kam keine Antwort. Da küßte er schnell ihre warmen Lippen, so lange, daß sie mit einem gelinden Schrei und einem Druck ihrer Hände gegen seine Brust sich losmachen mußte.

„Sie kann doch nicht so fest eingeschlafen sein?“ frug das Mädchen in plötzlich aufsteigender Unruhe, während sie vorsichtig die Tür öffnete.

Das Mondlicht fiel durch die kleinen rötlichen Scheiben, und die alte Frau saß am Fenster zur Linken in ihrem Lehnstuhl genau so, wie Puck sie vor wenigen Stunden verlassen hatte. In fremdartig scharfen Linien, fast unwirklich, standen die alten Möbel ... der Tisch und die vielen Stühle um ihn herum ... und die Bildnisse an der Wand schienen in dem kalten Licht aus ihren Rahmen herauszutreten und in ihrer Unbeweglichkeit ein verborgenes Leben zu besitzen.

Es war, als ob alles in dem Zimmer in atemlosem Schweigen wartete, als ob das Zimmer von dem Kommen des jungen Mannes und des Mädchens gewußt hätte, die jetzt auf der Schwelle standen und dort in fremdartiger Furcht harrten... Puck empfand die unsägliche, unfaßbare Bedeutung des Augenblicks, die sie hinderte, sich vorzuwagen; und als sie endlich ihre Hand von der des Verlobten löste und auf den Zehen zum Fenster hinschlich, da wußte sie, daß diese Sekunden mit unvergänglicher Schärfe in ihrer Erinnerung eingeschrieben bleiben würden.

„Tante Doktor...“ sprach sie leise. Noch einmal, etwas lauter wiederholte sie den Ruf, als sie sich tiefer auf das Gesicht der alten Frau niederbeugte. Das war etwas zur Seite herabgeglitten und schien in ununterbrochener Spannung in den mondüberglänzten Garten zu starren, wo jetzt eben — nur wenige Augenblicke waren vergangen — Han sie in die Arme genommen und geküßt hatte...

„Tante Doktor...“ rief Puck noch einmal mit angstvoller Bitte. Aber jetzt wußte sie es schon... noch ehe sie es an der Hand, die kraftlos über der Strickarbeit lag, an der Eiseskälte der hohen, faltenreichen Stirn fühlen konnte.

Eng schmiegte sie sich an den jungen Mann. Das mutige, selbstherrliche junge Mädchen gab beglückt dem Verlangen nach Schutz und Tröstung nach. Sie flüsterte: „Jetzt kann ich es ihr nicht mehr sagen... jetzt kann ich ihr nicht mehr die Freude machen, Han..."

„Was wolltest du ihr sagen, mein Lieb? Daß wir beide zueinander gehören?"

„Daß es doch nicht so schlimm ist mit unsern Lebensfragen, wie sie gefürchtet hat, und daß die Frauen im tiefsten Grunde ihres Herzens nicht so viel anders sind als früher..."

ENDE

INHALT

Erstes Buch 1840

1. Die Ankunft 7
2. Der Vater 36
3. Söhne und Töchter 52
4. Romantisches Erlebnis 69
5. Gehorsam ist des Christen Schmuck 79
6. Von Blutegeln und Minne 90
7. Der Lenz hat es getan 102
8. Die böse Wirklichkeit 119
9. Mietbetjes Hedschra 141

Zweites Buch 1872

10. Mütter und Töchter 163
11. Der große Abend 184
12. Im Schoß der Familie 206
13. Die fremde Prophetin 230
14. Unter Vormundschaft 246
15. In hellem Aufruhr 259
16. Lizes und Claras Kampf 277
17. Jacoba Coornvelt Fecit 1842 303

Drittes Buch 1924

18. Das alte Haus 327
19. Puck und Kitty 340
20. Ein Elternpaar 352
21. Von gestern und morgen 370
22. Das Loch in der Rechnung 390
23. Kittys Richterspruch 420
24. Das Lied ist alt und neu 434

Weitere Romane von

FRAUENKREUZZUG

Deutsch von Franz Dülberg

400 Seiten. In Leinen geb. RM 7.— (Fr. 8.80)

Die Fortsetzung von „Die Frauen der Coornvelts". Ein Buch über den Wahlrechtskampf der Frauen, der in seinem Siegesergebnis für die Stellung der Geschlechter zueinander bestimmend geworden ist. Das Schicksalsbild eines zarten, aber von leidenschaftlichem Wahrheitseifer erfüllten jungen Mädchens, das eine Liebe und endlich ihr Leben zum Opfer bringt für die Sache der Frauenbefreiung.

JENNY SPIELT KOMÖDIE

(Jenny Heystens Blütenweg)

Deutsch von Franz Dülberg

336 Seiten. In Leinen geb. RM 6.— (Fr. 7.50)

Nur die Frau kann die gehetzte Hilflosigkeit des Freiwilds so erschütternd schildern wie in dieser äußerlich so herben und innerlich unfertigen, sensiblen Theaternovize. Wie kaum einer aus der Serie der meist recht oberflächlichen Theaterromane weiß dieser mit psychologischem Einfühlungsvermögen das „Musterlager der Leidenschaften" greifbar aufzuzeigen. (Germania, Berlin)

JENNY VERSUCHT DIE EHE

Deutsch von Franz Dülberg

296 Seiten. In Leinen geb. RM 6.— (Fr. 7.50)

Die Fortsetzung von „Jenny spielt Komödie". Auch in diesem Roman ist das Theater, diese bunte, bezaubernde, vieldeutige und konfliktreiche Welt der Bretter, die bewegende Mitte. Seinem machtvollen Zauber kann niemand entrinnen, der ihm einmal verfallen war. — Auch Jenny Heysten erlebt dieses Schicksal, die ihrem Verlobten zuliebe der Bühne entsagt. Gegen ihr Versprechen tritt sie heimlich wieder auf, wird überrascht, und es kommt zur Katastrophe. Der Verlobte trennt sich endgültig, und Jenny Heysten wendet sich entschlossen, wenn auch mit leiser Entsagung, wieder dem Bühnenleben zu.

Carl Schünemann / Verlag / Bremen

Jo van Ammers-Küller

MASKERADE

Deutsch von Else Otten

348 Seiten. In Leinen geb. RM 6.— (Fr. 7.50)

Die Geschichte eines jungen Mädchens aus „gutem Hause", das in die Wirrnis der Liebe gerät, das nicht stark genug ist, sein eigenes Selbst durchzusetzen und das schließlich in einer unglücklichen Ehe innerlich zugrunde geht: ein Buch von wirklichem Niveau, erfüllt von dem Willen zu helfen, von dem Wissen um das Wesentliche und Notwendige. (8-Uhr-Abendblatt, Berlin)

TANTALUS

Deutsch von Franz Dülberg

416 Seiten. In Leinen geb. RM 7.— (Fr. 8.80)

Die holländische Dichterin behandelt hier die Frage, wie die Forderung der ehelichen Treue sich mit der polygamen Veranlagung des Mannes verträgt. Ohne etwas zu beschönigen oder zu verheimlichen, bringt Frau Ammers-Küller die gegenseitige Einstellung von Mann und Frau, wie sie das tägliche Leben jedem vor Augen führt.

(Frankfurter Zeitung)

Das brennendste Problem unserer Zeit: die immer unabweisbarer werdende Ehefrage. Jedem einseitigen Feminismus fern, lehrt die Verfasserin uns mit den Augen ihrer leidenden Helden beide Geschlechter sehen und verteilt mit abwägender Gerechtigkeit Licht und Schatten. (Dresdner Nachrichten)

DER STILLE KAMPF

Deutsch von Else Otten

248 Seiten. In Leinen geb. RM 5.— (Fr. 6.30)

Durch seine stille und unaufdringliche Tragik wirkt dieses Buch, das die Ehe von einer neuen Seite beleuchtet, erschütternder und lebenswahrer als manches Werk, das mit groben Effekten die Abgründe erotischer Zwiespältigkeiten aufdeckt.

(Berliner Lokal-Anzeiger)

Es ist der stille, aufopferungsvolle Leidensweg einer Frau in der Ehe; ein Buch aus dem Alltag, das in seiner verschwiegenen Größe und heimlichen Tragik eines der erschütterndsten Dokumente der Frauenpsyche ist. (Der Landsbote, Winterthur)

Carl Schünemann / Verlag / Bremen

Romane von Warwick Deeping

UNRUHE DES HERZENS

Deutsch von Kurt Fiedler

264 Seiten. In Leinen geb. RM 6.— (Fr. 7.50)

Wieder eine von Deepings wundervollen Frauengestalten! Wieder einmal ein farbenreiches Bild von den Leiden und Kämpfen einer vorübergehend betrogenen jungen Frau. — Es ist ein ernstes, ergreifendes Buch. Die Erschütterungen der kleinen, tapferen Frau, ihr tiefes Verstehen, ihr großes Verzeihen, bilden den Kern des Romans.

AUSSENSEITER DER GESELLSCHAFT

Deutsch von Curt Thesing

392 Seiten. In Leinen geb. RM 7.— (Fr. 8.80)

Treue, innere Verläßlichkeit sind das beherrschende Thema auch in diesem Werke, das uns die Welt des englischen Akademikers erschließt. Ein Arzt, der vom Schicksal zur Einsamkeit verurteilt ist, vermag nach vielen Wirrungen und Wandlungen in seiner Ehe die letzten Fremdheitsgefühle zu überwinden und sich mit der Welt zu versöhnen.

HAUPTMANN SORRELL UND SEIN SOHN

Deutsch von Curt Thesing

486 Seiten. In Leinen geb. RM 7.— (Fr. 8.80)

Dieser Roman berührt eine der wichtigsten Fragen, die es auf der Welt gibt, nämlich die Kameradschaft zwischen Vater und Sohn. „Man möchte Warwick Deeping die Hand schütteln und ihm dazu sagen, was haben Sie da für ein erfreuliches, tüchtiges, grundgemütliches und weises Buch geschrieben." (Vossische Zeitung)

KITTY

Deutsch von Curt Thesing

400 Seiten. In Leinen geb. RM 7.— (Fr. 8.80)

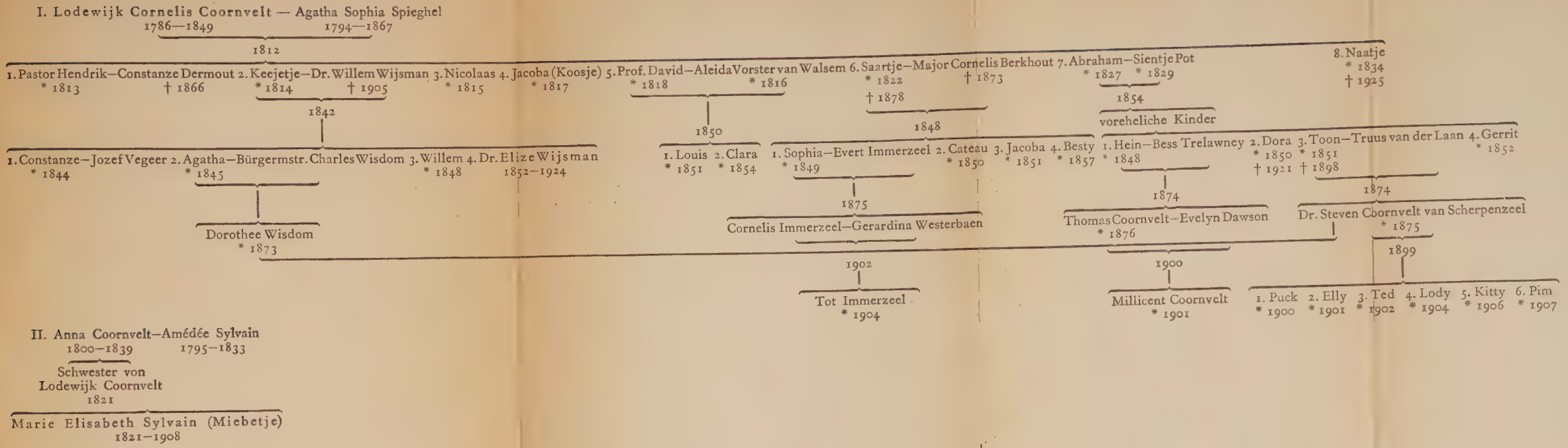
Das Verdienst dieses Romans ist es, eine Frau geschildert zu haben, die den praktischen Lebensmut der emanzipierten Engländerin mit dem Charme der ganz altmodisch treu Liebenden so liebenswürdig verbindet, daß daraus eine Art von modernem Frauenideal entsteht. (Neues Wiener Journal)

DER SCHICKSALSHOF

Deutsch von Marguerita Thesing

390 Seiten. In Leinen geb. RM 7.— (Fr. 8.80)

Im Schein und Luxus eines von der Wirklichkeit abgelösten Lebens wird das Menschentum der Heldin verschüttet, und erst muß das auf Spekulationen errichtete Haus des Reichtums zusammenbrechen, sie selbst den freiwilligen Tod ihres Gatten und die harte Vergeltung ihres Jugendfreundes erfahren, bis sie bejaht, was ihr einst unerträglich schien.

Carl Schünemann / Verlag / Bremen

DIE FAMILIE COORNVELT